HEYNE BÜCHER

DER GRÖSSTE ROMAN-ERFOLG DES AUTORS SEIT »EXODUS«

TOPAS

LEON URIS

Vom gleichen Autor erschienen außerdem
als Heyne-Taschenbücher

Exodus · Band 01/566
Schlachtruf »Urlaub bis zum Wecken« · Band 01/597
Mila 18 · Band 01/882
Die Berge standen auf · Band 01/919
Entscheidung in Berlin · Band 01/943
QB VII · Band 01/5068
Trinity · Band 01/5480

LEON URIS

TOPAS

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/902

Titel der amerikanischen Ausgabe
TOPAZ
Deutsche Übersetzung von Alfred Scholz
und Gerhard Vorkamp

23. Auflage

Ungekürzte Taschenbuchausgabe mit Genehmigung des
Kindler Verlages, München
Copyright © 1967 by Leon Uris
Printed in Germany 1986
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-00225-3

Dieses Buch ist meinem Freund
Herbert B. Schlosberg gewidmet

Abkürzungen

ININ: Inter NATO Intelligence Network

KGB: Komitet Gossudarstwjennoj Besopasnosti
(der zivile sowjetische Sicherheitsdienst)

SDECE: Service de documentation extérieure et de contre-espionnage

Dieses Buch behandelt in Romanform Ereignisse der jüngsten Geschichte. Einige von ihnen sind historisch belegt, andere kommen der Wirklichkeit sehr nahe.
Die Ämter und politischen Positionen in diesem Roman sind mit erfundenen Personen besetzt, die ausschließlich der Phantasie des Autors entsprungen sind.
Es besteht die Möglichkeit, daß heute noch lebende Personen irrtümlich mit Personen in dem Roman identifiziert werden, weil ihre Ämter sich gleichen. Die Ähnlichkeit ist rein zufällig und unbeabsichtigt.

Aspen, Colorado *Leon Uris*

Erster Teil • ININ

Prolog - Sommer 1962

Marshal McKittricks Buick fuhr durch das Tor des riesigen Regierungskomplexes außerhalb von Washington, bog in die Autostraße ein und raste in Richtung Washington davon. McKittrick tastete nervös nach seiner Aktentasche und blickte in den Rückspiegel. Zwei Wagen mit schwerbewaffneten Bewachern folgten dicht aufgeschlossen. Sanderson Hooper neben ihm und Michael Nordstrom im Fond sagten kein Wort.

Marshal McKittrick spürte wenig Genugtuung bei dem Gedanken an die Rechtfertigung, die ihn erwartete. Als Berater in Geheimdienstangelegenheiten war er dem Präsidenten direkt verantwortlich und hatte schon seit der schrecklichen Geschichte in der Schweinebucht vor den Machenschaften der Sowjets in Kuba gewarnt.

Der sowjetische Ministerpräsident hatte seine Friedensbeteuerungen im Lauf des Jahres 1962 mit schweren Drohungen untermischt, und seine Handlungen waren von wachsender Kühnheit, Verschlagenheit und Feindseligkeit geprägt.

Sanderson Hooper, einer der fähigsten Nachrichtenauswerter, hatte bisher eine andere Meinung vertreten. Der Inhalt der Aktentasche hatte ihn schließlich überzeugt.

In einigen Augenblicken würde dem jungen amerikanischen Präsidenten eine schreckliche Entscheidung abverlangt werden. War diese Entscheidung nicht zu schwer für einen einzelnen Sterblichen? Mußte man es nicht Gott überlassen, ob die Menschheit weiterleben oder untergehen sollte?

Für einen Augenblick fühlte McKittrick Unbehagen bei dem Gedanken, der Präsident könnte unter dem Gewicht der Konsequenzen klein beigeben. Wer konnte denn wirklich wissen, aus welchem Holz der Präsident geschnitzt war? Nun – wir werden es bald erfahren, dachte McKittrick.

Seine Hände am Lenkrad wurden feucht. Er seufzte ein paarmal, um die Spannung in seiner Brust zu lösen, und sah sich wieder um, ob die Wagen mit den Bewachern noch in der Nähe waren.
Er öffnete das Seitenfenster, um frische Luft einzulassen und den Pfeifenqualm loszuwerden, den Sanderson Hooper mit düsterer Miene vor sich hin paffte.
Alle Anzeichen waren da. Das plötzliche Ansteigen des Schiffsverkehrs aus Ostblockländern in einem alten, wieder in Betrieb genommenen kubanischen Hafen, die Einreise von Tausenden von sowjetischen »Technikern«. Zahlreiche unerklärliche Reisen von hohen kubanischen Beamten nach Moskau. Was bedeutete diese Aufwertung Kubas? Es gab keine Beweise, nur eine Unzahl von Spekulationen. Aber sie reichten aus, um im amerikanischen Kongreß wachsendes Unbehagen zu erzeugen und Rufe nach Taten laut werden zu lassen.
McKittrick, Nordstrom und Hooper wurden sofort in das Amtszimmer des Präsidenten im Westflügel geführt.
Marshal McKittrick öffnete seine abgeschabte Aktentasche und zog eine Mappe mit Luftaufnahmen heraus, die von einem U-2-Flugzeug aus großer Höhe aufgenommen worden waren. Er breitete die Bilder auf dem Schreibtisch des Präsidenten aus und reichte ihm ein starkes Vergrößerungsglas.
»Wälder bei San Cristóbal, Herr Präsident. Diese Lichtung ist erst vor kurzem entstanden. Die Bildauswerter werden in spätestens einer Stunde die Vergrößerungen bringen.«
»Sagen Sie mir freiheraus, was das bedeutet, Mac!« sagte der Präsident.
McKittrick sah Hooper an, dann Nordstrom. »Es sind bis jetzt nur Vermutungen, aber wir stimmen alle überein . . .«
»Freiheraus damit!« wiederholte der Präsident.
»Wir sind der Meinung, daß die Sowjets Raketen nach Kuba bringen, die mit atomaren Sprengköpfen ausgerüstet sind und auf die Ostküste und den Mittleren Westen der Vereinigten Staaten zielen.«
Der Präsident legte das Vergrößerungsglas langsam hin. Er war darauf gefaßt, etwas zu hören, was er schon lange befürchtet hatte.

»Unsere Nation befindet sich in einer schweren Krise«, stieß Sanderson wie im Selbstgespräch hervor.
»Ich glaube, das darf man ruhig sagen«, antwortete der Präsident mit einem Anflug von Ironie. »Wenn wir diesen Raum verlassen – kann das Menschenmorden schon angefangen haben.«

I

Spätsommer 1961

Ein angenehmer, wohltuender Tag. Dieser rätselhafte Zauber Kopenhagens und des Tivoliparks hatte Michael Nordstrom fast eingelullt. Von seinem Tisch auf der Terrasse des Restaurants *Wivex* konnte er die zwiebelförmige Kuppel des *Nimb* sehen, die mit einer Million Glühbirnen besetzt war, und über den Weg schallte Gelächter von der Freilichtpantomime zu ihm herüber. Die Wege im Tivoli waren mit peinlich genau angelegten Blumenbeeten eingefaßt, die wie ein Meer von Farbe wirkten.

Michael gab sich mit Genuß dem eingehenden Studium der kräftigen, wohlgeformten Beine der Kopenhagener Mädchen hin, die sie der wichtigsten Fortbewegungsart in dieser flachen Stadt, dem Radfahren, zu verdanken haben.

Er spielte mit der kleinen amerikanischen Flagge auf dem Tisch, während die Kellner die Überbleibsel von drei Dutzend belegten Broten wegräumten.

Per Nosdahl, der hinter einer norwegischen Flagge saß, reichte Zigarren herum und gab Nordstrom Feuer. Michael paffte zufrieden. »Der Boss würde es wohl nicht gern sehen, daß wir Castro-Stumpen rauchen. Ich vermisse die guten Havannas«, sagte er zu seinem Vertreter in Dänemark, Sid Hendricks.

Per drängte Michael ein halbes Dutzend Zigarren auf. Michael gab schließlich nach und strich dann zufrieden über seine gefüllte Brusttasche.

»Also gut, wir treffen uns heute in vierzehn Tagen wieder, in Oslo«, sagte H. P. Sorensen.

Die drei anderen nickten. Michael tat einen letzten kräftigen Zug aus seinem Bierglas. »Ich sage Liz schon jahrelang, ich will

sie einmal im Sommer nach Kopenhagen mitnehmen. Wissen Sie, nur zum Vergnügen, als Urlaub – wenn ich überhaupt noch weiß, was das ist.«
Der Oberkellner näherte sich. »Ist einer der Herren Mr. Nordstrom?«
»Ja.«
»Telefon, mein Herr.«
»Entschuldigen Sie mich«, sagte Michael, faltete seine Serviette zusammen und folgte dem Oberkellner von der Terrasse in das elegante und luxuriöse Innere des *Wivex*. Das Orchester spielte den River-Kwai-Marsch, und die Dänen klatschten vergnügt den Rhythmus mit.
Der Ober zeigte auf eine Telefonzelle in der Halle.
»Danke.« Michael schloß die Tür hinter sich. »Nordstrom«, sagte er.
»Mein Name ist Ihnen unbekannt«, sagte eine Stimme mit starkem russischem Akzent, »aber ich weiß, wer Sie sind.«
»Sie sind falsch verbunden.«
»Sie sind Michael Nordstrom, der amerikanische Chef des ININ, des NATO-Nachrichtendienstes. Sie unterschreiben Ihre Mitteilungen mit dem Decknamen ›Oscar‹ und den Ziffern sechs, eins, zwei dahinter.«
»Ich sage Ihnen doch, Sie sind falsch verbunden.«
»Ich habe einige äußerst interessante Papiere«, fuhr die Stimme am anderen Ende unbeirrt fort, »NATO-Dokumente aus der Vierhunderterserie. Ihre Aufmarschpläne für einen Gegenangriff im Fall eines sowjetischen Vorstoßes über Skandinavien. Ich habe noch viele andere Dokumente.«
Nordstrom dämpfte einen tiefen Seufzer, indem er schnell die Hand über die Sprechmuschel legte. Er faßte sich sofort wieder. »Wo sind Sie?«
»Ich spreche von einer Telefonzelle am Raadhuspladsen.«
Nordstrom schaute auf seine Uhr. Ein Uhr. Er würde einige Stunden brauchen, um einen Plan auszuarbeiten. »Wir können für heute abend einen Treff arrangieren . . .«
»Nein!« antwortete die Stimme scharf. »Nein. Man wird mich vermissen. Es muß jetzt sofort sein.«
»Okay. Glyptothek in einer halben Stunde. Im zweiten Stock

sind Drahtplastiken von Degas ausgestellt«, instruierte ihn Nordstrom.
»Ich weiß.«
»Wie sind Sie zu erkennen?«
»Ich trage zwei Bücher unter dem Arm, *Laederhalsene* in Dänisch und *The Rise and Fall of the Third Reich* in Englisch.«
»Ein Mann namens Phil wird Kontakt mit Ihnen aufnehmen.«
Nordstrom legte auf.
Sein erster, naheliegender Gedanke war: eine Falle! Die Russen wollten ihn möglicherweise dabei fotografieren, wie er mit einem sowjetischen Agenten in Verbindung trat, um das Foto später für Erpressungen zu benützen. Er würde seinen Vertreter in Dänemark, Sid Hendricks, hinschicken, um den Kontakt herzustellen und den Mann dann an einen Ort zu führen, den er abschirmen konnte, so daß er vor Verfolgern oder Fotografen sicher war. Der Zeitdruck, unter dem er handeln mußte, ärgerte ihn, aber Köder oder nicht – der Russe hatte ein gewagtes Spiel eröffnet, und er hatte es angenommen.
Michael steckte eine Münze in den Telefonapparat und wählte.
»Amerikanische Botschaft.«
»Nordstrom. Geben Sie mir das ININ-Büro!«
»Mr. Hendricks' Büro, Miss Cooke am Apparat.«
»Cookie, hier ist Mike Nordstrom. Sie stehen doch auf gutem Fuß mit dem Geschäftsführer des *Palace Hotel* – wie heißt er noch?«
»Jens Hansen.«
»Sehen Sie zu, daß Sie ihn an die Strippe kriegen, und sagen Sie ihm, er muß uns einen Gefallen tun. Große Suite am Ende des Korridors. Etwas, was wir abriegeln und von allen Seiten abschirmen können.«
»Wann?«
»Jetzt. Schicken Sie vier oder fünf Leute hin, mit Tonbandgerät und Kameras! Ich werde in zwanzig Minuten dort sein.«
»Gemacht.«
Michael Nordstrom war etwas gewichtiger, als ihm lieb war, aber er bewegte sich trotzdem leicht und gewandt. Schnell schlängelte er sich wieder zur Terrasse durch. Von der Achterbahn schallte lautes Geschrei herüber.

»Tut mir leid, Kollegen, Sid und ich müssen sofort zurück ins Büro.«
Der dänische und der norwegische ININ-Chef standen auf. Alle verabschiedeten sich mit Handschlag.
»Kommen Sie gut zurück in die Staaten!« wünschte H. P. Sorensen.
»Auf Wiedersehen in Oslo, Mike!« sagte Per Nosdahl.
Sid Hendricks erinnerte Sorensen, daß sie sich am nächsten Tag treffen wollten. Dann gingen die beiden Amerikaner.
Sie stiegen in Sids Wagen, den er am H. C. Andersens Boulevard geparkt hatte.
»Was ist los, Mike?«
»Ein Russe. Vielleicht ein Überläufer. Gehen Sie gleich zu der Degas-Ausstellung im zweiten Stock der Glyptothek! Er wird zwei Bücher bei sich haben, *Laederhalsene* und ... ach ja, *Rise and Fall*, das Shirer-Buch, in Englisch. Geben Sie sich als Phil zu erkennen und fordern Sie ihn auf, Ihnen zu folgen. Schleifen Sie ihn ein paarmal rund um das Tivoli, um sicherzugehen, daß ihm keiner von seinen eigenen Leuten folgt. Kommen Sie dann zum *Palace Hotel*. Einer Ihrer Leute wird dort auf Sie warten und Ihnen zeigen, wohin Sie ihn bringen sollen. Wenn Sie in einer Stunde noch nicht dort sind, wissen wir, daß die Sache gestellt war. Prüfen Sie ihn so sorgfältig wie möglich!«
Sid nickte und stieg aus. Nordstrom sah ihm nach, während er die Straße überquerte. Der Vorhang – ein Strom von Fahrrädern – schloß sich hinter ihm. Nordstrom stieg auf der anderen Seite aus, um den kurzen Weg zum *Palace Hotel* zu Fuß zu gehen. Er brummte ärgerlich vor sich hin. Wegen dieser Sache mußte er eine Verabredung mit einer zauberhaften jungen Dänin absagen.

2

Fünfzehn Minuten waren vergangen, als Sid Hendricks das langgestreckte Backsteingebäude betrat, das eine bunte Sammlung von Kunstschätzen beherbergt und einer dänischen Brauerei gehört.
Er zahlte eine Krone Eintritt, kaufte einen Katalog und stieg dann an der rechten Seite der Haupthalle eine lange Treppe hinauf.
Der Raum war leer. Hendricks sah sich nach unwillkommenen Gästen um, konnte aber niemanden entdecken. Er blätterte den Katalog durch und ging dann zwischen den Dutzenden von Drahtstudien von Pferden und Ballettänzerinnen umher, von denen jede ein Versuch war, Bewegungsphasen festzuhalten. Er blieb vor einer Vitrine stehen und betrachtete lange ein besonders herrliches Stück, ein sich aufbäumendes Pferd.
»Leider sehen wir nicht viel von Degas in der Sowjetunion.« Hendricks bemühte sich, in der Scheibe das Spiegelbild des Mannes zu erhaschen, der unbemerkt hinter ihn getreten war, aber alles, was er ausmachen konnte, war eine durchsichtige, verzerrte Figur.
»Einige Stücke im Puschkin-Museum in Moskau«, sagte die Stimme mit dem harten russischen Akzent, »und etwas mehr in der Eremitage, aber ich komme nicht oft nach Leningrad.«
Hendricks schlug eine Seite im Katalog um. »Nie dort gewesen«, antwortete er und hielt den Blick geradeaus gerichtet.
»Ich schon. Ich möchte gern weggehen.«
»Ich glaube nicht, daß wir uns kennen.«
»Nicht formell. Sie sind Sidney Hendricks, Chef der amerikanischen ININ-Abteilung in Dänemark.«
»Das kann jeder dem Adressenverzeichnis der Botschaft entnehmen.«
»Was halten Sie dann von dieser Information? Ihr Boß, Michael Nordstrom, ist in Kopenhagen, um sich mit Nosdahl und Sorensen, seinen dänischen und norwegischen ININ-Kollegen, zu treffen. Gegenstand der Besprechungen ist die Aus-

weitung eines Spionagerings aus skandinavischen Studenten, die in der Sowjetunion studieren.«
Bei diesen Worten drehte sich Sid Hendricks um und sah seinen Gegner an.
Ein kaum mittelgroßer Mann. Die beiden Bücher hatte er unter den Arm geklemmt. Russen sehen doch wie Russen aus, dachte Hendricks. Hohe Stirn, melancholische braune Augen eines gequälten Intellektuellen, ungleichmäßiger Haarschnitt, ausgeprägte Backenknochen, plumpe Finger. Sein Anzug war von westlichem Schnitt, aber ungepflegt.
»Folgen Sie mir in dreißig Meter Abstand!«
Hendricks ging hinaus, vorbei an einer gerade eintretenden Gruppe von Kunststudenten mit ihrem Lehrer.
Draußen wartete er an der Ecke zur Tietgensgade, bis der Russe das Museum verließ, ging dann hinüber zum Tivoli und kaufte eine Eintrittskarte für die *Dansetten.*
Cha-Cha-Cha-Melodien wurden von den Nachmittagsgästen bevorzugt. Sid visierte zwei Mädchen an, die ohne Begleitung waren und hoffnungsvoll in einer Ecke saßen. Er forderte eine von ihnen zum Tanz auf. Sein Cha-Cha-Cha ließ viel zu wünschen übrig, aber er bot ihm jede Möglichkeit, die nähere Umgebung zu überblicken. Der Russe trat ein, beobachtete ihn; er schien keine Verfolger zu haben.
Hendricks ließ das verblüffte Mädchen unvermittelt stehen und stürzte sich in den Irrgarten von Zickzackwegen, unter die Händler und Spaziergänger, in das Labyrinth von Glasgebäuden, in die Blumenpracht, die Vielzahl von Restaurants, Ausstellungen, Amüsierbuden, in das Märchenland, das den Reiz des Tivoli ausmacht.
Sid Hendricks führte den Russen im Kreis herum. An dem künstlichen See kehrte er um, so daß er an seinem Verfolger vorbeikam, und stieg die Treppe zu der vielstöckigen chinesischen Pagode hinauf. Von hier oben aus konnte er alle Bewegungen unter sich studieren. Nur der Russe hielt sich auf seiner Fährte.
Er war nun sicher, daß der Russe nicht verfolgt wurde, verließ das Tivoli und ging über den Raadhuspladsen mit der üblichen Taubenschar, die auf keinem Rathausplatz der Welt fehlt.

Sein Mitarbeiter Dick Stebner wartete in der Halle des *Palace Hotel*. Ohne ein weiteres Wort stiegen die drei die Treppe zum zweiten Stock hinauf. Der lange Korridor wurde von Hendricks' Leuten bewacht. Stebner führte sie zu einer Suite am Ende des Korridors, öffnete die Tür, und die drei traten ein.
Harry Bartlett, ein anderer Mitarbeiter, erwartete sie an dem imitierten Kamin. Der Russe stand in der Mitte des Zimmers. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.
»Wer sind Sie? Was wollen Sie?« fragte Bartlett.
»Ich möchte mit Nordstrom sprechen«, erwiderte der Russe.
»Sie sind nicht Nordstrom. Sie sind einer von den ININ-Leuten in Hendricks' Büro.«
Die Schlafzimmertür öffnete sich langsam. Michael Nordstrom trat ein. Sein mächtiger Körper ließ den Russen noch kleiner erscheinen. »Ja«, flüsterte dieser, »Sie sind der Mann, den ich sprechen möchte.«
»Schießen Sie los!« sagte Nordstrom.
»Schießen.«
»Wer sind Sie? Was wollen Sie?«
Der Russe musterte Stebner und Hendricks an der Tür und Bartlett, den dritten Mann. »Mein Kompliment, Nordstrom. Sie sind sehr tüchtig. Sie haben das schnell fertiggebracht, und Ihr Hendricks ist schlau. Haben Sie eine Zigarette?«
Michael schützte die Flamme mit der Hand, und seine Blicke trafen die des Russen. Der Mann hatte Angst, trotz seiner professionellen Pose. Er zog so heftig an der Zigarette, als klammere er sich an einen Freund, und fuhr sich angstvoll mit der Zunge über die Lippen. »Ich bin Boris Kuznetow«, sagte er, »Chef einer Abteilung der KGB. Ich möchte überlaufen.«
»Warum?«
»Ich habe Gründe zu der Annahme, daß ich liquidiert werden soll.« – »Was für Gründe?«
»Zwei befreundete Genossen im KGB, die meine Ansichten teilten, sind vor kurzem beseitigt worden. Ich reise oft in den Westen. Diesmal werde ich ungewöhnlich streng überwacht. Und außerdem« – er seufzte – »hat mir ein sehr guter Freund vor meiner Reise nach Kopenhagen gesagt, wenn ich eine Gelegenheit zum Türmen fände, sollte ich es wagen.«

Kuznetow zog wieder heftig an seiner Zigarette. Er wußte, daß die Männer, die vor ihm standen, den Verdacht haben mußten, er solle als Spitzel eingeschleust werden.

»Dieser gute Freund . . .«, sagte Hendricks, »war das nicht gefährlich für ihn, Sie zu warnen?«

»Es ist kein Unterschied, ob man Russe oder Amerikaner ist, Mr. Hendricks. Unser Beruf ist grausam, und doch – man kann uns nicht alles Menschliche austreiben. Menschen haben am Ende doch Mitgefühl. Eines Tages braucht man vielleicht einen Freund. Oder eines Tages wird man von einem Freund gebraucht. Verstehen Sie?«

»Wenn Sie so streng überwacht werden«, fragte Nordstrom, »wie konnten Sie dann gerade jetzt wegkommen?«

»Ich bin mit meiner Frau und meiner Tochter in Kopenhagen. Ich habe sie im Restaurant zurückgelassen. Solange sie meine Familie unter Bewachung haben, wissen sie, daß ich zurückkomme, es ist deshalb nicht ungewöhnlich, wenn ich für einige Stunden unterwegs bin, vielleicht um einen Nachrichtenkontakt aufzunehmen, vielleicht um einzukaufen, oder vielleicht sogar, um eine Frau zu besuchen. Aber ich hänge an meiner Familie, und ich komme immer zurück.«

»Wie konnten Sie wissen, daß ich im *Wivex* sein würde?«

»Wegen Ihrer grundsätzlichen Einstellung zum Nachrichtendienst. Wir Russen verstecken unsere Nachrichtendienstler und lassen nie bekanntwerden, wer sie sind. Sie dagegen machen bekannt, wer zum CIA, wer zum ININ gehört, und erwarten, daß die Leute mit Informationen zu ihnen kommen. In diesem Fall bewährt sich Ihre Theorie. Es ist kein Geheimnis, daß Sie in Kopenhagen sind. Sie essen immer im *Wivex* oder an der Langelinie, bei der kleinen Meerjungfrau. Sie mögen gern dänische Fischgerichte, das ist nicht schwer herauszufinden. Heute stellte ich fest, daß Sie sich im *Wivex* angemeldet hatten, und aß deshalb im *Seven Nations*, gerade über den Platz.«

»Sie sagten, Sie hätten Dokumente.«

»Ja. Sie sind in Kopenhagen versteckt. Ich sage Ihnen, wo sie sind, wenn wir zu einer Vereinbarung kommen.«

»Okay, Kuznetow. Ich bin beeindruckt. Wir werden uns in vierundzwanzig Stunden wieder bei Ihnen melden.«

»Nein!«
»Was meinen Sie damit?«
Der Atem des Russen ging schneller. Angst, echte oder gespielte, sprach aus ihm. »Ich habe Angst, jetzt in unsere Botschaft zurückzukehren. Wir müssen es sofort erledigen – heute, und meine Frau und meine Tochter müssen mitkommen.«
Kuznetow beobachtete die skeptischen Blicke der Amerikaner. Sie sahen alle voller Mißtrauen den Mann an, der sich Kuznetow nannte, belauerten seine nervösen Bewegungen und sein schweres Atmen. Die Rathausuhr schlug dröhnend. »Wie lange können Sie noch ausbleiben?« fragte Mike Nordstrom.
»Noch ein paar Stunden.«
»Kehren Sie jetzt zu Ihrer Familie zurück, dann gehen Sie für einige Stunden einkaufen oder zum Tivoli. Ich werde inzwischen sehen, was sich machen läßt. Kennen Sie *Den Permanente*?«
»Ja. Das Gebäude mit der Dauerausstellung des dänischen Kunsthandwerks.«
»Sie schließen um halb sechs. Seien Sie um die Zeit dort, am Stand des Silberschmieds Hans Hansen, in der Nähe des Haupteingangs. Sehen Sie sich jetzt diese Herren gut an! Einer von ihnen wird dort sein, um Sie zu einem wartenden Wagen zu führen.«
»Ich muß mich auf Sie verlassen können.«
»Die Aussichten, daß es klappt, stehen fünfzig zu fünfzig.«
»Meine Bewacher . . .«
»Mit denen werden wir fertig.«
Der Russe, der sich Kuznetow nannte, ging langsam auf Michael Nordstrom zu und streckte ihm die Hand entgegen. Nordstrom ergriff sie zögernd. Dann ließ sich Boris Kuznetow in einen Sessel fallen, schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte.

3

Nordstrom schickte Stebner und einen anderen Mitarbeiter los, um den Russen zu beschatten, und raste dann mit seinen Leuten zurück zur Botschaft. Die Tür zu den ININ-Büros schlossen sie hinter sich ab.

> STRENG GEHEIM AN SAILBOAT 606. IN KOPENHAGEN KONTAKT MIT BORIS KUZNETOW AUFGENOMMEN. BEHAUPTET ABTEILUNGSLEITER BEIM KGB ZU SEIN. WILL MIT FAMILIE ÜBERLAUFEN. PLAN IN VORBEREITUNG. ICH ÜBERNEHME DIE VERANTWORTUNG. BRAUCHE SOFORT GRÜNES LICHT ODER ABSAGE. OSCAR 612.

Mit offener Krawatte und aufgekrempelten Hemdsärmeln stürzten sich Michael Nordstrom und seine Männer in die Arbeit, um schnell einen sicheren Plan zu entwerfen. Sie besorgten Kraftfahrzeuge ohne Diplomatenkennzeichen, suchten einen Schlupfwinkel an der Nordküste, sorgten dafür, daß ein kleines Flugzeug bereitstand und daß Nordstroms eigene Maschine von Dänemark zu einem deutschen Flugplatz geflogen wurde. Die Aufgaben wurden verteilt und noch einmal durchgesprochen. Die Minuten verrannen viel zu schnell, und als der Stundenzeiger sich der Fünf näherte, liefen die Aschbecher über, und die Spannung stieg bis zum Siedepunkt.

Das Telefon klingelte.

»Mr. Hendricks' Büro. Miss Cooke am Apparat.«

»Cookie, hier ist Stebner. Ist der Boß da?«

Sie reichte Michael den Hörer. »Nordstrom.«

»Stebner. Wie steht's?«

»Noch keine Antwort aus Washington. Wenn in zehn Minuten nichts da ist, blasen wir die Sache ab. Wie sieht es bei Ihnen aus?«

»Er hat eben mit Frau und Tochter *Den Permanente* betreten. Wir haben vier Bewacher ausgemacht, je zwei und zwei.«

»Sind die Bewacher in das Gebäude gegangen?«
»Ja, natürlich.«
»Wunderbar. Ich schicke jetzt ein halbes Dutzend Leute hin. Verteilen Sie sie um den Eingang herum. Wenn ich das Fernschreiben bekomme und wir die Sache ausführen, achten Sie auf Bartlett, der eine viertürige blaue 60er Ford-Limousine mit deutschen Kennzeichen fährt. Sie stellen die Verbindung mit Kuznetow her und steigen mit ihm ein.«
»Verstanden.«
Nordstrom legte den Hörer auf und schickte die Männer los, um den Eingang zum *Permanente* zu bewachen. Er und Miss Cooke warteten allein im Büro. Sie zündeten sich Zigaretten an. Er ging auf und ab. Sie trommelte mit ihren langen Fingernägeln auf den Schreibtisch. In ganz Kopenhagen schlugen die Turmuhren fünf.
»Ich schätze, wir sind arbeitslos«, murmelte Nordstrom.
Sid Hendricks kam aus dem Chiffrierraum gerannt und legte seinem Chef das Fernschreiben vor.

STRENG GEHEIM AN OSCAR 612. GRÜNES LICHT. SAILBOAT 606.

Im *Permanente* sind die Arbeiten dänischer Handwerker ausgestellt, von Kristall und Silber bis zu modernen Teakholzmöbeln und phantasievoll gemusterten Textilien. Wie Dänemark selbst ist das Haus nicht groß, aber die Ausstellungsware ist ausgezeichnet.
In der Nähe des Gebäudes warteten Stebner und ein halbes Dutzend ININ-Agenten auf Bartlett und den blauen Ford. Stebner konnte von seinem Standort aus Boris Kuznetow, seine Frau und seine Tochter genau sehen. Sie kamen gerade aus dem ersten Stock herunter. Frau Kuznetow schaute auf ihre Medaillonuhr. Stebner wunderte sich, daß ihr Mann sie so liebte; sie war eine unansehnliche, plumpe Frau. Die Tochter, schätzte er, war etwa zwanzig. Eine gute Figur, aber das war auch alles. Strenge Frisur, kein Make-up, flache Absätze. Stebner blickte hinüber zu den ersten zwei Bewachern. Er war sich seiner Sache sicher, denn er wußte, daß der eine zum Personal

der sowjetischen Botschaft gehörte. Die zwei lehnten an einem Tisch voll geschnitzter Holzfiguren: Klammeraffen, mit Armen und Beinen ineinander verhakt, und mehrere Familien von Teakholzenten.
Die anderen beiden Bewacher waren Frauen, die sich über einen Tisch mit Textilien beugten. Sie nahmen Frauen, um Frau Kuznetow und ihre Tochter sogar in den öffentlichen Toiletten im Auge behalten zu können. Die Russinnen fielen unter all den hübschen Däninnen sofort auf.
Boris Kuznetow zeigte auf den Ausstellungsstand des Silberschmieds Hans Hansen, und sie gingen darauf zu. Ihre Spannung wußten sie meisterhaft zu verbergen.
Am Ende des Häuserblocks bog der Ford um die Ecke. Die ININ-Agenten schoben sich durch ein Heer von Radfahrern auf den Eingang zu.
Jetzt war der Wagen in der Mitte des Häuserblocks.
Im Gebäude läutete die Glocke. Halb sechs – die Ausstellung wurde geschlossen.
Kuznetow warf einen verzweifelten Blick zur Tür.
Stebner ging einen Schritt hinein und nickte. Der Russe hakte Frau und Tochter unter und ging mit ihnen schnell die wenigen Schritte zur Tür. Die Bewacher ließen die Waren fallen, die sie gerade in den Händen hatten, und folgten ihnen.
Stebner schlug ihnen die Tür vor der Nase zu, schob Kuznetow und seine Familie in den Fond des blauen Ford und stieg vorn neben Bartlett ein.
Kuznetows Bewacher stießen die Tür des *Permanente* auf und stürzten auf den Gehsteig, wo jedoch ein ININ-Mann mit einem Fahrrad in sie hineinfuhr. Alle fielen hin, und als sie wieder auf die Beine kamen, wurden sie von den anderen ININ-Agenten geschubst und angerempelt. Es entstand ein Durcheinander, das gerade so lange anhielt, bis der Wagen um die Ecke und außer Sicht war.
Er fuhr mit hoher Geschwindigkeit aus Kopenhagen hinaus nach Norden, die Küstenstraße entlang. Die Kuznetows saßen zusammengeduckt im Fond. Bartlett bog von der Straße ab und fuhr auf den Hafendamm von Taarbaek, zum Wagenwechsel.

Nordstrom und Hendricks warteten in einem Mercedes. Stebner lud die Kuznetows um, und Bartlett fuhr wieder nach Kopenhagen zurück.
Nordstrom wandte sich an die verängstigte Familie. »Es wird schon klappen«, tröstete er sie. »Versuchen Sie nur die Ruhe zu bewahren!«
Kuznetow nickte.
»Sie sind mir etwas schuldig. Dokumente.«
Kuznetow nahm einen Gepäckschein aus seiner Brieftasche. »In der Gepäckaufbewahrung im Hauptbahnhof.«
Der Schein wurde Sid Hendricks übergeben, und dann fuhren sie weiter nach Norden. Einige Minuten vor dem Flughafen Elsinore gibt es ein Hotel *Kystens-Perle*, die »Perle der Küste«, in Schiffsform gebaut, mit einem erstklassigen kleinen Restaurant im Erdgeschoß und Fremdenzimmern darüber. Ein idealer Treffpunkt für Liebespaare. Stebner bewachte die Tür von Zimmer 6, während Hendricks und Nordstrom sich drinnen bemühten, die Familie zu beruhigen. Die Angst hatte sie nun übermannt und fast betäubt. Eine qualvolle Stunde verging, in der sie nicht viel mehr erfuhren, als daß Frau Kuznetow Olga hieß und die Tochter Tamara. Das schrille Läuten des Telefons erschreckte alle.
»Hallo.«
»Sam?«
»Am Apparat.«
»Hier ist George. Die Cessna 310 steht auf dem Flugplatz Elsinore, abgefertigt, warmgelaufen und startbereit.«
»Wir kommen.«
Der Flug war unruhig. Das verwünschte nordeuropäische Wetter schüttelte sie durch. Tamara Kuznetow wurde luftkrank, was die Unbehaglichkeit in der kleinen Maschine noch erhöhte.
Es wurde dunkel, und die Wolken waren fast bis auf Bodenhöhe herabgesunken, als sie den RAF-Flugplatz Celle in Norddeutschland anflogen.
Von der GCA-Station am Ende der Landebahn lotste sie die Stimme eines Engländers durch Wolken und Seitenwind herunter.
»Klappen ausfahren – anschweben...« Die Lampen des Flug-

platzes tauchten aus dem Nebel auf. Ein Seufzer der Erleichterung, als der kleine Vogel aufsetzte. Ein gelber Jeep mit der Aufschrift FOLLOW ME an der Rückwand brachte sie wieder hinaus zum Ende der Bahn, wo Nordstroms Maschine mit dem Kennzeichen des Innenministeriums mit laufenden Motoren wartete.
In wenigen Augenblicken war die Convair in der Luft und flog durch den Sturm in Richtung Atlantik – Amerika – Luftwaffenstützpunkt Andrews.

4

Das von einer hohen Mauer umgebene Haus in Laurel, Maryland, wurde von vier Dobermann-Wachhunden und drei sich ablösenden Hundeführern bewacht. Zwei Wächter waren ständig auf dem Grundstück postiert, und im Haus selbst schlief ein Posten, in Rufweite der verängstigten Familie Kuznetow.
Es vergingen zwei Wochen, bevor sie sich so weit beruhigt hatten, daß Michael Nordstrom Wilcox, den ININ-Spezialisten für Verhöre, mit seinem Team zu ihnen schicken konnte. Boris Kuznetow spielte mit Wilcox und sagte fast nichts aus. Jedes Verhör endete entweder mit einer Depression des Russen, oder er jagte sie in einem Wutanfall hinaus.
Nordstrom hatte es nicht eilig. Der Koffer, der mit dem Gepäckschein in Kopenhagen eingelöst worden war, enthielt mehrere hundert Dokumente. Es würde Zeit erfordern, sie aus dem Russischen zu übersetzen, und ein Studium von Monaten würde nötig sein, um festzustellen, ob sie echt und wertvoll oder sorgfältig gefälscht waren.
Nach der ersten raschen Durchsicht stellte W. Smith, der Rußlandexperte des ININ, fest, daß die meisten der Papiere mit NATO-Angelegenheiten zu tun hatten. Das war ein vielversprechender Hinweis, denn alle NATO-Dokumente waren nu-

meriert, so daß man wußte, wieviel Exemplare hergestellt worden waren und wer sie gelesen hatte. Es konnte am Ende darauf hinauslaufen, *einen* Leser für alle Papiere ausfindig zu machen und bei diesem Fischzug einen großen Verräter innerhalb der NATO ins Netz zu bekommen.

Aber in Wirklichkeit hatte Boris Kuznetow ihnen ein gigantisches Rätsel aufgegeben. Wer war Boris Kuznetow eigentlich? Wie waren die NATO-Dokumente nach Moskau gekommen? Wie in allen Nachrichtendiensten kannten auch die Chefs des sowjetischen KGB nur wenige Namen außerhalb ihres engsten Umkreises, und was Kuznetow wußte, behielt er für sich. Seiner Frau und seiner Tochter hatte er offensichtlich aufgetragen, sich vollkommen unzugänglich zu verhalten. Als Wilcox nach einem Monat noch kein Ergebnis erzielt hatte, beschwerte er sich bei seinem Chef.

»Nichts. Nicht einmal seinen Geburtsort. Nichts.«

»Versuchen Sie es weiter!«

Wilcox stieg die Zornröte ins Gesicht. »Wenn Sie mich fragen, Mike, wir sollten den Kerl auf der Schwelle der russischen Botschaft absetzen.«

»Ganz recht. Und wir würden nie wieder einen russischen Überläufer bekommen.«

»Mir ist noch nie ein so schwieriger Fall vorgekommen.«

»Sie sind müde, Wilcox. Nehmen Sie ein paar Tage Urlaub!«

Der verwirrte Verhöroffizier brummelte etwas Abfälliges über seine Berufswahl, aber dann entschuldigte er sich bei Nordstrom für die mangelnde Bereitschaft, seinen Chef zu unterstützen.

»Wir haben Erfahrung mit Überläufern. Sie sind wie verängstigte Tiere. Allein, wollen nur leben – oder sterben. In fremder Umgebung. Nehmen Sie es nicht tragisch, Wilcox, er wird schon auftauen.«

Michael Nordstrom hielt sich absichtlich von der Gruppe der Verhörspezialisten fern. Er stand als Freund zur Verfügung, als jemand, bei dem sich Kuznetow beschweren konnte und zu dem er – möglicherweise – Vertrauen fassen konnte. Allmählich ließ der Russe durchblicken, daß er über viele geheime Angelegenheiten Bescheid wußte.

»Soll ich Ihnen erzählen, warum der deutsche Hauptmann von Behrmann von seinem NATO-Posten entfernt wurde? Ich will es Ihnen sagen. Er redete im Bett zuviel darüber, wie bedeutend er sei – und über NATO-Unterseeboote in sowjetischen Gewässern.«

Bei jedem Besuch Nordstroms in Laurel versuchte der Russe, ihn mit einer neuen Information zu verblüffen.

»Mein lieber Boris, Sie erzählen mir ständig Dinge, die schon den Bach hinunter sind.«

»Den Bach hinunter?«

»Ja, überholte Nachrichten.«

»Wie ist es dann mit dieser?«

Boris Kuznetow gab eine verblüffende Vorstellung und enthüllte das Ausmaß seiner Kenntnisse. Über eine Stunde lang erklärte er aus dem Gedächtnis den Aufbau des gesamten amerikanischen Geheimdienstes, gab die Namen der Abteilungsleiter, ihrer Assistenten, der Spezialisten und der Geheimposten an. Es stimmte alles genau.

Sanderson Hooper, der Chefauswerter des ININ, war ein nachlässig gekleideter weißhaariger Mann Anfang Sechzig, den man eher für einen Professor oder für einen verkannten Dichter gehalten hätte. Er war es, der den Schlüssel zur Lösung des Rätsels suchen sollte. Nordstrom hatte sich immer sehr auf Hooper gestützt, und als sich das Geheimnis um Kuznetow verdichtete, versuchte er, ihn zu einer Antwort zu drängen.

»Wie wir alle wissen«, sagte Sanderson Hooper gelassen, »ist dieser Kuznetow ein äußerst tüchtiger Agent von hohem Rang, der in NATO-Angelegenheiten Bescheid weiß. Er besitzt ein beachtliches Maß an Intelligenz.«

»Ist er echt, oder ist er der größte Schwindler und der beste Schauspieler des Jahrzehnts?«

Sanderson Hooper zog besorgt die buschigen Augenbrauen hoch und spielte mit seiner Tabakspfeife, die er immer bei sich hatte.

»Was haben wir, Mike? Einen Überläufer, der Unterschlupf und Schutz von uns will. Er ist keinen Handel mit uns eingegangen.«

»Aber er wirft uns ständig gerade genug Köder vor, um uns in dem Glauben zu halten, er sei ein wichtiger Mann.«

Hooper paffte, faltete seine runzeligen Hände und dachte nach. »Das ist noch kein offizielles Urteil, Mike, aber ich will Ihnen sagen, was ich vermute. Ich glaube, Boris Kuznetow weiß selbst nicht, was er will. Er ist geflohen, weil er sich in Lebensgefahr wähnte, und jetzt kann er sich zu nichts entschließen.«
»Nun, ich werde Sie nicht darauf festnageln, aber wollen Sie damit sagen, daß er wirklich ein großer Fang ist?«
»Ich habe das Gefühl, daß Boris Kuznetow sich als der wichtigste Überläufer erweisen wird, den wir je bekommen haben.«

5

»Ich sitze hier wie in einem Käfig! Meine Frau klagt Tag und Nacht. Tamara ist bedrückt.«
»Was haben Sie denn erwartet?« antwortete Nordstrom. »Sie haben sich drei Monate lang selbst abgeschlossen. Kein Wunder, daß Sie mit Ihren Nerven am Ende sind.«
Kuznetow war blaß und wortkarg geworden. Michael wußte, daß in der Familie von Tag zu Tag heftiger gestritten wurde. Olga und Tamara hatten einige vorsichtige Ausflüge in die Stadt gewagt und sogar eine Fahrt nach Baltimore unternommen. Was sie dort gesehen hatten, hatte sie in ihrem Verlangen bestärkt.
»Warum können wir nicht eine Reise für Sie organisieren, sagen wir: nach New York?«
»Nein!«
»Dann vielleicht nach dem Westen.«
»Nein! Sie wissen, daß ich das Haus nicht verlassen kann«, sagte er zitternd, und Angst sprach aus seinen Augen.
»Wir werden Sie beschützen.«
Kuznetow schüttelte den Kopf. »Nein! Aber vielleicht könnten wir umziehen. Wenn wir irgendwo auf dem Lande wohnten, könnte ich wenigstens spazierengehen.«

»Ich will sehen, ob sich das einrichten läßt.«
»Sie sind sehr nett. Wenn unsere Rollen vertauscht wären, ginge es Ihnen nicht so gut«, sagte der Russe.

Camp Patrick lag idyllisch am Ufer des Patuxent, außerhalb von Laurel, auf halber Strecke zwischen Washington und Baltimore, im Land der Welse, Tabakplantagen und Sommerhäuser.
Das Camp war aus Baumstämmen und Kiefernbrettern erbaut. Im Mittelpunkt stand ein größeres Gebäude, in dem die Büros, die Küche, der Gemeinschaftsraum und eine Reihe von kleineren Unterrichts- und Besprechungsräumen untergebracht waren. Neben dem Gebäude lagen auf der einen Seite ein Softballfeld und zwei Tennisplätze, auf der anderen Seite war ein Sattelplatz.
Am Flußufer befanden sich einige Blockhäuser mit Veranden davor. Das Camp hatte leer gestanden, als Nordstrom es als Ausbildungslager für den ININ übernahm. Es war praktisch für Spezialausbildungen und besonders für wichtige Wochenendkurse. Gelegentlich hatte er dort Überläufer verborgen, so wie jetzt die Familie Kuznetow.
Während des Winters schien sich Kuznetow in der neuen Umgebung wohl zu fühlen. Wie alle Geheimdienstler hatte er ein ungeheures Lesebedürfnis. Er verschlang jeden Tag Dutzende von Zeitungen und Zeitschriften, dazu jede Woche drei bis vier Bücher in Englisch, Französisch, Deutsch und in seiner Muttersprache.
Nordstrom hörte in diesen Tagen Tamaras Klavierspiel, wenn er sich dem Haus der Kuznetows näherte. Sie spielte hervorragend. Olga versuchte nun, selber Mahlzeiten zuzubereiten, immer noch verwirrt von der Vielzahl elektrischer Küchengeräte und der unbegrenzten Auswahl an Lebensmitteln.
Der Amerikaner und der Russe machten lange gemächliche Winterspaziergänge am Flußufer entlang. Boris sprach dabei ausgiebig über kommunistische Dialektik, Literatur, Musik und über die amerikanischen Wunder der Technik. Er war gut informiert und bewunderte westliche Kunst und Philosophie. Doch seine einzige Äußerung über persönliche Dinge betraf

Tamara, die eine talentierte Musikerin sei; er bedaure es sehr, daß sie ihr Studium nicht fortsetzen könne.
Im weiteren Verlauf des Winters begann die Abgeschiedenheit von Camp Patrick die Nerven der Familie zu strapazieren. Die Kuznetows hatten ihre kleine Zelle in Laurell lediglich gegen eine größere eingetauscht.
Doch Nordstrom spürte, daß Kuznetow langsam auftaute. Die Verhörspezialisten, die wenig erreicht hatten, wurden um die Jahreswende abberufen.
Michael Nordstroms Geduld machte sich bezahlt.
Eines Abends im Vorfrühling blieb er über Nacht im Camp, um sich die wöchentliche Filmvorführung im Wohnzimmer der Familie anzusehen. Eine neue Art von Spionageliteratur war im Entstehen. In dem Film gab es den gewohnten höflichen britischen Helden, der hinterlistige Zweideutigkeiten von sich gab und dem eine ganze Schar halbnackter Mädchen nachstellte, und dazu technische Spielereien als Anreiz für die Phantasie. Die Russen wurden als Männer mit schmutzigen Fingernägeln und schlechtsitzenden Anzügen dargestellt, düster, brutal, geheimnisvoll und falschen Göttern hörig. Die einzige Ausnahme war eine Russin, eine Agentin des KGB, die von einer vollbusigen Italienerin mit einem unmöglichen russischen Akzent gespielt wurde.
Auch eine Schlafzimmerszene kam vor. Als die Szene lief, legte Boris Kuznetow den Kopf zurück und schüttelte sich vor Lachen. Er lachte, bis er fast erstickte.
Michael hatte ihn bisher nie lachen hören.
Nach dem Film genehmigte sich Kuznetow ausnahmsweise einen Drink. Auf seinen Spaziergängen erwähnte er oft so nebenbei, daß die westlichen Agenten zuviel tranken. Er selbst war fast völlig abstinent. Aber an diesem Abend fühlte er sich wohl.
»Die Tage sind lang«, sagte er, während er ein Holzscheit in den Kamin nachlegte. Er wählte seine Worte mit äußerster Sorgfalt. »Ich hätte gern Gesellschaft. Jemanden aus meinem Erdteil. Einen Europäer.«
Nordstrom zog die Augenbrauen hoch. »Denken Sie an eine bestimmte Person?«

»Ja, tatsächlich.«
»Wer ist es?«
Boris rührte in seinem Glas, nahm einen kleinen Schluck und sah in die züngelnden Flammen. »Devereaux. André Devereaux.«
»Wer?«
»Französischer Geheimdienst, SDECE. Ihr ININ-Kollege in Washington. Sie kennen ihn recht gut.«
Boris sah in Michaels unbewegtes Gesicht.
»Warum Devereaux?«
»Franzosen sind lebhaft.«
»Was sonst?«
»Ich brauche Gesellschaft.«
Nordstrom antwortete nicht. Der Wunsch war das Ergebnis kalter Berechnung, und Kuznetow wollte nicht mehr darüber sagen.
»Ich will es mir überlegen«, erwiderte Nordstrom.

Marshal McKittrick, der Berater des Präsidenten, sah genauso aus, wie er war: ein gepflegter, weißhaariger, tadellos gekleideter Manager, der schon drei Präsidenten gedient hatte – ohne Geschäftsbereich – und als Mitglied des engeren Kreises im Weißen Haus und als persönlicher Berater des Präsidenten in Geheimdienstangelegenheiten bekannt war. Er zog ein Gesicht, als Sanderson Hooper Tabakkrümel auf seinen auf Hochglanz polierten Schreibtisch fallen ließ.
»Woher weiß Kuznetow von Devereaux?« fragte McKittrick.
Hooper fegte den Tabak wie Brotkrumen zusammen und warf ihn in den großen Kristallaschbecher, ein Geschenk des Präsidenten.
»Vielleicht durch einen der britischen Überläufer in den letzten paar Jahren. Oder er hat es von einem sowjetischen Botschaftsmitglied aus Paris oder Washington erfahren.«
»Ich arbeite seit zwölf Jahren mit André Devereaux zusammen«, sagte Nordstrom. »Wir haben gemeinsam den ININ aufgebaut, Marsh, und er ist *der* Mann in Washington, für den ich die Hand ins Feuer legen würde.«
»Es geht nicht um Devereaux, Mike. Er ist Franzose. Er ist

verpflichtet, seinen Leuten in Paris zu berichten. Sie wissen genausogut wie ich, wie undicht der SDECE ist und wie vorsichtig wir sein müssen, wenn wir Informationen an ihn weitergeben. Die Frage ist, sollen wir dieses Geheimnis mit den Franzosen teilen?«

»Andererseits«, sagte Sanderson Hooper, als wollte er über die Sache mit sich selbst debattieren, »hat Kuznetow einen wohlüberlegten und berechneten Wunsch ausgesprochen. Er will aus einem bestimmten Grund mit Devereaux sprechen. Vielleicht weil er auspacken möchte.«

»Was meinen Sie, Mike?« fragte McKittrick.

»Ich hatte das Gefühl, daß er jetzt sprechen möchte. Wir werden das Risiko eingehen müssen, Kuznetow mit den Franzosen zu teilen.«

»Was wir auch tun«, fügte Hooper hinzu, »der Russe hält die Karten in der Hand, und es ist sein Spiel.«

»Also gut«, sagte McKittrick entschieden, »nehmen Sie Devereaux zu ihm mit!«

6

»Schlagt ihn tot! Den Dieb, den Räuber!«

»André! Hör auf, dich so lächerlich zu gebärden!«

»Aber mein Gott, Weib! Hast du dieses Spiel gesehen? Er war durch – eine Meile über die Linie!«

Nicole Devereaux zupfte am Jackett ihres Mannes. Er setzte sich wieder hin, während der Streit in der Gruppe um den Schiedsrichter andauerte. »Er war über der Linie! Er war durch!« schrie Devereaux. Und mit französischem Temperament machte er zum Schiedsrichter hin die Gebärde des Halsabschneidens. Er hatte Mühe, sich zu zügeln. Wütend biß er in ein heißes Würstchen und angelte unter seinem Sitz nach dem Pappbecher mit Bier.

Er war ein sympathisch aussehender Mann, Mitte Vierzig, mit angegrauten Schläfen. Die meisten Frauen fanden ihn sexy. Er hatte das gewisse Etwas in seinem Blick, in seinen Bewegungen.
Als das Spiel weiterging, setzte Nicole wieder ihr gelangweiltes Gesicht auf.
Mickey Mantle schritt zur Platte.
André bemerkte ihren starren, eisigen Blick. Ach was, dachte er, sie muß ja nur noch zwei Innings erdulden.
Auf der Heimfahrt herrschte Schweigen. André machte den Umweg am Kapitol vorbei und an der Mall entlang. Die Kirschblüten waren kurz vor dem Aufbrechen, und der Atem des Frühlings durchwehte die Stadt. Er sah das Lincoln Memorial an, dessen er nie überdrüssig wurde. Washington war seine Stadt, in vielen Beziehungen, mehr noch als Paris.
Der Vorort Georgetown hatte von einem großen Modernisierungsprogramm profitiert. Sie bewohnten eines der alten Häuser mit hohen Zimmern in der Nähe von Dumbarton Oaks. Nicole hatte es im Lauf eines Jahrzehnts mit viel Geschmack und Stil eingerichtet.
Sie traten ein. Der Waffenstillstand war zu Ende.
Nicole knallte die Tür zu und fuhr ihn an. »Ein feiner Franzose bist du! Du Baseballfan! Du – du Bourbontrinker!«
»Madame Devereaux«, sagte er voll Spott, »ich nehme nicht an, daß diese Vergnügen die Ehre Frankreichs beflecken.«
»Aber du liebst alles Amerikanische, mein Bester. Besonders die Frauen.«
»Was soll das heißen?«
»Nichts, Liebling, aber wie ich gehört habe, soll Virginia McHenry eine tolle Frau sein.«
»Ach, *das* ist es. Nicole, wann wirst du es endlich aufgeben, auf den Klatsch zu hören und dich über Gerüchte aufzuregen?«
»Ich hatte nicht die Absicht, dich mit meiner Bemerkung über die amerikanischen Frauen zu kränken. Du würdest mit jeder ins Bett gehen.«
»Du bist es, die wie eine amerikanische Frau redet. Launisch, eifersüchtig, zänkisch. Kein Wunder, daß es das Land der reichen Witwen ist. Und du benimmst dich wie eine von ihnen.«

Die Hunde, Robespierre und Picasso, kamen herein, um sie zu begrüßen, machten sich aber schnell wieder aus dem Staub.
»Ich sehe nun einmal gern Baseball«, sagte er ruhig, »und die *Yankees* sind gerade mal hier.«
»Und dies ist zufällig dein erster freier Abend seit drei Wochen.«
»Deshalb möchtest du mich nach New York schleppen, damit ich mich in ein Theater setze – ein zugiges Theater – und mir ein blödes Stück ansehe, und dann willst du mich mitten in der Nacht wieder zurück nach Washington schleppen. Und auf dem Heimweg schimpfst du dann die ganze Zeit auf das Stück. Merkst du nicht, daß dir nichts recht ist, daß du aber auch auf alles schimpfst? Dieses Haus, meine Stellung, deine gesellschaftlichen Verpflichtungen, die Dienstmädchen, den Wagen, deine Kleidung.«
Sie gingen in ihre getrennten Schlafzimmer.
André Devereaux hatte seinen amerikanischen Freunden erklärt, getrennte Schlafzimmer seien einer der wichtigsten Kulturbeiträge des französischen Bürgertums.
Heute abend zum Beispiel diente ihm sein Schlafzimmer als sicherer Zufluchtsort.
Schließlich war Nicole nur nebenan, und ganz gleich, wie schwer der Streit, die Tür wurde nie abgeschlossen.
Er streifte sein Sporthemd ab und warf es achtlos auf einen Sessel. Er wußte, das würde Nicole ärgern. Sie riß die Tür auf.
»Vielen Dank für den netten Abend, und besonders für die heißen Würstchen – mit Zutaten.«
Nachdem er seinen Schuh auf den Fußboden geknallt hatte, starrten sie sich lange schweigend an.
»Was ist mit uns los?« fragte sie verstört. »Nach zwanzig Jahren hat sich irgendeine schreckliche Kluft zwischen uns aufgetan. Wir können nicht einmal mehr ruhig miteinander reden. Wir scheinen uns ständig gegenseitig weh tun zu wollen.«
»Wenn man sehr jung ist«, sagte André, »ist man imstande, fürchterliche Schläge auszuteilen und auch einzustecken. Aber sogar die Stärksten werden mit der Zeit empfindlich. Über den fortwährend empfangenen Wunden wachsen nur noch ganz dünne Narben. Wie du siehst, brauchen wir uns schon gar

nicht mehr hart zu treffen. Ein gutgezielter Stich in die Narbe, und schon bricht die Wunde wieder auf, und das Blut fließt.«
André schaffte es, sie mit seinen Worten zu treffen und zum Schweigen zu bringen. Nicole wußte, daß er nach außen hin als der geplagte Ehemann dastand: ein wandelnder Märtyrer, und je abgespannter er durch seine Überarbeitung aussah, desto deutlicher wurde ihr sein »Märtyrertum« – wenn auch sonst niemandem. Aber wo blieb sie? Sie sollte alles schweigend hinnehmen und litt vielleicht gerade durch das Schweigen noch mehr.
»André, können wir nicht miteinander sprechen?«
»Aufrichtig oder unaufrichtig? Wir werden uns nur zu rechtfertigen versuchen. Keiner von uns will wirklich die Wahrheit über uns erfahren. Eine der großen menschlichen Fähigkeiten ist es, Selbsterkenntnis um jeden Preis zu vermeiden.«
»Du weißt, daß du mir mit Worten überlegen bist. Das ist nicht fair.«
»Bitte, Nicole, ich bin sehr müde.«
Sie ging zurück in ihr Schlafzimmer, ohne die Tür zu schließen. André saß auf dem Bettrand und starrte gedankenverloren auf das Muster im Bettvorleger. Das Telefon klingelte. Müde nahm er den Hörer ab.
»Devereaux.«
»Mike Nordstrom.«
Nach zwölf Jahren in Washington kam es ihm immer noch ungewohnt vor, einen Kollegen mit seinem Vornamen anzureden. Komisches Volk, diese Amerikaner. »Oh, hallo Mike«, antwortete er und blickte auf seine Uhr. Es war schon nach Mitternacht.
»Ich habe den ganzen Abend versucht, Sie zu erreichen.«
»Ich war bei dem Baseballspiel.«
»Wie ging es aus?«
»Die *Yankees* haben gewonnen. Ford war einmalig, aber es war ein gutes Spiel. Vielleicht können wir uns nächste Woche eins gemeinsam ansehen.«
»Gewiß. Hören Sie, ich weiß, es ist eine sehr ungewöhnliche Zeit, Sie anzurufen, aber wir müssen morgen einen Besuch machen.«

André verstand die Andeutung. Es war sicher etwas sehr Wichtiges. »Ich will sehen, daß ich etwas früher fertig werde.«
»Gut. Wir wär's mit Mittagessen? Um eins im *Market Inn*.«
»Fein.«
»Und, André, versuchen Sie, sich das Wochenende freizuhalten. Wir müssen vielleicht einen kleinen Ausflug machen.«
»Geht in Ordnung.«
Andre legte den Hörer so zurück, als sei er auf einmal sehr schwer geworden. Er bückte sich, um den zweiten Schuh aufzumachen; sein linker Arm wurde gefühllos. Er versuchte aufzustehen und fiel in seinen Ledersessel zurück. Sein Atem ging schneller, Schwindel erfaßte ihn. Dann wurde es dunkel um ihn.
Was hatte Dr. Kaplan über diese Anfälle gesagt? Sie hatten einen ausgefallenen Namen. Narkolepsie. Schläfrigkeit, Verlust des Erinnerungsvermögens, Lähmung eines Armes oder eines Beines.
Manchmal dauerte es nur eine Minute. Es konnte aber auch einen ganzen Tag anhalten. Gott sei Dank waren die Anfälle bei ihm immer in einigen Minuten vorbei.
Er wankte ins Badezimmer, schluckte eine Ephidrinpille und ließ sich dann wieder in den Sessel fallen, um das Ende des Anfalls abzuwarten.
Er solle sich nicht zuviel aufbürden, hatte Dr. Kaplan ihn gewarnt. Aber wie? Anspannung vermeiden. Wie denn? Urlaub machen. Wann? Vielleicht meinte der Arzt, die Nachrichtendienstler sollten eine Gewerkschaft bilden und für bessere Arbeitsbedingungen streiken. Kein Staat der Welt könnte sich leisten, seine Nachrichtendienstler nach Stunden zu bezahlen. Er wäre bald bankrott.
André hatte nicht nur die Leitung der SDECE-Organisation in der westlichen Hemisphäre, sondern war auch der französische ININ-Chef. Die Beziehungen zwischen Washington und Paris wurden laufend schlechter, und er selbst saß mitten im Wespennest...
Nicole stand im Nachthemd in der Tür. »Du bist weiß wie ein Leintuch. Bist du krank?«
»Nein – nein – mir fehlt nichts.«

»Der Telefonanruf. Waren es schlechte Nachrichten?«
»Nur Nordstrom.«
»Möchtest du eine Tasse Tee oder einen Cognac?«
»Nein – Nicole, ich weiß, ich habe versprochen, dieses Wochenende mit dir nach New York zu Michèle zu fahren, aber – ich muß vielleicht dienstlich verreisen.«
Eine Zeitlang stand sie nur still da. »Gute Nacht, André!«
»Nicole.«
»Ist schon gut!«
»Sag es doch! Wieder eine Enttäuschung. Behandle mich doch nicht so vorwurfsvoll!«
»Du hast ja selbst ein schlechtes Gewissen. Oder gibt es etwas, worüber du dir Vorwürfe machen müßtest?«
»Nein.«
»Dann brauchst du auch nichts zu erklären.«

7

Hound-Dog Ruffin war in Spiritual-Stimmung. Der große Blues-Sänger saß vor einem scheppernden Klavier und sang von Baumwollfeldern im Himmel.
Alles an Hound-Dog war in Bewegung, während er mit seinen dicken Fingern in die Tasten griff und mit dem Fuß den Rhythmus dazu stampfte.

Just a closer walk with thee,
Credit Jesus is my plea . . .

André Devereaux betrat das *Market Inn.* Während er versuchte, seine Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen, tippte Hound-Dog zum Gruß an seine Sonnenbrille.
Michael Nordstrom winkte und rutschte von seinem Barhoker. Sie gingen zu ihrer gewohnten Nische am hinteren Ende

des Raumes. Das *Market Inn* war ein schuppenähnlich gebautes Gasthaus an einem ungewöhnlichen Ort: unter einer Autostraße. Es paßte in seiner Atmosphäre zu der Tradition dieser Gegend. Die beiden Geheimdienstler studierten im Vorbeigehen die Gesichter der Gäste. Die meisten Tische waren mit Kongreßabgeordneten besetzt, die hier zu Mittag aßen.
André blickte flüchtig nach den nackten Mädchen, mit denen die Wände dekoriert waren, während Michael Bier und Krabbenpasteten bestellte.
»Wie geht es Liz?«
»Unzufrieden. Sie hat eben eine Kampagne für die Anschaffung eines neuen Wagens gestartet, den wir uns nicht leisten können. Nur ein kleiner Hinweis ab und zu. Sie ist raffiniert. Und Nicole?«
»Wir sprechen zur Zeit wenig, aber dafür laut. Nicole will, daß ich meinen Dienst aufgebe, auf daß wir in Frieden alt werden und etwas voneinander haben können. Verlangt sie zuviel, Mike?«
»Wünscht sie sich das wirklich?«
»Nein. Nicole betrachtet die Vergangenheit immer als eine kostbare Erinnerung und vergißt dabei, wie sie die Zeit haßte, als sie sie erlebte. Wie unsere Reisen zu den Karibischen Inseln. Sie erinnert sich an die exotischen Sonnenuntergänge und an die Liebesnächte. Die Armut, die Mücken und die Wirbelstürme hat sie bequemerweise vergessen. Aber verdammt, Mike. Vielleicht hat sie diesmal recht. Was habe ich aufzuweisen nach zwanzig Jahren in diesem Beruf?«
»Magenbluten«, antwortete Michael und spülte zwei Tabletten hinunter, um sein Geschwür zu besänftigen. »Es wäre scheußlich für uns, wenn Sie von Washington weggingen, André. Mit einem Anhänger von Präsident La Croix auf Ihrem Posten könnte die Zusammenarbeit völlig abreißen. Sie wissen, was ich meine.«
»Darf ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich sehr neugierig bin, weshalb Sie mich hierherbestellt haben?«
Die Senatsglocke läutete dreimal, um anzuzeigen, daß in fünfzehn Minuten eine Abstimmung stattfinden solle. Die anwesenden Senatoren bezahlten schnell; draußen hatten die Fahrer

in den geparkten Wagen schon die Motoren angelassen und die Türen geöffnet, damit es bei der Rückkehr zum Kapitol keine Verzögerung gab.
Die Krabbenpasteten kamen. Michael verzog das Gesicht, als André seine Pastete mit einer französischen Soße übergoß.
»Nicole fährt nach New York, um Michèle zu besuchen und einige Einkäufe für den Abend in der Botschaft zu machen. Ich hatte ihr versprochen mitzufahren, bevor Sie anriefen. Was gibt es so Wichtiges?«
»Sagt Ihnen der Name Kuznetow etwas?«
»Nein. Wer ist das?«
»Er behauptet, Abteilungsleiter beim KGB zu sein.«
»Behauptet?«
»Überläufer. Wir haben ihn schon seit Herbst. Er ist in Camp Patrick. Er möchte mit Ihnen sprechen, hat Sie namentlich genannt.«
»Na, das ist wirklich interessant.«
»Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten, André. Ich weiß, daß es etwas merkwürdig ist, aber teilen Sie Paris nichts von dem Mann mit! Wenigstens nicht, bevor Sie mit ihm gesprochen haben.«
André überlegte kurz. »Meinetwegen«, sagte er.

8

Henrietta Todd, die Frau des Senators von Kansas, saß vor ihrem Komitee. Ihre Brille war an einer silbernen Kette befestigt, die sich um ihren dicken Hals und das gewaltige Doppelkinn schlang.
Die Präsidentin des Komitees für die jährliche Garten-Party und das Konzert zugunsten koreanischer Waisenkinder prüfte eingehend eine Liste mit Patenschaftskandidatinnen für die kommende Veranstaltung.

»Nicole, meine Liebste«, sagte sie, »meinen Sie wirklich, wir sollten Molly Spearman auch dieses Jahr auf der Liste der Patinnen stehenlassen?«
»Natürlich«, antwortete Nicole kühl. »Die Sache wäre ohne Mollys Namen doch unvollständig.«
»Ein gesellschaftliches Ereignis ohne Molly Spearman scheint heutzutage in Washington geradezu unmöglich zu sein. Vielleicht sollten wir einmal den Anfang machen.«
»Oder uns blamieren«, entgegnete Nicole.
Henrietta Todd seufzte enttäuscht und setzte ein O.K. hinter Molly Spearmans Namen. »Na schön.«
Die Anspielung war deutlich. Dies war die dritte beziehungsreiche Erwähnung von Molly Spearmans Namen an diesem Nachmittag. Die guten Ladies, angeführt von Henrietta Todd, wollten sie mit ihren Sticheleien auf den neuesten Klatsch aufmerksam machen, daß André ein Verhältnis mit der berühmten Washingtoner Gastgeberin habe.
Liz Nordstrom beobachtete die Sache vom anderen Ende des Tisches und zuckte jedesmal innerlich zusammen, wenn eine aus der Meute ihre Krallen ansetzte. Sie wartete, bis sich die Sitzung in Teetrinken und Geplauder aufgelöst hatte, und ging dann zu Nicole. Aus der Nähe sah sie, daß Nicole erregt war, obwohl sie nach außen hin ihre Fassung bewahrt hatte.
»Ich möchte Sie auf keinen Fall hier weglotsen, Nicole«, sagte Liz, »aber ich muß noch zu Little League. Soll ich Sie zu Hause absetzen?«
Nicole nickte müde, und beide verabschiedeten sich.
»Auf Wiedersehen, meine Lieben«, sagte Henrietta Todd und lächelte süßlich.
Liz fuhr rückwärts aus der Einfahrt und schaltete ärgerlich den ersten Gang ein. »Ich mag Frauen nicht, besonders Henrietta Todd nicht. Wenn sie nicht so grotesk und abstoßend geworden wäre, würde ihr Mann vielleicht noch mit ihr schlafen – wenn er dafür je nüchtern genug ist. Sie kann es einfach nicht ertragen, jüngere und schönere Frauen um sich zu haben.«
»Bitte, Liz, sagen Sie nichts!«
»Gut. – Außer daß ich nicht glaube, daß auch nur das geringste zwischen André und Molly Spearman gewesen ist.«

Nicole schloß die Eingangstür hinter sich, lehnte sich dagegen und hielt mit der Hand ihre Kehle, bis das Motorengeräusch nicht mehr zu hören war. Dann stieg sie langsam die Treppe hinauf und ließ sich auf ihre Chaiselongue fallen. André und Molly Spearman? Das war äußerst unwahrscheinlich. Warum traf es sie dann so hart?

Bei all ihrer französischen Großzügigkeit hatte sie, als sie noch jung, eitel und stolz war, geprahlt, sie würde Seitensprünge ihres Mannes nicht dulden, wie junge, eitle und stolze Ehefrauen eben prahlen.

Aber mit Stolz kommt man nicht weit.

Wenn eine Frau zum erstenmal erfährt, was jede Ehefrau einmal erfahren muß, wird dieser Stolz mit erstaunlicher Leichtigkeit beiseite geschoben.

Und wenn die Illusionen erst einmal zerstört sind, werden die weiteren Fälle schweigend hingenommen. Aber wie viele Seitensprünge man auch nach diesem schrecklichen ersten Mal erfährt oder vermutet, immer schmerzen sie.

Wenn man sie schließlich duldet, gibt es noch zwei Möglichkeiten. Man kann bei sich selbst nach dem Fehler suchen, der dazu führte, daß der Mann auf Abwege kam. Oder man bringt es fertig, die Sache nüchtern zu betrachten und als etwas Bedeutungsloses abzutun. Aber nur wenigen Frauen gelingt es, sich so oder so zu entscheiden.

Statt dessen begeben sie sich auf den Pfad der Zerstörung: einen Berg von Bitterkeit aufhäufen und dem Partner Schmerz zufügen für den Schmerz, den er einem zufügt. Vergelten ...

Nicole hielt vor Andrés Amtssitz, gerade als er das Gebäude verließ, mit dem üblichen Packen Arbeit für die Abendstunden in seinem verhaßten Diplomatenköfferchen. Heute abend gab es keine Empfänge oder gesellschaftlichen Verpflichtungen, also wußte sie, daß er nach dem Abendessen durcharbeiten würde bis nach Mitternacht.

Sie rutschte auf den Beifahrersitz, als André die Tür öffnete.

»Dein Wagen wird erst morgen fertig«, sagte sie, als er anfuhr.

André sah seinen Diplomatenkoffer an und seufzte. »Ich habe

eine Idee«, sagte er impulsiv. »Können wir nicht jetzt gleich nach Baltimore fahren und uns einen Film ansehen? Da läuft ein Western, den ich sehen möchte, und danach könnten wir bei *Miller Brothers* essen, vielleicht ein feines Fischgericht.«
»Wunderbar!«
Nicole rückte unwillkürlich näher an ihn heran, was sie nur noch selten tat, und streichelte seinen Nacken. Er sah sie an und lächelte, und als sie an einer Ampel halten mußten, legte er den Arm um sie und küßte sie.
Und für den Augenblick war alles in Ordnung.

9

Nach kurzer Fahrt waren Nordstrom und Devereaux in Maryland, das sich im vollen Frühlingsschmuck zeigte.
»Es ist herrlich«, sagte André, »einfach herrlich. Es erinnert mich an meine kleine Provinz daheim in Frankreich.«
Michael mußte innerlich lachen. Franzosen bezeichnen ihr Heim immer bescheiden als »klein«, auch wenn es ein Landsitz mit fünfzig Zimmern ist.
Sie bogen von der Hauptstraße ab. Üppiges Weideland lag zu beiden Seiten. »Ich müßte einmal mit Nicole hierherfahren. Wir sind schon so lange nicht mehr auf dem Land gewesen. Es würde uns sicher guttun.«
»Nur keine Versprechungen. Wir können sie doch nie halten und haben dann gegenüber unseren Frauen ein schlechtes Gewissen.«
Hinter Laurel kamen Felder. Nach einer Weile fuhren sie auf einer einsamen, unbefestigten Straße dahin, die parallel zum Patuxent verlief und sie zu dem abgesperrten Grundstück des ININ-Camps führte.
Nordstrom hielt kurz an einem Tor mit einer frisch gemalten Tafel, bis der Wachtposten ihn erkannte und die Durchfahrt

freigab, fuhr dann weiter bis zum Hauptgebäude und zeigte auf das größte der Blockhäuser. »Ich werde im Büro auf Sie warten.«
Während André den Appellplatz überquerte, hörte er aus dem Blockhaus Klaviermusik. Es war Chopin, ausgezeichnet gespielt. Als er seinen Fuß auf die unterste Stufe setzte, knarrte sie, und die Musik brach jäh ab. Er hörte drinnen jemanden weglaufen.
»Meine Tochter Tamara«, sagte eine Stimme mit starkem Akzent. »Sie ist sehr scheu.«
André drehte sich um und erkannte am anderen Ende der Veranda gegen das vom Fluß reflektierte Sonnenlicht einen ziemlich kleinen Mann. Er ging blinzelnd auf ihn zu. Boris Kuznetow hatte eine Palette vor sich und setzte Farbtupfer auf eine Leinwand, André stellte sich hinter ihn. Ein recht gutes Bild, dachte er, vom Nachimpressionismus beeinflußt. Es stellte die riesige Weide dar, die am gegenüberliegenden Ufer übers Wasser hing.
Boris legte den Pinsel hin, wischte sich die Hand ab und streckte sie dann André entgegen. »Sie sind Devereaux«, sagte er in passablem Französisch. »Ich erkenne Sie nach den Beschreibungen.«
»Ist diese Art von Kunst nicht unerwünscht?«
»Ich habe mich zuviel im Westen aufgehalten. Und unser sozialistischer Realismus ergibt ziemlich schwache Kunstwerke. Kommen Sie, lassen Sie uns einen Spaziergang machen!«
Als sie die Veranda verließen, erhaschte André einen Blick der beiden Kuznetow-Frauen, die hinter den Gardinen standen und ihn anstarrten.
»Ich war neugierig auf Sie, Devereaux. Sie waren ein schwieriger Gegenspieler. Einige Male haben wir versucht, Sie in eine peinliche Lage zu bringen, um Sie in die Hand zu bekommen. Aber wir hatten kein Glück. Außerdem habe ich die Amerikaner satt, und sie haben mich satt, deshalb bat ich darum, mit Ihnen sprechen zu dürfen.«
»Ich werde Ihnen das abnehmen müssen, bis Sie bereit sind, mir Ihren wahren Grund zu nennen.«
Kuznetow lächelte.

»Ich hoffe, Sie mögen 1959er Laurent Perrier Grand Siècle«, sagte André.
»Ja, ein ausgezeichneter Champagner.«
»Ich habe Ihnen eine Kiste mitgebracht.«
»Wunderbar. Die Franzosen haben einen guten Geschmack. Die Amerikaner sind grob, besonders in ihrer geistigen Einstellung. Bei ihnen ist alles Technik und Geschäft.«
»Oh, ich weiß nicht. Bourbon ist ein wunderbares Getränk, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat.«
Sie kamen an einen wackligen Bootssteg, an dem Ruderboote und kleine Außenborder festgemacht waren. Kuznetow sprach von der Schönheit des Ortes. Er hob einen flachen Stein auf und versuchte, ihn auf dem Wasser hüpfen zu lassen, aber es mißglückte. Sie gingen auf dem schmalen Uferpfad weiter.
»Warum wollte man Sie liquidieren?« fragte André unvermittelt.
Kuznetows Gesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an. Er setzte sich auf einen großen Stein, sah niedergeschlagen auf den Fluß hinaus und beobachtete einen Strudel an einer Sandbank.
»Mein ganzes Leben lang«, sagte er langsam, »war ich der Partei treu. Aber sogar in unserer aufgeklärten Zeit des Genossen Chruschtschow gibt es keine Möglichkeit des Rücktritts für hohe KGB-Offiziere, die in Ungnade gefallen sind.«
»Warum sind Sie in Ungnade gefallen?«
»Viele Gründe und keine Gründe. Hauptsächlich weil ich zu ehrlich bin. Ich lehne es ab, meine Berichte und meine Ansichten zu verfälschen, um damit Politik zu machen und sie gewissen Ohren angenehm erscheinen zu lassen. Ich habe die Dinge immer genauso beurteilt, wie ich sie sah. Am Ende hielten die Machthaber meine Ausführungen nicht mehr für akzeptabel. Sie wissen doch, Devereaux, das ist der Pferdefuß in unserem Beruf. Alle Nachrichtendienste der Welt leiden darunter. Wir bemühen uns mit großen Kosten und unter Gefahren um Informationen. Aber der eigentliche Kampf fängt erst an, wenn man seine eigenen Leute dazu bringen soll, einem zu glauben. Sie, Devereaux – Sie haben große Schwierigkeiten mit Paris, und der amerikanische Präsident glaubt nicht die Hälfte von dem, was ihm CIA und ININ erzählen.«

»Da haben Sie recht«, sagte André.
»Aber lassen Sie einmal was schiefgehen, wer wird dann verantwortlich gemacht?«
»Was haben Sie ihnen denn erzählt?«
»Daß der Westen zu stark ist. Gegenüber der NATO sind die Sowjetunion und die Warschauer-Pakt-Staaten kräftemäßig sehr im Nachteil. Was wichtiger ist, wir können das nie aufholen. Da ich als Berater den inneren Kreisen angehörte, mahnte ich zu einem ehrlichen Arrangement mit dem Westen, um dem russischen Volk den Frieden zu erhalten. Aber man hat bei uns üble Bezeichnungen für eine solche Denkweise. Die Militärs wollen so etwas nicht hören. Aber ich weigere mich zu lügen, weil ich die Sowjetunion nicht zerstört sehen möchte.«
Kuznetow hielt plötzlich inne, als überrasche ihn sein eigener Vortrag. André begriff, daß es dem Russen ein Bedürfnis war, seine Beichte vor einer »neutralen« Partei abzulegen, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen.
»Ich wollte Sie nur einmal kennenlernen, um zu sehen, was für ein Mann Sie sind«, sagte Kuznetow.
Sie kehrten schweigend zum Blockhaus zurück. Auf dem Rückweg beobachtete André, wie Kuznetow sich zu einem Entschluß durchzuringen suchte, zögerte und schließlich sagte: »Ich möchte Sie warnen, Devereaux. Es wäre töricht, dem französischen SDECE von diesem Treffen zu berichten.«
»Warum?«
»Weil alles, was Paris erfährt, vierundzwanzig Stunden später auch in Moskau bekannt ist. Im Interesse Ihres Landes, schikken Sie keinen Bericht!«
»Das ist keine geringe Beschuldigung, Kuznetow.«
»Ihre Organisation ist sehr undicht. Berichten Sie lieber nichts!«
»Ich will es mir ein paar Tage überlegen.«
»Werden Sie mich wieder besuchen?«
»Wenn Sie es wünschen«, erwiderte André.
Sie gaben sich zögernd die Hand. Boris öffnete die Verandatür.
»Kuznetow?«
»Ja?«
»Ich möchte Ihnen einen kleinen Rat geben. Sie sagen, die Ame-

rikaner seien grob, aber Sie wußten auch, als Sie überliefen, daß sie nicht Ihre Methoden, Meuchelmord und Folterungen, anwenden oder Ihre Familie als Geiseln benutzen würden. Halten Sie das nicht für Schwäche! Es ist in Wirklichkeit Stärke. Sie sollten sich lieber entschließen, ihnen zu sagen, was Sie wissen.«

»Ich bin kein Verräter!« schrie Kuznetow. »Ich bin nur geflohen, um das Leben meiner Angehörigen zu retten. Ich liebe Rußland! Ich liebe meine Heimat!«

»Ja, das ist die traurige Seite der Geschichte. Ich werde den Champagner herüberschicken.«

10

Gleich zu Anfang hatte Nordstrom die Familie Kuznetow heimlich fotografieren und ihre Unterhaltungen auf Tonband aufnehmen lassen. Alle drei waren unzählige Male von versteckten Kameras und Mikrophonen aufgenommen und abgehört worden.

Dr. Bennett Block, ein berühmter Gesichtschirurg vom John-Hopkins-Hospital, wurde als Wachtposten in Camp Patrick eingeführt, um die Gesichtszüge der Familie aus nächster Nähe studieren zu können.

Eines Abends, einige Tage nach Devereaux' viertem vergeblichem Besuch in Camp Patrick, betrat Nordstrom das Haus der Kuznetows mit sechs geheimnisvollen Kästen, die er auf einer Bank absetzte. Er brachte auch ein halbes Dutzend Fotoalben mit.

Olga und Tamara zogen sich wie immer in einen anderen Teil des Hauses zurück.

Boris begriff sofort, daß etwas Entscheidendes bevorstand.

Nordstrom reichte ihm drei Alben. Jedes enthielt mehrere Dutzend Bilder von Boris, Tamara und Olga aus jedem denkbaren Winkel. Der Russe blätterte sie wortlos durch.

Michael öffnete drei der Kästen und entnahm ihnen lebensgroße Kopfmodelle, die den Kuznetows erstaunlich ähnlich waren. Teint, Augen, Haare, Profil, Nasenform, Ohren: alles stimmte genau. »Sie werden zugeben«, sagte Nordstrom, »daß dies recht genaue Nachbildungen sind, die zeigen, wie Sie jetzt aussehen.«

Boris nickte. Michael reichte ihm ein anderes Album, das Zeichnungen enthielt, die zeigten, wie ihr Aussehen verändert werden könnte. Dann öffnete Nordstrom die anderen drei Kästen. Darin waren Kopfmodelle der Kuznetows, wie sie nachher aussehen würden.

»Sie sind von einem der besten Spezialisten für Gesichtschirurgie in Amerika beobachtet worden.«

»Ich nehme an, es war der Kleine mit dem schütteren Haar und den grauen Augen, der Lucky Strike rauchte und eine Schweizer Armbanduhr trug.«

»Ja, das ist er. Er heißt Bennett Block, und er kommt vom John-Hopkins-Hospital.«

»Man sieht, daß er die Hände eines Chirurgen hat, und er spricht auch nicht die Sprache der Geheimdienstler.«

Nordstrom erkannte lächelnd Kuznetows Beobachtungsgabe an, nahm seinen Federhalter und benutzte ihn an dem Kopfmodell als Zeigestock. »Kurz gesagt, man könnte Ihre Nase und Ihr Kinn operativ verändern. Eine Änderung am Gebiß, hier, und die Haare färben. Schnurrbart und Brille. Auf Ihre Stirn bekämen Sie eine Narbe. Die Körpergröße würde durch Spezialschuhe verändert. Ihre eigene Mutter würde Sie nicht wiedererkennen.«

Die »Vorher-und-Nachher«-Modelle waren ein schlagender Beweis.

»Bei Tamara und Olga ist es einfacher. Durch bloße Verwestlichung entsteht schon ein großer Unterschied, mit einem Minimum an chirurgischer Veränderung. Olga kann fünfundzwanzig bis vierzig Pfund abnehmen. Damenperücken und Toupets sind heute so vervollkommnet, daß nicht einmal ein Experte sie erkennt, wenn sie richtig getragen werden. Neue Kleidung, Make-up und die Benutzung westlicher Toilettenartikel würden eine vollkommene Veränderung herbeiführen.«

Kuznetow studierte alles. Dann ging er zum Spiegel und starrte hinein. Er goß sich einen Drink ein. »Genial.«
Nordstrom sprach weiter, in der forschen Art, an der man den Amerikaner erkannte. »Für Ihre Frau einen Schnellkursus in Englisch. Für Sie und Tamara einen Privatlehrer, so viele Stunden täglich, wie Sie verdauen können. Alle drei bekommen Sie Sprechunterricht, um die Höhe Ihrer Stimmlage und Ihren Sprechrhythmus zu verändern. Sie werden zu Amerikanern umgeschult. Wir werden Ihnen Unterricht geben in amerikanischer Geschichte, aus westlicher Sicht, in Jazz, Sport, hier umlaufenden Witzen, in allem. Sie werden eine Einweisungsfahrt durch die Staaten machen. Wir nehmen an, daß es nach einem Jahr ziemlich schwer zu merken sein wird, daß Sie nicht den größten Teil Ihres Lebens hier verbracht haben.«
»Sie sind sehr amüsant heute abend«, antwortete Kuznetow scharf, als wäre er verärgert.
Nordstrom sprach ganz geschäftsmäßig weiter. »Wir werden Sie mit den nötigen Papieren versehen. Geburtsurkunde, College-Zeugnis, ehrenhafte Entlassung aus dem amerikanischen Militärdienst. Sie werden mit Dokumenten ausgestattet, aus denen hervorgeht, daß Sie Mitglied bestimmter sozialer und wohltätiger Vereine waren und drei Jahrzehnte Versicherungsprämien gezahlt haben.«
Nordstrom knipste sein Feuerzeug an und hielt die Flamme an Kuznetows Zigarette. Es war wie beim erstenmal, im *Palace Hotel* in Kopenhagen. Die Nerven des Russen spielten nicht ganz mit. Seine Ruhe war nur äußerlich. Kuznetow war sehr erregt.
Nordstrom ließ das Gesagte einwirken.
»Ich habe das Beste für zuletzt aufgespart.« Er öffnete eine Mappe mit Fotos und Beschreibungen eines modernen Hotels. »Dies sind die Unterlagen für ein Motel mit zweiundvierzig Zimmern in Bakersfield in Kalifornien. Es hat einen guten Umsatz im Bar- und Restaurantgeschäft und Verträge mit einem nahe gelegenen Golfplatz und einem Reitstall. Ganzjährig benutzbares Schwimmbecken, zentral geregelte Klimaanlage. Eine separate und sehr nette Wohnung für den Besitzer. Der derzeitige Besitzer verdient über zwanzigtausend Dollar

im Jahr, Kost und Wohnung nicht mit inbegriffen. Netto, nach Abzug der Steuern. Wir bringen Sie hier unter, mit genügend Wertpapieren ausgestattet, um Ihnen ein Einkommen auf Lebenszeit zu garantieren. Es gibt ein gutes kleines College in Bakersfield, und wenn Sie sich eingelebt haben, können Sie dort als Lehrer tätig werden, wenn Sie wollen. Los Angeles ist nur einen Katzensprung entfernt. Ausgezeichnete Konzerte, gute Museen, Badestrand, Bibliotheken.«

»Sie sind sehr gründlich.«

»Was Tamara anbetrifft ...« Die Erwähnung der Tochter führte zu einer deutlichen Reaktion. »Was Tamara anbetrifft, vier Jahre Musikstudium bei Curtis, Peabody oder Juilliard. Sie wird mit einem anerkannten Zeugnis entlassen.«

Kuznetow schüttelte den Kopf und zupfte an seinen Augenbrauen. »Ich kann Ihnen heute abend keine Antwort geben.«

»Dann morgen!« sagte Nordstrom kurz.

Boris blickte in unerbittliche Augen. Ja, Nordstrom war jetzt ganz dienstlich. »Ich nehme an, das soll ein Ultimatum sein.«

»Sie sind im Bilde«, antwortete Michael. »Sie haben jetzt über sechs Monate den Ton angegeben. Vom beruflichen Standpunkt aus würde ich noch sechs Monate oder sogar ein Jahr mitspielen.«

»Und Ihr persönlicher Standpunkt?«

»Ich habe die Nase voll von Ihnen. Sie haben es sich bewußt zunutze gemacht, daß wir niemanden terrorisieren.«

»Und die Alternative?«

»Papiere und Taxikosten zum nächsten Flugplatz. Flugkarten zu einer Stadt nach Ihrer Wahl und Unterhaltskosten für einen Monat. Danach müssen Sie für sich selbst sorgen. Sie können im Verborgenen leben und jeden Augenblick voll Angst darauf warten, daß der KGB Sie liquidiert. Sie haben alles nur sich selbst zuzuschreiben. Erst haben Sie nach Devereaux verlangt, dann haben Sie bequemerweise vergessen, warum Sie mit ihm sprechen wollten. Er kann Paris die Mitteilung eine Woche, vielleicht sogar einen Monat lang vorenthalten, aber früher oder später muß der französische SDECE benachrichtigt werden. In dem Augenblick, da das nach Moskau durchsickert, sinkt Ihr Wert für uns fast auf Null.«

»Ich verstehe«, sagte Kuznetow heiser.
»Sie haben genug mit Liquidierungen zu tun gehabt, um genau zu wissen, mit was für einer widerlichen Bande von Gangstern Sie im KGB zusammengehockt haben. Sie sind diesen Schlächtern kein Fünkchen Rücksicht schuldig.«
Die Verandatür knallte hinter Nordstrom zu.
Kuznetow war am Ende seiner Frist angelangt. Aber so oder so, wie lange hätten die Amerikaner wohl noch mit sich spielen lassen? Und wieviel länger hätte er das Elend von Olga und Tamara noch ertragen können?
Er stand vor den Modellen, und plötzlich fegte er sie vom Tisch, so daß sie polternd zu Boden fielen.
Olga kam mit kalkweißem Gesicht hereingeschlichen. »Wir haben alles gehört«, sagte sie. »Tamara hat mir übersetzt, was Nordstrom dir anbot.«
»Ich will heute abend nicht darüber sprechen.«
Sie folgte ihm durch den Raum bis an die Wand, vor der er mit abgewandtem Gesicht stehenblieb. »Du hast uns geschworen, wenn uns die Flucht gelänge, würden wir ein anständiges Leben führen können. Wir haben nie anständig gelebt, Boris, bis auf die wenigen Augenblicke, die wir im Westen heimlich in einem Konzert, einem Museum oder einem Restaurant verbringen konnten. Sieh dir deine Tochter an! Sie ist ein junges Mädchen, und sie will leben! Was für ein Leben willst du ihr nach dem morgigen Tag bieten? Ein Leben voller Angst im Versteck! Kannst du den Unterschied zwischen diesen Leuten und unseren nicht erkennen? Unsere wollten dich umbringen!«
»Hör auf, Olga!«
»Boris«, sagte sie und lehnte sich zum erstenmal in ihrem ganzen Leben gegen ihn auf, »du mußt den Amerikanern alles sagen!«
»Nein – nie – nie!«
Tamara stand mit Tränen in den Augen in der Tür. »Papa, ich bin als gute Kommunistin erzogen worden, und ich liebte Rußland. Ich liebte Rußland, bis ich aufgefordert wurde, dir nachzuspionieren und über dich zu berichten. Aber ich liebe dich und Mama mehr. Seit ich erfahren habe, daß sie dich umbringen wollten, hasse ich sie. O Papa, weißt du, wie es draußen

ist, hier in diesem Land? Ich bin fast gestorben vor Sehnsucht danach.« Sie kniete neben dem am Boden liegenden Modell der Frau, die sie werden sollte. »Ich möchte gern so sein wie diese hier.«
Tränen liefen Boris über das Gesicht.
»Boris«, drängte seine Frau, »du mußt den Amerikanern alles sagen, Tamara und ich wollen unser Leben nicht als Flüchtlinge verbringen.«
Er war in die Enge getrieben. Er hatte keine Wahl. Das große Geheimnis wurde aus ihm herausgepreßt.
Das Geheimnis um Topas.

II

»Michèle, mein kleiner Liebling!«
André umarmte seine Tochter. Sie küßten sich auf beide Wangen. Robespierre, ein parfümierter silbergrauer Zwergpudel mit kostbarem Halsband, sprang hoch und kläffte. Picasso, ein traurig blickender englischer Jagdhund, stellte sich breitbeinig hin und wedelte heftig mit dem Schwanz.
André hielt Michèle lächelnd von sich, um sie anzusehen. Sie gingen durchs Haus, die Treppe hinauf, Arm in Arm, und tauschten die üblichen Fragen und Antworten aus. Im College war alles wunderbar. Das New Yorker Theater taugte gar nicht viel, aber die *Comédie Française* sollte ein Gastspiel geben.
»Wirst du einige Vorstellungen besuchen, Papa?«
»Ich möchte gern, aber ich will es lieber nicht versprechen. Die Arbeit . . .«
»Versprich es mir! Und ich verspreche, daß ich nicht enttäuscht sein will, wenn du es nicht schaffst.«
»Dann will ich versprechen, es zu versuchen.«
Sie ging in ihr Zimmer, um sich für den Empfang der fran-

zösisch-amerikanischen Ehrenlegion in der französischen Botschaft zurechtzumachen.
Nicole war um viele Jahre älter als ihre Tochter und hatte dementsprechend schon zwei Stunden früher mit ihrer Arbeit begonnen. Nicoles Spannung war spürbar, besonders für Robespierre, der ihre Nervosität durch sein ständiges Männchenmachen widerspiegelte. Nicole gab sich die größte Mühe, zupfte sorgfältig ihre Brauen aus, zog die Linien mit der Sicherheit eines Leonardo da Vinci und verdeckte die Fältchen mit Creme.
André brummte einen Gruß und zog sich in sein Reich zurück; er schlüpfte in seine Hausjacke, nahm sich einen Bourbon, setzte sich in seinen Ledersessel und ließ seine Aktentasche aufschnappen.
Jetzt begann die mikroskopische Suche. Die harte, einem den Magen umdrehende Arbeit, die von einem Geheimdienstler verlangt wird, dessen Arbeitstag eigentlich nie endet und eine unglaubliche Kraft verlangt.
In den Abendstunden, wenn die Büros schon lange geschlossen waren und andere Männer sich Erholung gönnten, wandte sich André dem zweiten Teil seiner täglichen Arbeit zu. Er mußte sich durch Ausschnitte aus rund fünfzig Zeitschriften und Zeitungen aus zehn verschiedenen Ländern durcharbeiten. Es gab Berge von spät eingegangenen Memoranden, Kommuniqués und Briefen, die noch daraufhin durchgesehen werden mußten, ob irgendwelche Maßnahmen erforderlich waren.
Er stellte den Papierkorb neben seinen Sessel, streichelte Picasso und begann mit unglaublicher Geschwindigkeit die Ausschnitte zu lesen. Die meisten landeten im Korb. Einige wurden angestrichen und aufbewahrt.
Wonach suchte er? Vergabe eines Regierungsauftrags, Aufruhr in Afrika, Schiffsbewegungen, Truppenverschiebungen, Veröffentlichung einer technischen Studie. Irgendwo und nirgendwo konnte sich der Hinweis finden, der ein leeres Feld in dem großen, sich dauernd verändernden Rätsel ausfüllte. Die Tür zu Nicoles Schlafzimmer flog auf. Robespierre wurde hereingejagt. »Nimm ihn zu dir, André! Er wird mir lästig.« Das Tier flitzte durchs Zimmer und sprang auf Andrés Schoß. Er

schob den Hund hinunter wie eine lästige Fliege. Nach der zweiten und dritten Abfuhr legte sich Robespierre niedergeschlagen auf den Fußboden neben den immer gelassenen Picasso. Picasso hob sein trauriges Gesicht, schnupperte das Parfum des Pudels und rückte verächtlich ab.
Mit einem Seitenblick sah André Nicole an ihrem Toilettentisch, wie sie im Spiegel sorgenvoll ein Fältchen betrachtete, das gestern noch nicht dagewesen war, und wie sie geschickt die Schönheit aus Flaschen und Dosen auftrug.
Michèle kam herein, im Abendkleid, und kramte in den Kosmetikutensilien ihrer Mutter. Sie schwatzten miteinander, während die Zeit zum Aufbruch nahte.
Eine Neuauflage, dachte André. Michèle war ein Ebenbild ihrer Mutter vor zwanzig Jahren. Er trank seinen Bourbon und sah ihnen zu, wie sie sich gegenseitig mit den Frisuren halfen.
Dieser Idiot, dieser Trottel, dieser Blödmann Tucker Brown IV. würde bald die Treppe heraufgepoltert kommen, um seine Verlobte abzuholen. Was Tucker genießbar machte, war das Hundertmillionenvermögen der Browns. Schiffahrt, Yankee-Handelsflotte oder so etwas. Tucker Brown IV., Segler mit Igelfrisur, Princeton, auswärtiger Dienst. Wenn er zu meinen Leuten gehörte, dachte André, würde ich ihn nicht allein seinen Hosenschlitz zumachen lassen.
Aber – Michèle liebt ihn. Oder besser gesagt, sie findet ihn gut genug zum Heiraten.
Wenn Tucker Brown IV. sich fleißig einsetzt und die Familie genug Geld für politische Feldzüge spendiert, kann er es vielleicht in zehn Jahren zum Botschafter in irgendeinem Inselkönigreich bringen.
Und meine Michèle. Das ist ein Fang! Französin! Untadeliger Geschmack. Erstklassige Gastgeberin, mehrsprachig. Schick! Wie das Mädchen sich anzieht!
Vielleicht passen sie doch gar nicht so schlecht zusammen. Es soll mich um Gottes willen keiner für einen Snob halten, beruhigte André sein Gewissen. Nur manchmal wünschte ich, Michèle fände einen Freund, mit dem ich mich unterhalten könnte. Plötzlich kam ihm der schreckliche Gedanke, Michèle

Devereaux könnte sich in einen armen Intellektuellen verlieben. Vielleicht bin ich doch ein Snob. Einige Jahre mit Tucker, ein Kind, Scheidung und eine gute Abfindung. Herrgott, was denke ich da! Na ja, schließlich wünscht ein Mann seiner Tochter nur das Beste. Was für ein bezauberndes kleines Ding!

»André?«

»Ja?«

»Mach dich fertig, Liebster!«

Er ging zum Safe, packte den Inhalt seiner Aktentasche hinein und ging dann ins Badezimmer. Ein schnurloser Elektrorasierer, eine Neuheit, surrte über sein Gesicht. Verdammt klug, diese Amerikaner, dachte er. Wie in aller Welt bringen sie es fertig, solche Trottel wie Tucker Brown IV. in die Welt zu setzen?

Während er sich rasierte, dachte er über seine eigene unangenehme Lage nach. Seine Beziehungen zum Botschafter René d'Arcy wurden immer frostiger. D'Arcy zählte zu den Gefolgsleuten des Präsidenten, des Generals Pierre La Croix. Einst hatte auch er, André, zu La Croix' Anhängern gehört, dann hatte er sich in den immer kleiner werdenden Kreis der Unabhängigen unter den höheren Diplomaten eingereiht. André hatte seine proamerikanische Einstellung bis aufs äußerste strapaziert und sah den fortschreitenden Verfall der Beziehungen zu Frankreich hilflos mit an.

André Devereaux hatte jedoch eine einmalig starke Stellung in der Botschaft. Seine Integrität als Franzose stand außer Zweifel. Andererseits besaß er bei den Amerikanern hohes Ansehen. Falls der SDECE an Andrés Amt rütteln sollte, würde er die Beziehungen zu den Amerikanern nur weiter verschlechtern. André war für Paris immer noch von großem Wert als ehrlicher Vermittler.

Er trat unter die Dusche.

Die Geschichte mit Kuznetow hatte ihn auch wieder in eine unangenehme Situation gebracht. Wie lange konnte er dem französischen Hauptquartier seine Kenntnis von dem russischen Überläufer noch verheimlichen?

Jedesmal wenn er sich entschlossen hatte, das Fernschreiben an den französischen Geheimdienst abzuschicken, hatte er sich der

Warnung des Russen erinnert und vor sich selbst einen weiteren Aufschub gerechtfertigt.
Er trat aus der Duschkabine.
Seine Gedanken landeten plötzlich bei dem Klavierspiel, das er gewöhnlich hörte, wenn er Camp Patrick betrat. Tamara Kuznetow. Wie verschieden Töchter doch sein konnten!
Das russische Mädchen war grobschlächtig und ohne einen Funken von Raffinesse. Andererseits verschlang sie gierig Bücher, sie lebte ganz in ihrer Musik und träumte davon, einst Unterricht zu geben oder in einem Symphonieorchester zu spielen. Keinerlei Unsinn in dem Mädchen. Ein durch und durch konstruktives Leben. Vielleicht könnte seine kleine Michèle viel von ihr lernen.
Wie würde Michèles Leben verlaufen? Eine gute Heirat mit einem reichen Mann und dann ein Leben in der Welt der Drohnen. Der Herrgott helfe ihr, wenn sie sich einmal ihren Lebensunterhalt durch ehrliche Arbeit verdienen muß. Aber die Schuld trifft mich. Nicole und mich. Wir haben Michèle nicht anders erzogen. Was sind ihre Wertbegriffe? Woher wird sie in einer Krise die Kraft nehmen?
Keiner hilft mir, schimpfte er leise vor sich hin, während er sich mit den Kragen- und Manschettenknöpfen, der schwarzen Schleife, den Hosenträgern und mit der lästigen Vorrichtung abmühte, die das Hemd am Herausrutschen hindern sollte.
Ohne seine Aufmachung noch einmal im Spiegel zu prüfen, setzte er die große Hornbrille auf, die er zum Lesen trug, wenn seine Augen müde waren, und begann die New Yorker und Washingtoner Zeitungen durchzusehen.
Nach etwa einer Stunde waren die Frauen fertig und stellten sich an seiner Tür vor.
»Ihr seht beide großartig aus. Warum habe ich nur so ein Glück?«
Er küßte seine Frau auf die Wange, und er meinte es ehrlich.
An der Haustür klingelte es. Das mußte dieser Dummkopf Tucker Brown IV. sein, ein pünktlicher Amerikaner.
André hakte beide ein, und sie machten sich auf den Weg zum Empfang der Ehrenlegion, um die Glorie Frankreichs zu erhalten und zu verteidigen.

12

Es wird behauptet, das Gebäude der französischen Botschaft in der Kalorama Road sei noch großartiger als das Weiße Haus. Das wäre bei diesem abendlichen Empfang ein schwieriges Gesprächsthema gewesen.

Eine lange Autoschlange wurde durch Polizeikordons in die halbkreisförmige Auffahrt geschleust, um das eleganteste Publikum der Saison vor dem schweren Eisengittertor abzusetzen.

Die delikatesten Gefechte sollten sich in dem Krieg ergeben, den man Protokoll nennt. Fünfhundert Kämpfer: zweihundert Amerikaner aus den höchsten diplomatischen, kulturellen, militärischen und politischen Kreisen in Washington gegen zweihundert Angehörige der Creme der französischen Kolonien New Yorks und Washingtons. Weitere hundert Prominente aus anderen Nationen waren da – und wie immer die übliche Zahl der pfiffigen Ungeladenen, die sich von dem ernähren, was sie bei abendlichen Cocktailparties in Washington ergattern.

Frankreich führte an diesem Abend tatsächlich einen heimlichen Krieg zur Erhaltung, Verteidigung und Verbreitung der Legende von der französischen Überlegenheit. Seine Streitkräfte waren einige Millionen Pariser, seine Fahnen etwas verblichen und verschlissen. Was an Zahl fehlte, wurde durch Kampfgeist und Arroganz der Pariser wettgemacht.

André und Nicole betraten das prachtvolle Foyer. Am anderen Ende des großen Raumes standen der Botschafter René d'Arcy und seine Gattin neben einer schweren Louis-Quinze-Truhe, um die lange Schlange der Gäste zu begrüßen. Ordner huschten hin und her, suchten die prominentesten Gäste aus der Schlange heraus und führten sie direkt zum Botschafter und seiner Frau.

Claire d'Arcy war eine elegante Französin, strahlend und klug. D'Arcy, ein kleiner, rundlicher, lebhafter Mann, begrüßte jeden Gast so, als habe er einen lange vermißten Bruder wiedergefunden. Man hatte ein sinnvolles Protokoll ausgearbeitet, das sich von den vielen qualvollen steifen Empfängen in

Washington angenehm unterschied. Ja, in bezug auf das Protokoll konnte man von den Franzosen einiges lernen.
Michèle und Tucker Brown IV. begaben sich zu dem überdachten Balkon, wo es verhältnismäßig ruhig war. Von hier aus konnte man die weitläufigen Rasenflächen hinter der Botschaft erblicken.
Sie gerieten in die erste Gruppe von Snobs (wenn man die Gesellschaft in Snobs und Spießer unterteilte). Es war die unterste Stufe des Snob-Ordens – die Gruppe der Pseudosnobs. Gegenstand ihres Snobismus waren französische Speisen und Weine (die meisten waren Amerikaner).
Grundregel für die Wortgefechte war, daß nur französische Weine in Betracht kamen. Es ging lediglich darum, welcher französische Wein welchem französischen Wein überlegen sei.
Aber Tucker Brown IV. hatte einen barbarischen Geschmack. Unglücklicherweise schoß er genauso daneben, wie er es im Außenministerium zu tun pflegte. Er wirkte wie ein junger tapsiger Neufundländer, der über seine eigenen großen Pfoten stolpert. Tucker unternahm einen jämmerlichen Versuch, ein Wort für den deutschen Wein einzulegen. Dann – o Schreck! – erwähnte er auch noch einen kalifornischen. Man rümpfte verächtlich die Nase. Michèle kicherte. Die unerträgliche Stille wurde von einem anderen Mitglied des niederen Ordens unterbrochen, von einem Speisen-Snob.
Tucker Brown IV. trat auch noch mit dem zweiten Fuß ins Fettnäpfchen. »Es gibt einige wirklich ausgezeichnete französische Restaurants in New York, und ich persönlich finde das *Rive Gauche* hier in Washington erstklassig.«
»Aber Tucker, das ist mehr als französisch! Der Inhaber ist Korse.« Gelächter.
Tucker Browns Pechsträhne war noch nicht zu Ende. Ein wenig später stand er auf einmal mitten in einer Gruppe von Sprach-Snobs. Französisch, wie die Franzosen es sprechen, war die einzig mögliche Sprache, die Weltsprache für Diplomatie und Kultur.
Also versuchte sich Tucker ein wenig in seinem schauerlichen Französisch. Man zog schmerzliche Grimassen und lächelte nachsichtig.

Schließlich mißbrauchten alle das Französische aufs übelste, diese Sprache der Dichter und der bedeutendsten Literatur der Menschheit.
André unterdrückte ein Gähnen, während er von einer Gruppe zur anderen ging. Das Geplänkel heute abend war nicht mehr als die Pflege einer alten Gewohnheit. Wie immer zogen die Amerikaner den kürzeren. Sie versuchten schließlich nur, die Franzosen mit aller Gewalt zu imitieren, und wurden so gezwungen, ein Spiel mitzuspielen, das die Franzosen erfunden hatten und perfekt beherrschten.
Zum Leidwesen Frankreichs, dachte André, ließ sich mit Snobismus und kluger Konversation keine Weltherrschaft errichten. Während die amerikanische Vorherrschaft immer deutlicher in Erscheinung trat, wurden die französischen Worte immer galliger.
Die Amerikaner konnten über Kunst, Literatur und Parfum nicht mitreden. Paris war der Mittelpunkt des Universums, das Zentrum für Lederwaren, Stoffe und Moden. Frankreich bestimmte, was geschmackvoll war, und war tonangebend in Liebesliedern, Liebeskünsten, Kristall, Silber und politischem Aplomb.
Die Franzosen vermieden wohlweislich Gegenangriffe, die Sport, Erziehung, Naturwissenschaften, Produktion und Demokratie betrafen; auch militärische Stärke war ein wunder Punkt.
Die Franzosen benutzten oft das Wort »pedantisch«, um Dinge zu beschreiben, die nicht französisch waren. Und die Amerikaner behaupteten, Paris habe die unhöflichste, egozentrischste, überheblichste Bevölkerung der Welt.
André wurde hungrig.
Er stieg die Treppe zum großen Speisezimmer hinauf und nahm sich von den Bergen von Kaviar, Gänseleberpasteten, Lachs, Käse-Soufflé, Trüffeln und anderen delikaten Dingen.
André hielt nicht viel von Staatsbeamten, die die Hälfte ihrer Zeit bei Zeremonien und die andere Hälfte auf Gesellschaften zubrachten und nicht die Diener des Volkes, sondern seine Herren waren. Er wollte nach Hause. Er hatte noch für eine halbe Nacht Arbeit daliegen.

Botschafter d'Arcy wandte sich zum Foyer und stieg die Treppe zum Balkon hinauf. Das Orchester spielte einen Tusch. Aus dem Musikzimmer, den Salons, von der Terrasse und aus dem Speisezimmer strömten die Gäste herein. Der kleine dicke René d'Arcy hatte sich vor einer Trikolore und einem riesigen Porträt von Präsident Pierre La Croix aufgestellt. Er erhob sein Glas.

»Wir erheben das Glas auf die älteste Allianz in der westlichen Welt. Auf die Einigkeit zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten!«

Nach diesem Trinkspruch zog er sich ins Grüne Zimmer zurück, ins Allerheiligste für die Auserkorenen. Grüngepolsterte, an ägyptische Formen erinnernde Empiremöbel trugen napoleonische Kronen. Während René d'Arcy sein berühmtes Ritual des Zigarrenanzündens vorführte, herrschte ehrfurchtsvolle Stille.

Auf einem schweren Silbertablett wurde mit großem Pomp eine Zigarre hereingetragen, und ihr Ende wurde mit einem silbernen Zigarrenabschneider entfernt. Ein Diener hielt eine Kerze in einem silbernen Leuchter. Volle fünf Minuten lang führte d'Arcy die Zigarre der Länge nach über der Flamme hin und her, um sie anzuwärmen. Ohne zu ziehen, hielt er dann die Spitze in die Flamme, so daß sie von selbst zu brennen begann. Ein allgemeines »Ah« wurde im Grünen Zimmer laut.

Courvoisier Réserve, ein Hundertfünfzigjähriger, wurde eingeschenkt, und die Gäste im Allerheiligsten drängten d'Arcy, ein paar gepfefferte französische Witze zu erzählen und sie mit seinen Imitationen von Churchill und Hitler zu ergötzen.

André ging mit Molly Spearman auf den Balkon hinaus. Molly Spearman war vor fünfzehn Jahren als ungeschliffener Halbedelstein aus dem Westen gekommen, hatte sich aber bald in einen Brillanten verwandelt. Sie und André hatten eine Vorliebe füreinander. Nur ein wenig von ihnen entfernt stand Nicole und unterhielt sich mit einem jüngeren Militärattaché der kanadischen Botschaft.

Sie war keine Schönheit, seine Nicole, aber was sie hatte, setzte sie wirkungsvoll ein. Jeder Mann fand sie begehrenswert. Nicole besaß Würde und Eleganz, und sie flirtete zurückhaltend.

André fragte sich, wie schon oft, ob sie wohl Liebhaber hatte. Es hätte ihm nicht viel Mühe gemacht, sich über Nicoles Treue Gewißheit zu verschaffen, aber es wäre ihm etwas unter seiner Würde vorgekommen. Aber wo, in Gottes Namen, würde dieser gefährliche Kurs hinführen?
Würde Nicole von dem verzweifelten Verlangen gepackt werden, sich zu beweisen, daß sie begehrenswert war, und würden sich seine Vorstellungen so erfüllen? Er hatte immer wieder versucht, sie von seiner Liebe zu überzeugen, aber Nicole hatte nie richtig zugehört oder nicht verstanden.
Marshal McKittrick traten neben ihn. André bat Molly Spearman um Entschuldigung.
»Boris Kuznetow hat einen Herzanfall gehabt. Er ist im Marinehospital Bethesda.«
»Ach, du großer Gott.« André seufzte.
»Ich fahre jetzt mit Mike hin. Folgen Sie uns in einer Viertelstunde!«
»In Ordnung.«
Einen Augenblick später verschwanden Marshal McKittrick und Mike Nordstrom. Liz Nordstrom stand verlassen am Haupteingang und sah ihnen nach.
Er würde jetzt Nicole aufsuchen und dann auch gehen. Er bat Tucker Brown, seine Frau nach Hause zu bringen, drückte René d'Arcy sein Bedauern aus und folgte den Amerikanern zum Bethesda-Hospital.

13

André betrat das Krankenzimmer. Er stellte sich neben Marshal McKittrick und Nordstrom vor das Sauerstoffzelt, das den Körper Boris Kuznetows bedeckte.
Das Kantige des Gesichts wurde durch die wächserne Unbeweglichkeit noch mehr betont. Man hörte das Ringen nach Atem, das Zischen des Respirators, die leisen Schritte der Kran-

kenschwester und ab und zu das Weinen von Olga Kuznetow.
Amerikaner knirschen mit den Zähnen. Franzosen ringen die Hände. Russen weinen ungezwungen. Olga Kuznetows ausdrucksloses Gesicht war naß von Tränen. Verzweifelt zerknüllte sie ihr durchgeweichtes Taschentuch zwischen den Fingern. Tamara stand über ihre Mutter gebeugt. Auch sie weinte, aber still, mit starrem Blick.
»Ist es schlimm?« fragte André.
»Ja«, antwortete Nordstrom.
André trat einen Schritt vor, und als sein Blick auf Kuznetow ruhte, erfaßte ihn plötzlich Angst. Er sah sich selbst in dem Bett liegen und um sein Leben ringen. Er hörte das Weinen von Nicole und Michèle. Ja, so würde es sein – und auch bei ihm würden Marsh und Mike im Zimmer sein.
Das ist das Ende, das bei diesem Beruf auf uns alle wartet, dachte er. Wer entgeht ihm? Würde er selbst im Gefängnis eines fremden Landes sterben oder in einer Gosse, das Gesicht von einer Kugel zerschmettert? Oder würde am Ende die tiefe Schwermut stehen, die so viele seiner Kollegen dazu brachte, ihr Leben durch eigene Hand auszulöschen? Oder würde ein plötzlicher starker Schmerz in der Brust den Tod bringen?
Wie nannte es Dr. Kaplan? Narkolepsie . . .
»Sorgen Sie für Madame Kuznetow und ihre Tochter! Geben Sie ihnen ein Zimmer hier im Krankenhaus! Sagen Sie ihr, wir werden tun, was in unserer Macht steht«, sagte Nordstrom. »Ich möchte, daß er ständig von sechs Mann bewacht wird, und informieren Sie mich bitte sofort, wenn eine Änderung in seinem Zustand eintritt!«
»Ja, Sir.«
André spürte nicht, daß Michael ihm auf die Schulter tippte.
»Wir sollten gehen«, sagte Michael.
André kam zu sich. Sie nickten den Frauen zu und wandten sich zum Gehen. »Warten Sie!« sagte McKittrick.
Boris Kuznetow öffnete mühsam die Augen. Er starrte sie an und hob schwach die Hand.
»Sein Zustand erlaubt ihm nicht, zu sprechen«, erklärte der Arzt. Aber Kuznetow bestand darauf.

»Nur eine Sekunde«, sagte der Arzt.
Mit äußerster Anstrengung machte Kuznetow deutlich, daß er mit André sprechen wolle. André kniete neben dem Bett nieder. Das Sauerstoffzelt wurde abgenommen. Er legte sein Ohr dicht an die Lippen des Russen.
»Devereaux . . .«
»Ja?«
»Sie dürfen Paris nicht informieren.«
»Warum nicht?«
»Es besteht große Gefahr – für Frankreich.«
»Was für eine Gefahr?«
»Topas – Topas . . .«
Kuznetows Hand fiel herab. Er schloß die Augen, erschöpft von der Anstrengung.
Als sie den langen Korridor entlanggingen, fragte Nordstrom: »Was sagte er?«
»Es ergab keinen Sinn«, antwortete André. »Überhaupt keinen Sinn.«

14

Nicole saß aufrecht in Andrés Bett. Der Fehdehandschuh war geworfen. Robespierre hatte sein Kinn auf den Schoß seiner Herrin gelegt, und seine Augen folgten André mit Furcht und Mißtrauen, während er sich auszog.
Nicole hatte zuviel getrunken, eine Angewohnheit, die sie von den Amerikanerinnen angenommen hatte. Amerikanerinnen trinken zuviel, schimpfte er leise vor sich hin. Sie müssen es, um die Tabus hinwegzuspülen, die ihnen der Puritanismus auferlegt. Liebe ist etwas Schlechtes. Sex ist böse. Also ertränkt man die Hemmungen, um das tun zu können, was Europäerinnen ganz natürlich und ohne jedes Schuldgefühl tun.
Früher wurde Nicole sehr liebebedürftig, wenn sie zuviel Wein

getrunken hatte. Jetzt wurde sie meistens böse und angriffslustig. Schmale Oberlippe, gefletschte Zähne. André zog sich absichtlich langsam aus und ließ Nicole schmoren, putzte sich besonders lange die Zähne und ließ das Wasser aus voll aufgedrehtem Hahn laufen.
»Michèle ist heute abend nach New York zurückgeflogen«, eröffnete Nicole das Gefecht.
»Weshalb?«
»Sie arbeitet fürs Examen.«
Wie logisch Frauen doch sind! Michèle hatte noch nie in ihrem Leben für ein Examen gearbeitet, und wenn es aus irgendeinem unerfindlichen Grund notwendig sein sollte, hätte sie auch ein oder zwei Bücher nach Washington mitbringen können.
»Irgendwelche anderen Gründe?« konnte sich André nicht verkneifen zu fragen.
»Sie hätte heute abend deinen Zuspruch gebraucht.«
»Willst du mir vielleicht sagen, warum?«
»Sie hat sich mit Tucker gestritten.«
»Ich wußte gar nicht, daß Tucker streiten kann. Und ich verstehe immer noch nicht, warum sie nach New York zurückgeflogen ist.«
»Weil sie sich mit Tucker gestritten hat.«
»Ihre Logik und deine Logik stimmen absolut überein. Wenn sie Streit mit Tucker hatte, ist das kein Grund für sie, nach New York zurückzufliegen, und kein Grund für dich, einen Streit mit mir anzufangen.«
»Sie hätte deinen Zuspruch gebraucht.«
»Warum ist sie dann nicht hiergeblieben?«
»Was hätte das genützt? Du bist nie hier, wenn dich jemand braucht. Es ist auch schon einige Male vorgekommen, mein Lieber, daß *ich* deinen Zuspruch gebraucht hätte.«
»Ich gebe zu, ich bin ein schlechter Ehemann und ein schlechter Vater.«
»Das hat niemand gesagt.«
»Herrgott noch mal, was glaubst du denn, wo ich heute abend war?«
Robespierre verließ das Zimmer.

»Ist es nicht merkwürdig, daß Molly Spearman einige Minuten nach dir wegging? War es nicht günstig, daß ich bleiben mußte, bis auch der Letzte gegangen war?«
»O mein Gott, Weib! Halt doch bitte den Mund!«
»Hast du dich vorige Woche mit ihr zum Mittagessen getroffen oder nicht?«
»Ja, zu einem geheimen Stelldichein am Mitteltisch des größten Speisesaals in Washington. Ich wollte sie um einen Gefallen bitten.«
»Ja, ja, ja ... Soweit ich unterrichtet bin, ist Molly nicht kleinlich, wenn es um einen Gefallen geht.«
»Schön, meine Liebe. Du hast mich erwischt. Ich bin bis über beide Ohren in Molly Spearman verliebt und möchte mich scheiden lassen, damit ich sie auf der Stelle heiraten kann.«
Nicole sprang vom Bett auf, ergriff einen Aschbecher und schleuderte ihn gegen die Wand. Dann vergrub sie ihr Gesicht in den Händen und weinte.
»Geh zu Bett!« sagte er.
»Ich habe mich heute abend ausführlich mit Dr. Kaplan unterhalten. Er sagte, deine Gesundheit sei in Gefahr, und du dürftest dir auf keinen Fall mehr zumuten.«
»Ist das ein Grund, mir eine Szene zu machen? Außerdem ist der gute Doktor wie alle guten Doktoren ein Bangemacher. Es gehört zu seinem Beruf, einem Angst einzujagen und Ratschläge zu erteilen, die kein Mensch befolgen kann.«
»Wie kannst du, um Gottes willen, von mir verlangen, daß ich ruhig dasitze und mit ansehe, wie du dir den Tod holst? André, laß uns etwas anderes machen. Sie erkennen ja nicht einmal an, was du hier tust. Die Botschaft ist voll von Fremden.«
»Und wie gedenkst du außerhalb dieser angenehmen Umgebung zu leben?«
»Warum hörst du nicht auf, mir die Schuld an etwas zuzuschieben, das du nicht aufgeben kannst?«
»Du hast recht, Nicole. Ich habe mich auf einen Kampf eingelassen, aus dem ich mich nicht zurückziehen kann.«
»Es gibt Männer, die den Dienst aufgegeben haben und jetzt wie anständige Menschen leben. Wir haben viele Freunde –

und viele Möglichkeiten. In Paris, in Washington, wenn du willst, New York, irgendwo. Vielleicht sogar auf einer Insel im Karibischen Meer.«

»Auf einer Insel im Karibischen Meer«, sagte er.

André legte sich aufs Bett und klopfte an sein Knie, um ihr anzudeuten, sie solle zu ihm kommen. Sie schmiegten sich aneinander. »Wäre es nicht wunderbar, wenn wir uns außerhalb des Betts ebensogut vertrügen wie im Bett? Unser Unglück ist, daß die Nacht immer zu Ende geht und daß dann der Alltag kommt.«

»Solange wir dies haben . . .«, sagte sie.

Seine Gedanken waren schon wieder in dem Krankenzimmer des Bethesda-Hospitals und bei dem geheimnisvollen Wort »Topas«. Er würde nie aufgeben, denn er hatte sich der Sache ganz verschrieben.

Zweiter Teil ·

Die Rico-Parra-Dokumente

I

Sommer 1962

Rico Parra, prominenter Angehöriger des Castro-Regimes und Führer der kubanischen Delegation bei den Vereinten Nationen, betrat in New York einen Raum, der für eine Pressekonferenz hergerichtet war. Er setzte sich hinter ein Schild mit seinem Namen und seiner Rangbezeichnung und starrte ärgerlich in die Fernsehkameras und in die Reportermenge. Seine schwarzen Augen waren voll Haß, und sein schwarzer Bart schimmerte in dem grellen Licht.

»Farbige Mitglieder der kubanischen Delegation sind von den Angestellten des Hotels *Wharton* schlecht behandelt und beleidigt worden. Das ist typisch für das abscheuliche Verhalten der Imperialisten. Die Regierung Kubas protestiert gegen diese Ausschreitungen.«

Die Bleistifte flogen schneller übers Papier, als der spanische Übersetzer sich einschaltete.

Rico Parra schlug wiederholt mit der Faust auf den Tisch. Er spie Gift und Galle und verurteilte die Amerikaner mit allen Schlagworten, die das Arsenal der Kommunisten enthielt.

Nach zwanzig Minuten hatte er seinen Dolmetscher abgehängt und war heiser von der Tirade. »Die Delegation Kubas zieht daher zur West Side, wo wir willkommen und unter unseresgleichen sind. Wir ziehen unverzüglich ins Hotel *San Martin*.«

Die bärtigen Revolutionäre und ihr weiblicher Stab, etwa sechzig an der Zahl, marschierten zu Fuß durch Manhattan in ein Gebiet, das vorwiegend von Puertoricanern und anderen Lateinamerikanern bewohnt wurde, wo sie den vierten, fünften und sechsten Stock des alten Hotels belegten.

Während der zwanziger Jahre, bevor die Rassenintegration in

den großen New Yorker Hotels akzeptiert wurde, hatte das *San Martin* einen gewissen Ruf als Quartier für prominente linksgerichtete politische Flüchtlinge aus den von Revolutionen erschütterten Ländern des karibischen und südamerikanischen Raumes. Die Zusammenkünfte in raucherfüllten Räumen nach mißglückten Versuchen zum Sturz verschiedener lateinamerikanischer Diktatoren hatten legendären Charakter, Zusammenkünfte, die von Spanisch sprechenden Reportern und allerlei Anhängern des entsprechenden Lagers besucht wurden. Ja, alle waren in das alte Hotel *San Martin* gekommen und hatten seine schäbigen Zimmerfluchten gefüllt.

Außerdem hatte es eine Anzahl von lateinamerikanischen Unterhaltungskünstlern und Boxern angelockt. Unter den kleineren Berühmtheiten war auch ein gewisser Benny Garcia gewesen, der damals als Sugar Cane Kid bekannt war. Benny Garcia besaß das übliche Format kubanischer Boxer dieser Zeit. Er war ein gewandter Weltergewichtler mit einem gefährlichen Uppercut, aber seine Fähigkeiten reichten nicht aus, um in seiner Gewichtsklasse höher als auf den vierten Platz zu kommen.

Benny Garcias Stern verblaßte, wie das bei solchen Leuchten immer der Fall war, einige Jahre, nachdem er ein paar Kämpfe zu wenig bestritten hatte. Sein kurzer Ruhm ging zu Ende, und er mußte jüngeren, stärkeren und ehrgeizigeren Männern weichen.

Sugar Cane Kid blieb auf der West Side und wurde zu einem festen Bestandteil des *San Martin,* zuerst als berühmter Portier und Rausschmeißer, dann als Mitglied der Hauspolizei des Hotels. Er und das Hotel gerieten gemeinsam in Vergessenheit. Aber Benny Garcia bewährte sich als Hoteldetektiv viel besser als früher im Ring. Für einen gewandten Mann gab es jederzeit eine Kleinigkeit zu verdienen. Mädchen waren gefragte Ware, ein Zimmer als Versteck, ein Raum zum Würfeln. Benny stellte Päckchen zu, nahm Wetten an, gab Tips weiter und stellte keine Fragen.

Die plötzliche und dramatische Ankunft Rico Parras und seiner kubanischen Delegation verschaffte dem *San Martin* auf einmal wieder neuen Glanz.

Als kubanischer Landsmann konnte Sugar Cane Kid, an den sich viele von der Delegation noch erinnerten, mancherlei Dienste anbieten.
Rico Parra selbst war ein Fanatiker und tugendhaft bis zur Unerträglichkeit. Er zeigte die strenge Auffassung und das Moralapostelтum, das für Revolutionäre typisch ist – und trieb seine Spiele im Verborgenen.
Dies war noch in der Anfangszeit der Revolution, und das traditionell heiße Blut der anderen kubanischen Delegierten war noch nicht durch solchen Idealismus abgekühlt worden. Da gab es für Sugar Cane Kid viele, viele Möglichkeiten.
Einen hohen Rang unter den Delegierten nahm ein gewisser Luis Uribe ein, ein dünner, nervöser, kettenrauchender Übersetzer, der gleichzeitig Privatsekretär von Rico Parra war.
Das Auftauchen Sugar Cane Kids im vierten, fünften und sechsten Stock wurde in der lose überwachten, undisziplinierten Atmosphäre der kubanischen Delegation zur Selbstverständlichkeit. Uribe legte besonderen Wert darauf, sich mit dem ehemaligen Boxer anzufreunden.
Benny Garcia begriff schnell die Andeutungen, daß Luis Uribe etwas abzuladen habe. Vielleicht hatte Uribe, der wußte, daß er in die Vereinigten Staaten kommen würde, ein paar Edelsteine aus Kuba herausgeschmuggelt. Viele taten das. Vielleicht suchte Uribe auch eine Gelegenheit zur Flucht. Das konnte ein gutes Geschäft für Garcia werden, wenn er dabei half, die Sache durchzuführen. Was Uribe auch immer im Sinn haben mochte, Benny Garcia ließ durchblicken, daß er in ihm einen Verbündeten gefunden habe.
Eine Woche nach der Ankunft der Kubaner war Benny auf einer seiner üblichen Runden, holte verschiedenerlei Sachen ab, überbrachte Nachrichten und besorgte Mädchen. Luis Uribe folgte ihm bis zum Aufzug.
»Ich muß mit Ihnen sprechen.«
»Kommen Sie in zehn Minuten in mein Zimmer hinunter.«
Benny schloß die Tür hinter sich ab. Die verschlissenen Rollos wurden herabgelassen und verdunkelten das muffige kleine Zimmer. Luis Uribe sah aus wie ein Mann, der vor einer schrecklichen Entscheidung steht.

»Ich muß meine Familie aus Kuba herausholen«, stieß er endlich hervor. »Das Land ist ruiniert. Was aus mir selbst wird, ist mir egal. Ich werde bleiben und das Gefängnis auf mich nehmen. Aber ich habe drei Söhne, und die müssen eine Zukunftschance haben.«
Benny hielt das für eine höllisch selbstlose väterliche Haltung, aber sein von Kämpfen gezeichnetes Gesicht zeigte weiter kein Mitgefühl.
»Ich habe alles zusammengekratzt, was ich habe. Ich kann ein Boot besorgen, aber ich brauche noch weitere zweitausend Dollar.«
»Mann, das ist eine Menge Kies«, sagte Benny.
Luis Uribe zitterte sichtbar. Sein Mund wurde trocken. Er bat um Wasser und füllte sich ein Glas unter dem tropfenden Hahn. »Ich habe etwas, das soviel wert ist.«
»Vielleicht kann ich einen Käufer für Sie finden. Was haben Sie denn?«
Uribe konnte die Worte nicht über die Lippen bringen.
»Na, Mann?«
»Wie Sie wissen, bin ich der Privatsekretär Rico Parras und habe Zugang zu seinen Räumen.«
»Ja . . .«
»Was ich zu verkaufen habe, sind die Dokumente in Rico Parras Diplomatentasche.«

2

Benny Garcia führte oft Gelegenheitsaufträge aus, wenn ihm die Bezahlung günstig schien. Mal wollte ein eifersüchtiger Ehemann, daß der Liebhaber seiner Frau eine Abreibung erhielt. Ein andermal wollte ein Mann seinen Geschäftspartner krankenhausreif schlagen lassen. Gelegenheitsaufträge dieser Art. Garcia verstand sich gut mit dem Polizeidetektiv Leeman,

der für den Bereich zuständig war, zu dem auch das Hotel *San Martin* gehörte. Manchmal kam ein Gangster in Leemans Bereich, aber es gab keine rechte gesetzliche Handhabe, ihn aus der Stadt auszuweisen. Dann gab Leeman Benny einen Fingerzeig, und der sorgte dafür, daß der Kerl sich schnell aus dem Staub machte.

Vor einem Jahr hatte Leeman Benny einen merkwürdigen Auftrag erteilt. Es sollte einer eins verpaßt bekommen, aber es war kein Gangster. Jemand auf der vornehmen East Side, ein sehr angesehener Ausländer. Leeman war Bennys Freund, also fragte Benny nicht viel, sondern übernahm den Job und führte ihn aus.

Es handelte sich um einen algerischen UNO-Delegierten, der so lange »aufgehalten« werden mußte, bis andere Leute sein Appartement durchsucht hatten.

Die letzten Anweisungen hatte er von einem Franzosen erhalten. Benny wußte, daß die Algerier und die Franzosen einander nicht grün waren, und konnte sich die Dinge zusammenreimen. Der Auftraggeber mußte irgendein hochstehender Franzose gewesen sein. Benny war gut bezahlt worden. Nun dachte er über Luis Uribes Angebot nach. Er wußte, daß er bei den Franzosen schon für gute Arbeit bekannt war; vielleicht wären sie bereit, das Geschäft mit ihm zu machen. Es wäre möglich, daß sie sich für die Papiere in Rico Parras Aktentasche interessierten.

Er ging zur Polizeistation, um mit Detektiv Leemann zu sprechen.

»Leeman, wie komme ich an jemanden vom französischen Geheimdienst ran?«

»Was haben Sie denn vor, Benny?«

»Ich habe einen Tip, der die Franzosen interessieren könnte. Ich schwöre, es hat nichts mit Ihrer Aktion von damals zu tun. Dafür haben Sie mein Wort.«

»Der französische Geheimdienstoffizier wird Spezialbeauftragter für Arbeitskräfteanwerbung genannt. Gehen Sie zu dieser Arbeitsvermittlung in der Madison Avenue. Der Mann heißt Prévost, Gustave Prévost. Sind Sie auch sicher, daß Sie mir keine Scherereien machen?«

»Sie haben doch mein Wort, Leeman, mein festes Versprechen.«
»Ich werde Prévost anrufen und einen Termin vereinbaren.«

Gustave Prévost schaukelte in seinem Sessel hin und her, tippte die Fingerspitzen gegeneinander und atmete heftig und stoßweise, während Benny Garcia die Geschichte von Luis Uribe und seinem Angebot erzählte.
»Sie sagen, er hat freien Zugang zu Parras Papieren?«
»Ja, Sir.«
»Gehen auch andere Leute in den Räumen des Kubaners ein und aus?«
»Ja, aber die sind alle entwaffnet, diese Leute machen immer so einen Wirbel – aber ich, ich komme und gehe, wie es mir paßt.«
»Was will Mr. Uribe für die Papiere haben?«
»Zweitausendfünfhundert«, antwortete Benny, der seine Vermittlungsgebühr von fünf Hundertern gleich dazugeschlagen hatte. Weiß Gott nicht zuviel für solche Arbeiten.
»Wo sind Sie zu erreichen?«
»Hotel *San Martin*. Ich habe dort ein Appartement. Ich bin nie weit weg.«
»Ich werde die Informationen an jemanden weitergeben, der daran interessiert sein könnte. Sie werden von uns hören.«

3

Wenige Stunden nach seiner Unterredung mit Benny Garcia war Gustave Prévost schon an Bord einer Maschine nach Washington, und dort ging er geradewegs zu seinem Chef André Devereaux in die Belmont Road.
André Devereaux verabscheute den Mann. Er gehörte zu dem Heuschreckenschwarm, der in den französischen Geheimdienst

eingefallen war, zu den Leuten, die den Job überhaupt nur des Geldes wegen angenommen hatten, in der Hoffnung auf ein leichtes Leben, wegen der Gesellschaften und Festlichkeiten, die dazu gehörten, und ohne die tiefe Überzeugung und Vaterlandsliebe eines verantwortungsbewußten Geheimdienstagenten.

Gustave Prévost hatte keine dieser Eigenschaften, ebensowenig wie die anderen aus dem Haifischschwarm, der mit ihm schwamm. Seine Talente lagen auf dem Gebiet der verschlagenen Praktiken, die notwendig waren, um seine Mittelmäßigkeit zu verbergen. André hätte ihn schon längst an die Luft gesetzt, aber all die Gustave Prévosts schützten sich die Flanken durch eine Reihe von Bündnissen in ihrer Selbstschutzgemeinschaft auf Gegenseitigkeit. André wußte, daß der SDECE mit solchen Leuten durchsetzt war, und mußte mit ihnen auskommen.

Gustave zündete sich mit seinem massiv goldenen Feuerzeug eine Zigarre an und ließ dabei ein Paar goldene Manschettenknöpfe sehen. Protzerei für einen Mann in seiner Stellung.

»Die Sache riecht faul«, sagte er und schnupperte blasiert. »Gestellt. Die Kubaner wollen uns mit einem Packen falscher Informationen beliefern.«

»Es spielt keine Rolle, ob der Inhalt von Rico Parras Diplomatentasche echt oder gefälscht ist. Er wird uns angeboten. Wir müssen ihn nehmen. Seinen Wert werden wir später feststellen«, sagte André.

Das war genau das, was Prévost zu hören wünschte, denn jetzt hatte Devereaux entschieden, nicht er. Er war die Verantwortung los. Wenn die Sache klappte, konnte er das Verdienst in Anspruch nehmen. Wenn sie schiefging, konnte er später nach Paris melden, er habe Devereaux gewarnt, daß ein Trick dahinterstecken könne.

So ein Dreckskerl, der meinen Posten haben möchte, dachte André. Was wird er einmal machen, wenn er die Verantwortung nicht mehr abschieben kann und selbst Entscheidungen treffen muß?

»Das wird ein teures Geschäft, Monsieur Devereaux. Ist das in unserem Etat noch drin?«

»Ein guter Geheimdienst läßt sich nicht mit Kleingeld betreiben. Geben Sie eben in den nächsten Monaten nicht so viel für unsinnige Dinge aus, Prévost! Vielleicht ein Geschenk weniger für die Damen.«
»Wollen Sie mich beschuldigen . . .«
»Gewiß tue ich das. Ihre Rechnungen bei verschiedenen Juweliergeschäften werden entschieden zu hoch.«
Gustave Prévost wurde rot und schluckte.
»Fliegen Sie zurück nach New York!« sagte André verächtlich. »Ich werde die ganze Sache von hier aus in die Wege leiten. Und, Prévost, ich rate Ihnen, verpfuschen Sie mir ja nichts!«

4

Brigitte Camus klopfte und betrat, ohne zu warten, Andrés Büro. Sie wußte sofort Bescheid, als sie ihn sah. Auf Andrés Stirn standen Schweißperlen. Er hatte wieder einen seiner Anfälle.
Er warf ihr einen warnenden Blick zu, der sie beschwor, nichts zu sagen.
Brigitte Camus, seit einem Jahrzehnt seine Sekretärin, verstand die Situation und war voller Mitleid. Sie näherte sich langsam seinem Schreibtisch, um auch gegen seinen Willen den Arzt zu rufen.
»Nun?« fragte André zwischen mühevollen Atemzügen.
Sie legte einige Rollen Kleingeld auf den Tisch. »Pepes Flugschein ist am Abfertigungsschalter der *National*«, sagte sie.
André streckte mühsam die linke Hand aus, ergriff den Federhalter auf dem Schreibtisch und kritzelte den unleserlichen Haken, der seine Unterschrift sein sollte, auf ein Dutzend Briefe, Fernschreiben und verschlüsselte Nachrichten. Sie nahm die Papiere und ging zur Tür. Dann wandte sie sich um: »Monsieur Devereaux!«

»Das ist alles, Madame Camus.«
»Möchten Sie vielleicht ein Glas Sherry?« fragte sie, um einen Grund zum Bleiben zu haben.
»Lieber einen Bourbon, einen steifen.«
Der erste Schluck tat ihm gut, und der Anfall ließ nach. Seine Augen folgten ihr, während sie mit Papieren hantierte, um sich noch länger in seinem Büro aufhalten zu können. Die gute Brigitte. Immer noch eine hübsche und begehrenswerte Frau, obwohl hoch in den Vierzigern. Eine Witwe mit einem Sohn auf dem College, aber sie fand immer noch Bewunderer. Als echte Französin verstand sie es, ihre Talente wirkungsvoll einzusetzen. Es war ein Trost, sie in diesen Tagen kommen und gehen zu sehen und sie um sich zu haben. Sie war um ihn besorgt und ihm treu ergeben.
»Rufen Sie Madame Devereaux an und sagen Sie ihr, daß ich später komme!«
»Habe ich schon getan.«
»Was steht für heute abend auf dem verdammten Terminkalender?«
»Frühe Cocktailparty, Botschaft von Ghana. Späte Cocktailparty, Botschaft von Sierra Leone. Morgen ein Essen für den abreisenden Botschafter von Nigeria.«
»Afrikawoche«, brummte André. Die Franzosen trieben es schon schlimm genug mit dem Protokoll und vergeudeten viel zuviel wertvolle Zeit damit, aber erst die Afrikaner! Die Afrikaner stellten ihre neugewonnene Anerkennung mit Gewalt zur Schau. Ihre diplomatischen Spielchen nahmen kein Ende. André war der zweithöchste im Rang unter René d'Arcy und stand als Gast bei gesellschaftlichen Anlässen hoch im Kurs, und die Zahl dieser Anlässe hatte sich innerhalb eines Jahrzehnts verfünffacht, dank den Afrikanern, die durch ein Fernbleiben leicht gekränkt waren.
»Vielleicht könnten Sie jemanden finden, der Sie vertritt«, sagte Brigitte.
»Die Ehre Frankreichs verlangt meine Gegenwart«, spottete André. »Sie können gehen, Madame Camus.«
Sie zögerte.
»Schon gut. Ich fühle mich wieder besser.«

Sie ging auf den Chiffrierraum zu. »Monsieur Devereaux, wann werden Sie sich eine Ruhepause gönnen?«
»Wenn ich im Himmel bin. Ich freue mich schon auf meine erste ruhig durchschlafene Nacht nach fünfundzwanzig Jahren.«
Sie fing beinahe an zu weinen.
»Nicht, bitte nicht!« sagte er.
Kurz danach verließ André sein Büro und fuhr die Massachusetts Avenue hinunter, die von Botschaften, Gesandtschaften und Konsulaten gesäumt war – eine Pulsader der politischen Welt.
Er parkte beim Union-Bahnhof, betrat das höhlenartige Innere und ging in die erste beste Telefonzelle. Er schloß die Tür, riß die Münzrollen auf, stapelte die Münzen wie Pokerchips und eröffnete das Spiel, indem er ein Zehncentstück einwarf und die Vermittlung wählte.
»Vermittlung. Kann ich Ihnen helfen?«
»Danke. Ich möchte Miami. Region 305. Mr. Pepe Vimont persönlich.« Er gab die Nummer an.
Geduldig wiederholte er seine Anweisungen, als die Vermittlerin noch einmal nachfragte. Dann rasselte eine Menge 25-Cent-Stücke mit dem Klang einer gedämpften Kirchenglocke in den Münzkasten.
»Pepes Bar.«
»Ich habe ein Ferngespräch für einen Mr. Pepe Vimont.«
»Hier spricht Pepe Vimont.«
»Hier ist Ihr Teilnehmer, Sir.«
»Hallo, Pepe. Hier ist Joseph. Ich möchte Ihnen zum Geburtstag gratulieren.«
Pepe Vimonts Puls schlug schneller, als er die Stimme des Mannes hörte, den er nur als Joseph kannte. »Ich glaube, wir sind auf einer schlechten Leitung«, sagte Pepe schnell, auf den Code antwortend. »Können Sie in zehn Minuten unter Evas Nummer noch einmal anrufen?«
»Ja, gewiß.«
Pepe legte den Hörer auf, nahm seine Schürze ab und tippte dem Barmann auf die Schulter.
»Ich muß für eine halbe Stunde weg.«

Immer wenn am meisten zu tun ist, dachte der Barmann, sagte aber nichts. Er war in Wirklichkeit nicht allzu böse, weil er so die Möglichkeit bekam, ein paar Dollar in die eigene Tasche zu stecken.

Pepe verließ seine Bar in der Southwest Eighth Street im Herzen des Distrikts von Miami, in dem die Kubaflüchtlinge wohnten. Er ging anderthalb Häuserblocks weit den Tamiami Trail hinauf und überquerte dann die Straße, wo eine grelle Neonreklame das Wort *Tropicburger* in vier Farben hinausschrie. Vor der Schnellimbißhalle standen Kubaner in blendend weißen Hemden, nippten *cafecitos* und sprachen laut und schnell.

Am Rand des Parkplatzes lag die Telefonzelle mit dem Decknamen Eva. Pepe trat ein und wartete.

Während dieser Zeit hatte André Devereaux in Washington den Union-Bahnhof verlassen, war über die Straße in eine Telefonzelle des Hotels *Commodore* gegangen und beobachtete von dort, wie der Zeiger an der Uhr der Hotelhalle weiterrückte. Dann wählte er Evas Nummer.

»Hallo.«

»Hallo. Ist dort Pepe?«

»Ja.«

»Joseph. Sie gehen morgen zum Abfertigungsschalter der *National* auf dem Flugplatz. Dort liegt ein Rückflugschein nach New York auf Ihren Namen. Es wird nur eine kurze Reise. Höchstens bis zum nächsten Tag.«

Gott sei Dank, dachte Pepe.

»Nehmen Sie Ihre Tessina-Kamera und mehrere Filme mit!«

»Ja, und weiter?«

André erklärte ausführlich, wohin er sich in New York begeben solle und wie sich der Kontaktmann mit ihm in Verbindung setzen würde.

Er wiederholte die Anweisungen, bis alles klar war.

»Viel Glück!« sagte André und legte auf. Er verließ das Hotel *Commodore* und machte sich auf den Weg zu den afrikanischen Cocktailparties.

5

Pepe Vimont, geboren als José Lefebvre, war der Sohn des Aufsehers der Vimont-Pflanzung auf Guadeloupe, einer der französischen Antillen. Als seine Eltern starben, nahm der ältere Vimont, der keinen Sohn hatte, den kleinen Pepe an Kindes Statt an und gab ihm seinen Namen.

Er war Student der Pariser Sorbonne, als der Zweite Weltkrieg über Frankreich hereinbrach. Anstatt den sicheren Weg zu wählen und nach Guadeloupe heimzukehren, zog er sich zuerst nach Vichy-Frankreich zurück, wo er sich der noch in den Anfängen steckenden Widerstandsbewegung anschloß. Die Kriegswirren führten ihn nach Nordafrika, wo sich unter der Führung von Pierre La Croix Reste des geschlagenen Frankreich zu einer Streitmacht und einer Gegenregierung zusammenschlossen.

Pepe, ein hellhäutiger Neger mit scharfen Gesichtszügen, hatte es nicht schwer, sich als Nordafrikaner auszugeben. Er lernte Arabisch und wurde bald als Geheimagent für das Freie Frankreich in die Slums von Casablanca, in die Kasba von Algier, nach Kairo und Dakar geschickt.

Als der Krieg weiter fortschritt und Pierre La Croix den Vichy-Franzosen Besitzungen im karibischen Raum abnahm, wurde Pepe als Agentenführer in dieses Gebiet versetzt.

Bei Kriegsende war der alte Vimont gestorben, und die Plantage war finanziell ruiniert.

Pepe kehrte nach Frankreich zurück und wurde in einer SDECE-Schule in Etampes bei Orléans weiter ausgebildet. Nach einem kurzen Einsatz in Kuba ließ er sich vom Geheimdienst entlassen, blieb im Land und erwarb die kubanische Staatsbürgerschaft.

Pepe Vimont war einer der ersten, die vor Castro flohen. Er emigrierte nach Miami, wo er sich im Südwesten, im Wohngebiet der Kuba-Flüchtlinge eine kleine Bar kaufte.

Der französische Geheimdienst wurde auf seine Vergangenheit aufmerksam und machte seinen Aufenthaltsort ausfindig.

André Devereaux schickte einen Agenten zu Pepe, um Verbindung mit ihm aufzunehmen. Pepe erklärte sich bereit, für die Franzosen Spezialaufträge zu übernehmen, um sein Einkommen aufzubessern.
Pepe gefiel es in Miami. Es war das erstemal, daß er irgendwo lange genug seßhaft war, um zu heiraten und eine Familie zu gründen. Seine Frau war eine hübsche Kubanerin; sie hatten einen Sohn, und ein zweites Kind war unterwegs.
Nur die geheimnisvolle Stimme Josephs unterbrach das sonst idyllische Familienleben. Wo kam die Stimme her? Er wußte es nicht, und er fragte auch nicht danach. Aber der Mann, der sich Joseph nannte, konnte ihn jederzeit nach Argentinien oder auf die Inseln schicken.
Es war so merkwürdig diesmal, so äußerst merkwürdig – die erste Aufgabe innerhalb der Vereinigten Staaten.

6

Die Nachmittagsmaschine der *National Airlines*, eine DC-7, setzte um vier Uhr auf dem Flughafen Idlewild auf. Pepe Vimont blätterte in einem Exemplar von *Ebony*, als er mit dem Flughafenbus durch den Tunnel zu der Endstation East Side in Manhattan fuhr.
Er führte die Anweisungen aus, die Joseph ihm am Tag vorher telefonisch gegeben hatte. Er ging zu Fuß zum Doubleday-Buchladen in der 52. Straße.
»Haben Sie ein Doppelalbum mit dem Titel *Roger Williams' Songs on the Fabulous Forties?*«
»Ja, Sir.«
Er bat die Verkäuferin, ihm die erste Seite von Nummer fünf vorzuspielen. Pepe lauschte aufmerksam dem vibrierenden Gesang von Roger Williams, kaufte die Platte und verließ den Laden.

Die Verbindung war hergestellt.
Ein Agent, der für ihn Maurice hieß, folgte ihm, als er die Fifth Avenue entlangschlenderte und gegenüber dem Hotel *Plaza* zum Central Park hinüberging. Er setzte sich auf eine Bank, nicht weit von der Reihe wartender Droschken, steckte sich eine Zigarette an, rauchte und beobachtete die New Yorker Snobs, die das Hotel betraten, um nach des Tages Arbeit ihren Cocktail zu trinken; er sah den Touristen und Romantikern zu, die sich in den alten zweirädrigen Wagen durch den Park fahren ließen. Langsam tauchte eine große rote Sonne in den Hudson ein und hüllte den Park in abendliche Schatten.
Ein unscheinbarer Mann saß am anderen Ende der Bank; auch er hatte eine Tüte aus dem Doubleday-Laden bei sich.
»Entschuldigen Sie bitte«, sagte er, »ich glaube, Sie haben dies auf dem Ladentisch liegenlassen.«
Pepe sah ihn ausdruckslos an, nahm die Tüte und öffnete sie. Sie enthielt ein Buch, den *Chapman Report* von Irving Wallace.
»Ja, das gehört mir. Vielen Dank.«
»Sie sind Leonard.«
»Ja«, antwortete Pepe, »und Sie sind Maurice.«
Der Mann nickte. »Folgen Sie mir mit etwas Abstand!«
Pepe hielt einen Abstand von etwa hundert Metern, während Maurice zu Fuß durch die ganze Second Avenue zur East Side ging. Nachdem er umgekehrt und ein Stück zurückgegangen war, um zu sehen, ob er verfolgt wurde, verschwand er im Eingang zu einer Großgarage.
Pepe stieg den schmalen Weg am Rand der Rampe hinauf zum zweiten, dritten, schließlich zum obersten Stockwerk und suchte die vielen blitzenden Autodächer ab. Am hinteren Ende der Garage gingen Scheinwerfer schnell an und aus. Pepe schlängelte sich zwischen den dichtgeparkten Fahrzeugen hindurch, bis dahin, wo Maurice auf ihn wartete, und setzte sich neben ihn.
Maurice schloß das Handschuhfach auf, entnahm ihm zwei Päckchen mit Geld und gab knappe, präzise Anweisungen, die Pepe wiederholte.
»Sie arbeiten mit einer Tessina, nicht?«

»Ja«, antwortete er und zeigte Maurice die Kamera, die er wie eine Armbanduhr an seinem Handgelenk trug.
»Wenn alles klappt, sind Sie um acht Uhr schon wieder weg von New York.«
»Das soll mir nur recht sein.«
»Sobald Sie mit der Arbeit fertig sind, nehmen Sie ein Taxi zum Flughafen LaGuardia. Kaufen Sie sich eine TWA-Reisetasche und legen Sie den Film hinein. Ich werde beim Hauptzeitungsstand warten und auch eine TWA-Reisetasche tragen. Wir tauschen sie bei den Taschenbuchregalen.« Pepe steckte die Scheine ein und öffnete die Tür.
»Viel Glück!« sagte Maurice.
»Danke.«

7

André sah auf die Uhr; Nicole war immer noch mit ihrem Make-up beschäftigt.
Wie bei jedem Plan in diesem Stadium machte er sich Gedanken, ob und wann und wo er vielleicht etwas nicht genügend bedacht hatte. Vielleicht war es falsch, ein fliegendes Flugzeug als toten Briefkasten zu benutzen, aber er mußte Pepe schnell wieder aus New York herausbringen. Wenn die Amerikaner Wind davon bekämen, könnten sie ihn der Spionage bezichtigen oder, im günstigsten Fall, sehr verärgert darüber sein, daß er sie nicht vorher verständigt hatte. Außerdem wollte er den Film aus New York heraus haben, weil er ihn nicht Gustave Prévost, diesem Dummkopf, anvertrauen mochte.
Das Warten im dunkeln, die Ungewißheit, das war es, was ihn nervös machte. Pepe ist ein tüchtiger Mann, dachte André. Warum verfolge ich ihn jetzt in Gedanken? Es blieb ja doch nichts übrig, als abzuwarten.
Nicole trat ein. Er bewunderte sie, küßte sie auf die Wange, dann verließen sie das Haus und fuhren ab.

Seine Gedanken kamen nicht von den Papieren in Rico Parras Diplomatentasche los. Es wäre ein guter Fang, wenn sie sich nicht als gefälscht erweisen sollten. Rico Parra war kürzlich von einer Konferenz in Moskau zurückgekehrt, auf der über eine Anzahl von neuen Bündnisverträgen verhandelt worden war. Sicher hatte er Papiere bei sich, die er mit den Sowjetführern besprechen wollte, während sie in New York bei den Vereinten Nationen waren.

»Michèle rief heute an. Sie ist todunglücklich über diesen Streit mit Tucker.« – »Wie?«

Michèle . . . Streit . . . Sarah Lawrence . . . bla, bla, bla . . . Verdammt! dachte Nicole. Nichts ist wichtig. Nicht ich, nicht seine Tochter. Man sehe ihn nur an: abwesend, in einer anderen Welt. Und ich bin ausgeschlossen, war es schon immer.

»Was sagtest du, Liebste?«

»Ich sagte, die *Yankees* von New York haben gegen die Washingtoner *Redskins* verloren.«

Er hielt an der Ecke Wisconsin- und M-Street, wo der Parkwächter ihn freundlich begrüßte und Blaise, der Besitzer des *Rive Gauche*, sie hineinkomplimentierte.

Heute abend handelte es sich um ein Essen im kleinen Kreis. Alles ININ-Leute. Ein italienischer und ein deutscher Kollege mit ihren Frauen. Die Italiener waren erträglich. Ein langweiliges altes Ehepaar mit einem ganzen Haufen Kinder. Mit dem Baron und seiner Frau war es anders. Kurz gesagt, André verabscheute die meisten Deutschen, und der Baron war keine Ausnahme. Nur eine längst fällige gesellschaftliche Verpflichtung zwang ihn, sich mit einem Deutschen an einen Tisch zu setzen.

Nicole ärgerte sich mehr über die Frau des Barons. Ein kleines, molliges Ding, noch nicht dreißig und mit einer Figur, die noch nicht durch ein Kind verdorben war. Sie zeigte immer soviel wie möglich von ihrem Busen. Nun ja, dachte Nicole, die hat nicht wenige Betten in Washington gewärmt. Und das war auch kein Wunder, der Baron war eine vollkommene Niete. Sie überlegte, ob André wohl schon mit deutschen Frauen geschlafen habe, oder vielleicht sogar mit dieser.

Sie gingen auf den Tisch zu. Der Baron und der Italiener stan-

den auf und lächelten. Nicole wurde die Hand geküßt, und André küßte die Hände der beiden anderen Damen.
Verdammtes Ding, dachte Nicole lächelnd, sieh dir bloß an, wie ihr Kleid vorn auseinanderfällt.
André blickte wieder auf seine Uhr. Pepe Vimont müßte jetzt im Taxi sitzen, dachte er, und unterwegs zum Hotel *San Martin* sein.

8

»O Herr Jesus!« stöhnte Benny Garcia und bekreuzigte sich. Er hatte sich seit vielen Jahren nicht mehr bekreuzigt. Wenn er früher in den Ring stieg, tat er es immer. Hoffentlich geht nichts schief, dachte er. Ich hätte mich nie auf diese Sache einlassen sollen. Die Burschen vom Geheimdienst sind gefährlich.
Er reckte den Hals und versuchte, seine Angstvorstellungen abzuschütteln. Benny Garcia hatte ein unangenehmes Gefühl im Magen, Schweißtropfen erschienen auf seiner Oberlippe. Es war wie an jenem Abend, als er gegen Lupe Lopez kämpfte. Er war steif und konnte nicht ausbrechen. Wenn er an Lupe Lopez vorbeigekommen wäre, hätte das vielleicht einen Titelkampf bedeutet. Wenigstens glaubten alle alten Boxer, daß er damals diese Chance gehabt hätte. Aber Lupe Lopez erwischte ihn und richtete ihn über fünf Runden schrecklich zu, bis der Schiedsrichter den Kampf abbrach. Die meisten seiner schlimmen Hautrisse stammten aus diesem Kampf.
Sugar Cane Kid fühlte sich jetzt genauso steif wie damals. Er saß auf einem Drehstuhl an der Speisetheke des Kaffeehauses gegenüber dem Hotel *San Martin.*
Das ist er! dachte Benny, als Pepe Vimont eintrat. Jawohl, das ist er. Buchtüte von Doubleday und grüne Krawatte.
Pepe fand eine leere Nische, bestellte ein Milchmixgetränk und wartete.

Benny setzte sich ihm gegenüber und legte ein Päckchen englische Players-Zigaretten auf den Tisch. Pepe öffnete die Schachtel, sah die zusammengefaltete Zweidollarnote, machte die Schachtel zu und reichte sie zurück.
»Benny Garcia?«
»Hören Sie, Mann!« sagte Benny hastig und packte Pepe am Ärmel. »Es ist etwas schiefgegangen. Herr Jesus!«
»Sachte! Nehmen Sie Ihre Hände von mir weg! Reden Sie leiser und langsamer!«
Benny holte einige Male tief Luft. »Rico Parra sollte eigentlich zu einer Party draußen im Hotel der Russen. Deshalb haben wir den heutigen Abend gewählt. Luis Uribe könnte leichter ein- und ausgehen. Aber Rico ist krank. Er ist in seinem Zimmer und schreit und schimpft und übergibt sich. Leute rennen wie verrückt hinein und heraus.«
»Könnte es Uribe während des ganzen Durcheinanders nicht gelingen, die Papiere herauszuholen?«
»Wenn er aber geschnappt wird?«
Das Milchmixgetränk kam. Es war wässerig. Pepe fischte mit einem langen Löffel nach dem Eiscremeklumpen.
»Was haben Sie und Uribe nun geplant?«
»Er braucht den Kies so dringend, daß er auf Biegen oder Brechen versuchen will, die Papiere in mein Appartement zu bringen.«
»Gut. Gehen wir hinüber und warten wir auf ihn.«
Benny Garcias vernarbtes Ledergesicht verzog sich angstvoll.

Rico Parra stand in einem verschossenen Bademantel am Telefon, schlug sich an die Stirn und schrie den Mann am anderen Ende der Leitung an. Der Fußboden war mit Zeitungen, leeren Flaschen und schmutzigem Geschirr bedeckt. Rico knallte den Hörer hin, ging auf und ab, zog an seiner Zigarre und bekam prompt einen Hustenanfall.
»Ich will einen Arzt!«
»Holt einen Arzt!« riefen ein halbes Dutzend Lakaien, und einer stürzte hinaus.
Ein Kellner wurde von den Wachtposten ins Zimmer gelassen. Er rollte einen Tisch vor den großen Mann, und Rico Parra

ließ sich davor hinplumpsen. Der Kellner hob den Deckel von der Suppenterrine und schöpfte den Inhalt in eine Schüssel. Rico suchte den Tisch ab. »Ich habe eine Coca-Cola verlangt! Verflucht! Wo ist meine Coca-Cola?«

Luis Uribe hatte leise das Zimmer betreten und war an Ricos Schreibtisch gegangen, auf dem er sich auskannte. Er begann die darauf liegenden Papiere zusammenzuraffen.

»Ich bringe Ihnen sofort Ihre Cola, Sir«, sagte der Kellner.

»Sie sprechen ja Spanisch!«

»Ja, Sir. Ich bin Puertoricaner.«

Rico stand auf, hustete, spuckte, verfehlte aber den Papierkorb. Dann legte er dem Kellner die Hand auf die Schulter. »Nennen Sie mich nicht ›Sir‹! In Kuba gibt es keine Diener. Nur Diener der Revolution. Sie sind mein *compañero*, und eines Tages werden Sie befreit werden. Bringen Sie mir eine große Cola!«

»Ja, Sir.«

Luis Uribe ging auf die Tür zu.

»Uribe!« schrie Rico.

»Ja?«

»Wohin gehen Sie mit diesen Papieren?«

»Sie wünschten doch Übersetzungen und Notizen für die morgigen Besprechungen mit den Sowjetdelegierten.«

»Ich habe Ihnen aufgetragen, hier daran zu arbeiten und dafür zu sorgen, daß die Sachen im Zimmer bleiben.«

»Sie wollten zu der Party gehen, aber Sie sind krank. Wie kann ich bei all dem Lärm hier arbeiten? Ich werde mit den Papieren nicht rechtzeitig fertig.«

»Na, meinetwegen, machen Sie es in Ihrem Zimmer, aber seien Sie vorsichtig! Hernandez, Sie gehen mit und bleiben bei ihm!«

Uribe ging über den Flur und überlegte verzweifelt, was er tun sollte, während der bullige Hernandez hinter ihm herlief.

Er legte den Stapel Papiere auf seinen Schreibtisch und knipste die Lampe an. Vielleicht sollte er Benny Garcia anrufen. Nein, das war zu riskant.

Er kritzelte mißmutig eine Notiz auf einen großen Block. Mein Gott! Er brauchte das Geld. Er war felsenfest entschlossen gewesen, es zu tun, als er erfuhr, daß er nach Amerika reisen würde.

Vielleicht könnte er mit Hernandez handeln. Sich dabei zu verschätzen würde ihn das Leben kosten. Hernandez war übergroß für einen Kubaner. Ein Grobian, der einen mit einer Hand zerschmettern konnte, und ein treuer Leibwächter Rico Parras.
Die Minuten verrannen, während er ohne Schwung an der Übersetzung arbeitete. Wie lange würde Benny Garcia warten?
Hernandez lag auf der Couch und blätterte in einer spanischen Ausgabe von *Life*. Plötzlich warf er die Zeitschrift weg, stand schwerfällig auf, streckte sich und schimpfte: »Verdammte Schweinerei!«
»Was ist denn los, Hernandez?«
»Nichts.«
»Dann seien Sie still, wenn ich arbeite!«
»Rico ist mein *compañero*. Ich tue alles für ihn, aber manchmal kann ich ihn nicht verstehen. Er gibt einem nie einen Abend frei. Er denkt nicht einmal daran. Ich dachte, heute würde er bei den Russen zum Essen sein. Deshalb habe ich Benny Garcia gesagt, er soll mir ein Weib besorgen. Sie wartet auf meinem Zimmer. Ich habe kein Weib gehabt, seit ich in New York bin. Wie lange haben Sie mit dem Zeug noch zu tun?«
»Bis nach Mitternacht.«
»Verdammt.«
Hernandez knackte mit den Fingergelenken. Dann rief er in seinem Zimmer an. Die Frau war noch dort. Er legte auf, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte. »Sie will nicht warten. Sie muß in einer Stunde nach Hause zu ihrem Mann. Verdammt!«
Luis Uribe, ein Mann, der sein Leben lang nervös gewesen war, zeigte plötzlich eine bewundernswerte Besonnenheit, die er sich nie zugetraut hätte. Er setzte seine Brille ab, schob die Papiere beiseite, faltete die Hände und sah den schluchzenden Hernandez wie ein strenger Schulmeister an.
»Hernandez, ich will Ihnen einen Gefallen tun. Ich lasse Sie in Ihr Zimmer gehen, wenn Sie mir versprechen, Ihr Geschäft zu erledigen und in einer dreiviertel Stunde wieder hier zu sein.«
Hernandez blickte ungläubig zu ihm auf.

»Sie sind ein Mann. Sie brauchen ein Mädchen.«
»Meinen Sie das im Ernst?«
»Natürlich.«
Er umarmte Uribe heftig. »Was für ein guter Freund Sie sind! Ich hielt Sie immer für ein altes Weib.«
»Seien Sie um Gottes willen vorsichtig!« sagte Uribe. »Wir kommen beide in Teufels Küche, wenn Rico was davon erfährt.«
Hernandez legte einen Finger an die Lippen wie zu einem Eid, drückte sich an die Wand, öffnete die Tür einen Spalt, warf Uribe eine Kußhand zu und schlüpfte hinaus zu seinem Stelldichein.
Uribe begann zu zittern. Die Papiere raschelten, als er sie zusammenraffte und zwischen die Seiten der letzten *New York Times* schob.
Benny Garcia verriegelte die Tür seines Appartements hinter Uribe. »Gut, Mann! Ich dachte schon, Sie würden nicht kommen. Ich wollte schon aufgeben.«
»Wir haben nicht viel Zeit«, sagte Uribe. »Nur eine halbe Stunde.«
»Die Dokumente!« kommandierte Pepe Vimont kurz.
»Hier – hier drin . . .«
»Breiten Sie sie auf dem Fußboden aus! Schnell!«
Pepe schnallte die Tessina-Kamera von seinem Handgelenk ab, kniete nieder, suchte den richtigen Abstand und fotografierte die Papiere der Reihe nach mit der Ruhe und Präzision des Experten.
»Sammeln Sie sie ein!«
Er übergab Benny Garcia das Bündel Geldscheine und machte sich schnell davon.

Die TWA-Taschen wurden auf dem Flughafen LaGuardia ausgetauscht. Maurice nahm die Achtuhrmaschine nach Washington. Als das Anschnallsignal erlosch, ging Maurice zur Herrentoilette und steckte den Film in einen kleinen Plastikbeutel, den er in den Behälter für benutzte Handtücher warf.
Zwanzig Minuten vor Washington betrat ein Agent namens Michot die Herrentoilette und nahm den Filmbeutel an sich.

Von den flambierten Bananen stiegen Flammensäulen auf. Während die Teller aufgedeckt wurden, gab es eine Unterbrechung der Zeremonie durch Jeannina, die Wirtin, die André in das Büro des Besitzers führte und die Tür hinter ihm schloß. – André meldete sich. »Devereaux.«
»Hier ist Madame Camus. Der Brief, auf den Sie gewartet haben, ist angekommen.«

9

Die Finca San José lag auf halbem Weg zwischen Havanna und San Julian, nicht weit von Pinar del Rio entfernt. Es war ein riesiger Besitz gewesen, der einer einzigen Familie gehört hatte. Nach der kubanischen Revolution war er aufgeteilt und an Hunderte von kleinen Pflanzern übereignet worden, die dort unter dem Feudalismus seit Generationen geschuftet hatten.
Als die alten Besitzer beseitigt waren, gaben die Revolutionäre das Land mit viel Propagandaaufwand an das Volk zurück. Würdenträger aus Havanna, Castro-Distriktchefs, neue Landwirtschaftskommissare und Illusionisten erschienen in der Finca San José.
Eindrucksvolle Urkunden mit vielen Siegeln, Regierungsstempeln und schwungvollen Unterschriften wurden den Bauern ausgehändigt, um ihnen zu bestätigen, daß das Land jetzt ihnen gehöre, für immer.
Mit Reden und einem einwöchigen Fest wurde die Revolution gefeiert.
Und die Redner zogen wieder ab. An ihre Stelle trat ein neuer Typ von Bürokraten, die sich in der Finca niederließen.
Ein Musterhaus wurde gebaut. Es war das erste eines ganzen Dorfes, das errichtet werden sollte – später.
Eine Schule wurde gebaut. Die erste in der Geschichte der Finca. Andere sollten folgen – später.

Eine Kommune wurde eingerichtet, wo man seine Beschwerden vortragen konnte. Der Himmel auf Erden war versprochen worden.
Aber als die große Sommerhitze eingesetzt hatte, wurde den Bauern klar, daß die neuen Bürokraten lediglich die Stelle der früheren Aufseher einnahmen. Zu Anfang gelang die Täuschung noch, denn die Illusion der kleinen Landbesitzer war so groß gewesen und der Umschwung so heiß herbeigesehnt, daß sie nicht glauben wollten, daß es ihnen schlechter ging als vor der Revolution. Es ging ihnen tatsächlich schlechter. Die ständig steigenden Produktionsnormen verlangten Arbeitsleistungen, die weit über ihre Kräfte gingen.
Sie sprachen untereinander ausführlich über die Eigentumsurkunden und gingen damit sogar zu jemandem außerhalb der Finca, der lesen und schreiben konnte.
Die Urkunden besagten, daß kein Farmer sein Land verkaufen oder verpachten durfte. Wie konnte er Besitzer sein, wenn er es nicht verkaufen durfte?
Die Urkunden besagten, daß das Land fleißig zu bearbeiten sei und daß die Ablieferungsnormen erfüllt werden müßten; andernfalls habe der Besitzer mit Gefängnisstrafe zu rechnen.
Die Urkunden besagten, daß das Land nach dem Tod des Besitzers von dessen ältestem Sohn bearbeitet werden müsse. Diese ewige Knechtschaft war die Auffassung der Revolutionäre von »Besitztum«.
Es war klar, daß die Bauern tiefer in der Sklaverei steckten als je zuvor. In der Finca San José und in Hunderten anderer »befreiter« Dörfer in Kuba zog die alte Trostlosigkeit ein, und sie wurden wieder, was sie immer gewesen waren: verfallene Drecknester.
Eines Tages erschien eine große Kolonne tschechischer Lastwagen am Tor zur Finca. Die meisten der Lastwagen waren leer. Andere waren mit Soldaten der Revolution besetzt.
Die Alarmglocke des Dorfes wurde geläutet, und die Männer kamen mit Macheten in der Hand aus den Zuckerrohrpflanzungen gerannt, die Frauen aus den Schuppen und aus der Zukkerfabrik und die Kinder aus der neuen Schule, wo sie kaum von etwas anderem hörten als von der Revolution. Sie wurden

auf dem Dorfplatz zusammengetrieben, der jetzt Freiheitsplatz hieß, und dort sprach ein Castro-Beamter von der Ladefläche eines Lastwagens aus zu ihnen. Er las von einem Dokument ab, das ebenso eindrucksvoll aussah wie ihre »Besitzurkunden«.
Das Dokument besagte, daß die Finca San José zur Förderung der Revolution geräumt werden müsse. Es erklärte nicht, welche Vorteile das für die Revolution habe.
Die Familien erhielten eine Stunde Zeit, ihre Habseligkeiten in nicht mehr als zwei Koffer oder Ballen zu packen und damit die Lastwagen zu besteigen – zur Umsiedlung. Sie wurden entlassen mit dem Revolutionsruf: »Vaterland oder Tod!«
Es war keine großartige Siedlung, diese Finca San José, aber keiner ihrer Bewohner hatte eine andere Heimat gekannt. Keine Zeit zum Weinen oder für Sentimentalität. Auf die Wagen und fort mit ihnen. Lang lebe die Revolution!
Unter den Rico-Parra-Papieren befand sich ein umfangreiches Dokument, aus dem die Bedingungen eines kubanisch-sowjetischen Paktes hervorgingen, über den in Moskau verhandelt worden war. Rico Parra sollte den Sowjets in New York während der UNO-Versammlung gewisse Details übergeben.
André Devereaux fand die plötzliche Räumung der Finca San José und ihre Übergabe an die sowjetischen Streitkräfte am interessantesten.
Ein anderer Teil des Vertrags bezog sich auf den Hafen Viriel, der achtzig Kilometer östlich von Havanna lag. Es war ein alter Hafen, der fast völlig verfallen war, weil er nicht mehr benutzt wurde. Jetzt sollte Viriel wieder in Ordnung gebracht und ausgebaut werden, und zwar im Hinblick auf einen bald zu erwartenden starken sowjetischen Schiffsverkehr. Umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen sollten getroffen werden, um den Mantel des Geheimnisses über die Angelegenheit zu breiten. Da Havanna als Hafen mehr als ausreichte, lag es für André klar auf der Hand, daß die Sowjets geheime Frachten an Land bringen wollten.
Andere Artikel des Paktes befaßten sich mit der Ankunft von schwerem Baugerät und von Materialien für Vorratstanks und zum Bau von Kasernen, Straßen und Eisenbahnen im Gebiet von Pinar del Rio und Remedios.

Mit der Entdeckung dieses Geheimnisses stand André vor einer schweren Entscheidung. Wenn die Entscheidung richtig sein sollte, mußte er sie allein fällen, und es würde nicht unbedingt eine populäre Entscheidung sein.
Nach den ungeschriebenen Gesetzen des NATO-Nachrichtendienstes durfte ein Mann in Devereaux' Stellung, wenn die Sicherheit eines Mitgliedstaates bedroht war, das betreffende Land ohne Rückfrage in Paris direkt informieren.
André wußte, daß die Amerikaner Kuba durch U-2-Flugzeuge überwachen ließen.
Er wußte außerdem, daß der amerikanische Spionagering in Kuba aufgeflogen und Amerika weitgehend von seinen Verbündeten abhängig war, die noch diplomatische Beziehungen zu Kuba unterhielten.
Die Amerikaner hatten ihre Illusionen von der Brauchbarkeit der Flüchtlingsaussagen verloren und hielten sie im ganzen für unzuverlässig.
André hatte zwar das Recht, Kopien der Rico-Parra-Dokumente ohne Erlaubnis aus Paris an die Amerikaner weiterzugeben, aber dies war nicht so einfach. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Amerika waren so weit abgekühlt, daß der Austausch von Geheiminformationen fast eingeschlafen war. Ein Verhalten, das den Amerikanern Nutzen brachte, würde in Paris starke Verärgerung hervorrufen.
Aber angenommen, er schickte den Film nach Paris, ohne die Amerikaner zu unterrichten. Was dann? Es bestand die Möglichkeit, daß man ihn anwies, den Amerikanern keinen Einblick in die Rico-Parra-Dokumente zu gewähren. Ihnen könnten Ereignisse verheimlicht werden, die die ganze Hemisphäre bedrohten.
Für André war es eine vertraute Situation. Er steckte wieder einmal in der Zwickmühle.
Nach zwei schlaflosen Nächten saß er hager und der Erschöpfung nahe an seinem Schreibtisch. Zwei Kopien des Films sollten in Washington zurückbehalten und die Originalnegative durch Kurier dem SDECE in Paris überbracht werden.
Als die Entscheidung getroffen war, setze André eine Nachricht an sein Hauptquartier auf:

BESITZE FOTOS VON DOKUMENTEN, DIE RICO PARRA BEI SICH TRUG. ORIGINAL-NEGATIVE DURCH KURIER UNTERWEGS. WEGEN DRINGLICHKEIT DER INFORMATIONEN MACHE ICH VON MEINEM RECHT GEBRAUCH UND LIEFERE DEM AMERIKANISCHEN ININ-CHEF EINE KOPIE DES FILMS MIT AUFNAHMEN VON ALLEN DOKUMENTEN.

DEVEREAUX

10

Das amerikanische ININ-Hauptquartier befand sich in einem unauffälligen alten Backsteingebäude in Washington, im Stadtteil Foggy Bottom.

Marshal McKittrick erhielt einen dringenden Anruf vom ININ, während er auf dem Weg zu einem Konzert im Weißen Haus war.

Nordstrom, Hooper und die ININ-Abteilungsleiter hatten sich unverzüglich mit den Rico-Parra-Dokumenten beschäftigt. Sandernson Hooper unterrichtete McKittrick und vertrat vorsichtig die Meinung, daß die Papiere echt seien.

Das grüne Telefon zum Weißen Haus wurde benutzt.

Ein Adjutant tippte dem Präsidenten auf die Schulter, während er im Ostzimmer aufmerksam einem weltberühmten Cellisten zuhörte. Als das Stück zu Ende war, entschuldigte sich der Präsident.

»McKittrick, Herr Präsident. Es tut mir leid, aber ich muß noch heute abend mit Ihnen sprechen.«

Der Präsident blickte auf die Uhr. »Wir sind gerade mitten im Konzert. In vierzig Minuten kann ich mich freimachen.«

»Ich werde in Ihrem Arbeitszimmer warten. Es wäre vielleicht nicht schlecht, die Stabschefs in Bereitschaft zu haben.«

»Gut, Marsh, wir werden sie holen lassen.«

»Danke, Herr Präsident.«
André Devereaux erhielt seinen Anruf sehr spät an diesem Abend, nach der Rückkehr von einem Essen in der britischen Botschaft. Er kam in Foggy Bottom in Hose, Sporthemd und Mokassins an und wurde sofort in Nordstroms Hauptkonferenzzimmer geführt. Die Spuren der vorausgegangenen Schlacht waren deutlich: Überreste von hastig verschlungenen Bockwürsten, halb geleerte Kaffeetassen, unzählige Zigarettenstummel, Stapel von Notizblättern und Fotos waren noch nicht weggeräumt.
Die drei im Konferenzzimmer zurückgebliebenen Männer waren abgekämpft. Sogar der sonst untadelig gepflegte Marshal McKittrick sah nicht mehr frisch aus.
»Zuerst möchten wir Ihnen danken, André«, sagte Michael Nordstrom. »Es ist unnötig zu wiederholen, welche Bedeutung die Sache für uns hat.«
Hooper zog an einer fast leeren Pfeife. »Wir halten die Rico-Parra-Papiere für echt.«
»Ich hatte auch das Gefühl, daß sie echt seien«, bestätigte André. »Ich konnte nirgends eine falsche Information finden.«
»Wir sind überzeugt«, fuhr Hooper fort, »daß die Sowjetunion etwas vorhat, möglicherweise die Einschleusung von Offensivwaffen nach Kuba.«
»Das ist durchaus möglich«, sagte André.
»Ich habe vor einigen Stunden mit dem Präsidenten gesprochen«, sagte McKittrick. »Er hat eine drastische Verstärkung der U-2-Flüge angeordnet.«
»Es ist Ihnen ja sicher bekannt«, warf Hooper ein, »daß Kuba seit mehr als einem halben Jahr routinemäßig von unseren U-2-Flugzeugen überflogen wird. Diese Finca San José ist schon aufgefallen. Die Rico-Parra-Papiere stimmen genau mit unseren Beobachtungen überein. Sehen Sie sich mal das hier an!«
Hooper breitete eine Anzahl Luftaufklärungsfotos vor André aus. André nahm eine Lupe zur Hand und betrachtete sie genau.
»Was uns Sorge macht, ist die Bautätigkeit hier«, sagte Hooper.
»Ich kenne die Gegend. Würde sich gut für eine Raketenbasis eignen«, erwiderte André.

»Das ist auch unsere Vermutung.«
»Der Präsident ist der Ansicht, eine Konfrontation mit der Sowjetunion wäre zur Zeit nicht gut«, sagte McKittrick. »Wenn wir nicht mehr Beweise haben als diese, können die Russen alles abstreiten.«
André sah von einem zum anderen. Die Amerikaner machten unerbittliche Gesichter. Er war ihnen jetzt weit voraus.
»Sie wollen damit sagen, daß Sie positive Beweise aus Kuba selbst brauchen«, sagte André.
»Ja«, antwortete Nordstrom.
»Und Ihre eigenen Informationsquellen auf der Insel sind unzureichend.«
»Das wissen Sie ja.«
»Darf ich das so verstehen, daß Sie gern die Hilfe Frankreichs in Anspruch nehmen würden?«
»Die Hilfe Devereaux'«, antwortete Nordstrom.
»Ich soll Paris nichts über Kuznetow sagen, und ich soll Paris vertrösten über einen Stapel von Anfragen, die unbeantwortet auf Ihrem Schreibtisch liegen. Ich glaube, ich habe allmählich genug von diesem Einbahnverkehr.«
»André . . .«
»Nein, verflucht!« Er stand auf, beugte sich über den Tisch und sah sie böse an. »Ich habe Sie vor den russischen Flugabwehrraketen in Kuba gewarnt. Auch vor den russischen Düsenbombern . . .«
»In unserer Macht steht nur das Sammeln von Informationen, André.«
»Ich habe Sie seit dem Tag gewarnt, an dem Castro aus den Bergen herunterkam. Ich habe Sie beide gewarnt, Sie, McKittrick, und Sie, Mike. Ich habe Ihnen gesagt, Che ist ein Kommunist, und Rico Parra ist ein Kommunist. Aber Sie haben sich mit ihnen eingelassen. Jetzt, nach diesem Unfug, den Sie in der Schweinebucht veranstaltet haben, ist es vielleicht zu spät, die russischen Raketen draußen zu halten.«
»André«, sagte Mike ruhig, »Sie wissen, wie sehr wir Sie schätzen.«
»Wenn ich Ihre Dreckarbeit mache.«
Nordstrom sprach langsam. »Ich habe Ihnen Geheimnachrich-

ten vorenthalten, weil wir undichte Stellen beim SDECE befürchten. Ich erwarte nicht, daß Sie mir zustimmen, aber ich weiß, daß Sie nichts dagegen sagen können. Was die Nachrichten über Kuba betrifft, so sind zwei Präsidenten über alles unterrichtet worden, was Sie gesagt oder vermutet haben. Und außerdem«, fügte Nordstrom hinzu, »wie steht es mit Ihnen und Präsident La Croix? Wie weit haben Sie ihn überzeugt?«
André ging zur Tür und klopfte, um den Posten draußen zum Öffnen aufzufordern. »Ich bin sehr müde. Ich habe achtundvierzig Stunden ohne Unterbrechung über den Parra-Dokumenten gesessen. Ich werde Ihnen Bescheid geben, ob ich nach Kuba gehe.«
»Übrigens«, sagte Nordstrom, »ich sah gestern Kuznetow. Er läßt Sie grüßen. Er macht ausgezeichnete Fortschritte.«
»Ich bin nicht so sicher, ob das ein Glück für ihn ist oder nicht«, sagte André.
Die drei Amerikaner mochten einander eine ganze Weile nicht ins Gesicht sehen, nachdem André gegangen war.
»Herrgott!« stieß Nordstrom schließlich hervor. »Ich hoffe nur, wir können es ihm eines Tages lohnen.«

II

Diesmal biß Botschafter René d'Arcy seiner Zigarre ganz ohne Zeremonie die Spitze ab, spuckte sie in einen Aschbecher und zündete die Zigarre unter kräftigen Zügen an. Der SDECE hatte sich wegen Andrés bevorstehender Reise nach Kuba an ihn gewandt, und das französische Präsidialamt drängte ihn, Devereaux von seinem Vorhaben abzubringen.
»Ich muß sagen, Monsieur Devereaux, ich persönlich mißbillige Ihre Absicht, nach Kuba zu gehen.«
»Mißbilligen Sie sie offiziell oder inoffiziell?«
»Nun, im wesentlichen ist dies doch eine Angelegenheit, die nur die Kubaner und die Amerikaner angeht.«

»Vielleicht – vielleicht auch nicht. Ich bin da anderer Ansicht, Monsieur l'Ambassadeur. Offensichtlich existiert eine Bedrohung für einen NATO-Verbündeten. Frankreich gehört noch der NATO an, oder nicht? Wenn Sie nicht bereit sind, mir in dieser Angelegenheit eindeutige Befehle zu geben, werde ich meine Pläne in die Tat umsetzen.«

D'Arcy drehte die Zigarre zwischen seinen dicken Fingern und blies kleine Rauchwölkchen über den Schreibtisch.

Trotz Devereaux' unglückseliger Einstellung würde man es sich doppelt und dreifach überlegen müssen, bevor man ihn von seinem Posten entfernte. Die gutfunktionierende Organisation, die er in dieser Hemisphäre aufgebaut hatte, könnte in weniger geschickten Händen zusammenbrechen. Ohne Zweifel war Devereaux einer der fähigsten Geheimdienstoffiziere im SDECE. Außerdem würden die Amerikaner einem neuen Mann nur die kalte Schulter zeigen. Das Pendel hatte ausgeschlagen und Schlüsselleute weggefegt, und auf dem Rückweg hatte es Anhänger von La Croix mitgebracht. André Devereaux hatte die Säuberungen überstanden, ohne Katzbuckelei vor einem Präsidenten, der immer noch von persönlichen Empfindlichkeiten beeinflußt war, über die er auch nach fünfundzwanzig Jahren nicht hinwegkommen konnte. D'Arcy verschränkte die Hände, löste sie wieder, klopfte mit den Fingern auf die Tischplatte, schreckte zurück. Ein großes Porträt von Pierre La Croix hing hinter ihm, das finster auf seinen Rücken heruntersah.

»Dieses ganze Unternehmen liegt einzig und allein im Interesse der Vereinigten Staaten. Ich will ganz offen sein, Devereaux.«

»Das wäre etwas Neues.«

»Man hört sowohl im SDECE als auch im Präsidialamt unangenehmes Grollen über Ihre offen proamerikanische Haltung. Die ganze Orientierung Ihres Amtes verlangt eine Richtungsänderung.«

»Was für eine Änderung schwebt Ihnen denn vor, Monsieur l'Ambassadeur?«

»Eine Anerkennung gewisser Fakten. Frankreich wird nicht die Amerikaner über Leben und Tod entscheiden lassen. Frankreich hat sein Schicksal selbst in der Hand.«

»Oder, besser gesagt, Frankreich hat seine Zerstörung selbst in

der Hand.« André machte eine Handbewegung, um d'Arcys Widerspruch zuvorzukommen. »Kein Land auf dieser Erde mit einer Bevölkerung von fünfzig Millionen hat auch nur die geringste Aussicht, sich ohne ein Bündnis mit einer der beiden Großmächte selbst zu verteidigen. Ohne die NATO und Amerika haben wir nichts, was die Sowjets von einem Angriff auf uns abschrecken könnte.«

»Ist denn unsere *force de frappe* nichts?«

»Frankreich hat einen atomaren Knallfrosch«, antwortete André geringschätzig und jagte eine nicht vorhandene Fliege von seinem Handgelenk. »Nicht ernst zu nehmen, trotz der vergeudeten Milliarden.«

»Und ist die westeuropäische Allianz nichts?«

»Ein altmodischer Traum zweier alter Männer. Der Wunschtraum, in Europa eine dritte Kraft zu bilden, zwingt uns mit den Deutschen in ein Lager. Sind Sie bereit, sich mit den Deutschen zu verbünden, nach allem, was sie Frankreich in diesem Jahrhundert angetan haben? Ah, Monsieur d'Arcy, sogar wenn wir uns einbilden, wir könnten eine französisch-deutsche Union beherrschen, sind die Deutschen nicht so ohne weiteres bereit, sich von Amerika zu lösen.«

Während André Reden führte, die unter diesem Dach verabscheut wurden, fiel ihm plötzlich Boris Kuznetow ein. Kuznetow, ein Russe, der sein Land liebte, wie er selbst Frankreich liebte. Kuznetow hatte dafür bezahlt, daß er es gewagt hatte, ehrlich zu sein. Wie lange konnte er, André, es sich leisten, diese unpopulären Ansichten zu vertreten?

»Die Rückkehr zur Glorie einer Großmacht«, sagte André, »ist eine Illusion. Der Versuch, die NATO auseinanderzubrechen, und unsere mittelalterliche Außenpolitik, mit Hilfe kleiner Machtgruppierungen eine Großmacht gegen die andere ausspielen zu wollen, führen genau die Zustände herbei, die in unserer Zeit zweimal die Zerstörung Frankreichs zur Folge hatten. O ja, Präsident La Croix und seine Leute spielen ihre Karten meisterhaft aus. Ich sehe schon voraus, daß sie noch so weit gehen werden, für Frankreich eine Maklerrolle zwischen Rußland und Westeuropa anzustreben. Und das ist der Anfang der Tragödie, denn sie begreifen nicht – mit den Russen kann

man nicht pokern. Was den Ehrgeiz der Sowjets in Schranken hält, ist nicht Pierre La Croix' internationale Schaukelpolitik, sondern die Macht der Vereinigten Staaten.«
»Jetzt reicht es aber, Devereaux!« rief d'Arcy und schnellte hoch.
»Rechnen Sie nicht mit mir, wenn es darum geht, die NATO zu zerstören! Als Franzose sage ich Ihnen, es gibt keine Möglichkeit, nicht die geringste Möglichkeit für ein Überleben Westeuropas ohne die Präsenz der Vereinigten Staaten.« André stand auf. Er lächelte. »Sie sehen, wir werden tatsächlich von Amerika geführt.«
D'Arcy schlug mit der Faust auf den Schreibtisch, daß ihm die Knöchel weh-taten. Sein rundes Gesicht färbte sich purpurrot.
»Für solch verräterische Meinungen ist in unserem heutigen Frankreich kein Platz!«
»Wollen Sie damit sagen, Monsieur l'Ambassadeur, daß für keine andere Meinung als die von La Croix Platz ist? Da möchte ich widersprechen. Das ist nicht *mein* Frankreich.«

12

Es war schön, ein bißchen Romantik zu genießen. Nicole sah strahlend aus heute abend, in ihrem spitzenbesetzten Negligé, an dem mit Kerzen beleuchteten Tisch.
Als das Mädchen das Geschirr abräumte, beugte sich André hinüber, küßte seine Frau auf die Wange und dankte ihr. Dann nahm er sich eine schwere dunkle Zigarre und ein Glas Cognac.
»Liebling, ist diese Reise wirklich notwendig?« fragte Nicole.
»Leider ja.«
»Dr. Kaplan meint das nicht.«
»Er leitet auch keinen Nachrichtendienst.«
In seinem Beruf erzählte man seiner Frau nur selten Genaueres. Nicole fragte deshalb auch meistens nicht.
»Du fährst nach Kuba, nicht wahr?«

André lachte und kniff sie in die Wange.
»Ja?«
»Du hast eine gute Nase für Geheimnachrichten.«
»Deine Gesundheit ist nicht das einzige, das mir Sorgen macht. In der Botschaft wird die Feindseligkeit gegen dich allmählich recht deutlich. Ich höre und spüre Dinge, die mich beunruhigen. Man sagt, die Amerikaner benutzen dich für ihre Zwecke.«
»Das tun sie allerdings. Aber ich war jederzeit bereit, mich benutzen zu lassen, wenn es im Interesse Frankreichs lag.«
»Du und deine Wortverdrehungen! Mein Gott, wie beneide ich die Leute um uns herum, die ein friedliches Leben führen. Ist dir bewußt, André, daß du, seit ich dich kenne, keinen Tag verbracht hast, an dem du nicht kämpfen mußtest? Seit zwanzig Jahren, tagein, tagaus, und dieser Krieg, den du führst, hat nie ein Ende. Du bringst ihn mit nach Hause, ins Eßzimmer, ins Schlafzimmer. Wie oft habe ich das Gefühl, einen geistesabwesenden Fremden anzusehen.«
»Nun, Liebste, ich wünsche dir mehr Glück in deinem nächsten Leben. Vielleicht findest du einen Tucker Brown.«
»Warum mußt immer du alles machen? Sind keine anderen da? Warum bist du immer mittendrin?«
»Präsident Truman hatte ein kleines Schild auf seinem Schreibtisch stehen, das mir immer gefallen hat. Darauf stand: ›An mir bleibt es hängen.‹ Ich habe auch schon manche Leute beneidet, die große Mehrheit meiner Kollegen, deren einzige Lebensaufgabe es ist, eine gewisse Mittelmäßigkeit zu erreichen. Sie laufen in einen sicheren Hafen ein, installieren sich und sortieren in aller Ruhe und Bequemlichkeit ihre Büroklammern; Verantwortung und Entscheidungen gehen sie aus dem Weg. Ich kann es nicht erklären, Nicole, warum ich Konflikten nicht ausweichen kann, aber ich kann nicht mit verstopften Ohren und geschlossenen Augen herumlaufen und Schwierigkeiten den Rücken kehren.«
Sie sah ihn verständnislos an. Sie nahm die Worte nicht wirklich auf, sondern hörte nur die Laute und empfand sie als eine seiner wohlgesetzten Zurückweisungen.
»Ich fahre zu Michèle«, sagte sie kurz. »Ich habe daran gedacht, mit ihr zu verreisen.«

»Wohin? Wann?«
»Ich weiß nicht. Vielleicht nach Frankreich, zu deinem Vater. Schweiz. Äußere Mongolei. Irgendwohin, wo ich nicht täglich Zeuge deines Verfalls sein muß.«
Mein Zuhause, dachte er, ist in letzter Zeit nicht gerade das, was ich mir unter einem Himmelreich vorstelle, aber ich habe noch nie an ein Zuhause ohne Nicole gedacht. Wenn ich nicht davon loskann und du mich liebst, mein Gott, Weib, dann nimm die Dinge hin, wie sie sind, und versuche unser Leben etwas zu erleichtern!
»Was das auch zu bedeuten haben mag«, sagte André, »ich liebe dich immer noch sehr und möchte nicht ohne dich leben.«
Nicole entzog ihm ihre Hand, faltete ihre Serviette zusammen und stand auf. »Bestell Juanita de Córdoba schöne Grüße von mir!«
André sah ihr nach, wie sie das Zimmer verließ. Ihr Schlurfen kränkte ihn. Verflucht! Juanita de Córdoba hatte mit diesem Gespräch nichts zu tun. Es waren die unberechenbaren Gedankengänge einer Frau, die beabsichtigte Unlogik, das Gespräch mit einem Stich zu beenden.
Oder war es gar nicht so unlogisch? André klopfte die Asche von seiner Zigarre ab und ließ den Cognac langsam im Glas kreisen. War das nicht vielleicht der wahre Grund, und war Nicoles Gefühl nicht doch richtig?
Weiß Gott, er hatte sich alle Mühe gegeben, die Affäre mit Juanita vor seiner Frau verborgen zu halten, aber er hatte sich getäuscht, wenn er glaubte, daß ihm das gelungen sei. Er hatte für immer mit Nicole leben und alles so lassen wollen, wie es war. Ja, er wollte Nicole so lieben, wie das nach zwanzigjähriger Ehe noch möglich war.
Aber seine echte Liebe, obwohl verleugnet und begraben, gehörte Juanita de Córdoba. Wie viele Tage und Wochen und Monate hatte er gelebt, ohne an sie zu denken, hatte versucht, die Sehnsucht nach ihr aus seinem Leben zu verdrängen.
Aber die Erregung und das Verlangen nach Juanita hatten sich immer wieder eingestellt.
In diesem Augenblick ehrlicher Bestandsaufnahme verstand Nicole die Situation genau.

André hatte lange hin und her überlegt, ob er für die Amerikaner nach Kuba fahren sollte. Am Ende stand der Entschluß zur Reise fest, weil er wußte, daß er Juanita wiedersehen würde. Und obgleich er es vor sich selbst abstritt und seine Entscheidung anders rechtfertigte, war das die einfache Wahrheit.
Seine Lippen berührten das Cognacglas ... »Juanita – ja – ich liebe dich unbändig. Es tut mir leid – für uns beide ...«
Er zog sich vom Tisch hoch und ging langsam die Treppe hinauf. Ein Lichtstrahl aus Nicoles Zimmer fiel in den Flur und ins Treppenhaus. Er stand bewegungslos und wartete, bis sich ihre Tür schloß.
»Nicole«, flüsterte er, »bitte, bitte versteh mich! Juanita ist ein unerreichbarer Traum – eine Illusion. Aber es muß mir erlaubt sein zu träumen. Es bedeutet nichts zwischen dir und mir. Du bist meine Frau, und ich liebe dich – auf eine andere Art ...«
André stand plötzlich vor Nicoles Tür. Er wußte, daß sie nicht abgeschlossen war, aber er konnte sich nicht dazu bringen, sie zu öffnen und zu ihr zu gehen, während seine Gedanken bei Juanita waren und den kommenden Nächten mit ihr.
Nicole lag angespannt in ihrem Bett. Sie horchte auf jede seiner Bewegungen und betete, die Tür möge sich öffnen. Wenn doch sein Schatten auf sie zukäme, wenn André doch bei ihr stehenbliebe und sich zu ihr auf die Bettkante setzte. Sie wünschte sich, daß er ihren Kopf streichelte, daß er die Decke zurückschlüge und zu ihr käme.
Vieles davon würde heute abend eine Lüge sein, dachte sie, aber o Gott, ich habe Verlangen nach ihm.
Verzweiflung packte sie, als sie seine Tür zuklappen hörte, und Tränen sickerten auf das Kopfkissen.
Mitternacht ging vorüber. Noch immer warf sich André im Dunkeln hin und her und konnte nicht einschlafen. Das Telefon läutete. Er schaltete die Lampe an und nahm den Hörer ab. »Devereaux.«
»Hallo, Papa.«
»Michèle. Wie geht es dir, mein Liebling?«
»Mir geht es gut. Ich habe gehört, daß du verreisen willst. Ich wollte dir nur auf Wiedersehen sagen.«
Ihre Stimme klang fremd und zittrig.

»Ich meine«, fuhr sie fort, »wir haben einander vermißt und haben tatsächlich seit Monaten keine Gelegenheit gehabt, beieinander zu sitzen und zu reden.«
»Ja, wenn ich darüber nachdenke, es war wirklich eine lange Zeit. Aber du weißt ja, wie es mit meiner Arbeit geht.«
»Natürlich, das ist mir klar. Ich beklage mich nicht.«
»Komm, komm! Was hast du denn? Der Streit mit Tucker?«
»Wir sind fertig miteinander, und ich bedaure es kein bißchen. Ich hatte heute abend bloß Sehnsucht nach dir und mußte mit dir sprechen – und dir sagen, daß ich dich sehr, sehr lieb habe.«
»Ich danke dir, Michèle. Vielleicht können wir später einmal zusammen verreisen.« Aber das waren leere Worte, denn er würde sie nur wieder enttäuschen, wie schon so oft. Wie viele Enttäuschungen durfte er ihr noch zumuten?
Er ließ sich auf das Kissen zurückfallen, ohne das Licht auszuschalten. Dann öffnete er leise Nicoles Tür, ging zu ihrem Bett und griff in der Dunkelheit nach ihrer Hand. Sie war wach, aber es lag wenig Wärme in ihrer Erwiderung.
Wieder einmal kam ihm der verrückte Gedanke, daß ihm ganz recht geschähe, wenn ein anderer Mann sie ihm wegnähme. Er konnte sich genau ausmalen, wie sie sich in den Liebesnächten verhalten und sie genießen würde. In diesem Augenblick hatte er nichts gegen das Gefühl, das ihn durchflutete. Er wollte, daß es schmerzte, und er wollte bestraft werden für Juanita de Córdoba und all die anderen. – Er ging in sein Zimmer zurück.

André Devereaux und Brigitte Camus gingen auf den Durchgang der *National Airlines* zu, als die Maschine nach Miami angesagt wurde. Er murmelte Anweisungen, die sie schon auswendig wußte. Sie wartete, bis er im Flugzeug saß und außer Sicht war, dann fing sie an zu weinen.
Zwölf Jahre lang war André abgereist und angekommen, und immer hatte Nicole sich am Flugplatz von ihm verabschiedet. Diesmal hatte André vergeblich nach ihr Ausschau gehalten, und als die Maschine angesagt wurde, sah Brigitte, wie ihn Verzweiflung erfaßte.
Verfluchte Nicole Devereaux! Weißt du nicht, daß er tun muß, was er tut?

»Cocktail, Sir?«
»Bourbon, bitte.«
Er beobachtete die Küste unter sich. Der Aufenthalt in Miami bis zum Abflug der KLM-Maschine nach Havanna würde nur kurz sein. Es war nicht mehr schön, dorthin zu reisen. Havanna war über Nacht alt geworden, wie eine schöne Frau, die eine schwere Operation von der Hand eines Schlächters hinter sich hat.
Aber Juanita de Córdoba würde warten.
Schöne Juanita ...

13

Schon von Kindheit an war sie La Palomita, »das Täubchen«, genannt worden.
Sie hieß Juanita Avila de Córdoba. Ihr Großvater war Manuel Avila, erster unter den Mitstreitern des Befreiers Marti. Während des zehnjährigen Krieges, in dem sich Kuba die Unabhängigkeit von Spanien erkämpfte, wurde Manuel Avila in seinem Volk unsterblich als der »Dichter der Revolution«.
Juanita Avila de Córdobas Vater, Jorge Avila, war Kubas größter Komponist und ein weltberühmter Gitarrist. Seine Komposition »Weine nicht, Täubchen!«, ein Wiegenlied für sie, gab ihr den Namen, den sie ihr Leben lang behalten sollte.
Als Héctor de Córdoba, Sproß einer großen begüterten Adelsfamilie, das Täubchen zur Frau nahm, war das ein Ereignis, von dem man in Kuba so lange sprach wie von einer königlichen Hochzeit. Das Paar gehörte zur Aristokratie, sowohl nach Vermögen als auch nach Verdiensten.
Héctor de Córdoba zog das abwechslungsreiche Leben in Havanna, in den internationalen Arenen der Diplomatie und den Sportstätten der Welt der Seßhaftigkeit auf dem Familienbesitz in Santiago vor.

Als aufrechter, unabhängiger Denker und schwarzes Schaf der Familie zeigte Héctor kein großes Interesse für die Familienangelegenheiten. Tatsächlich stand er mit seinen Verwandten dauernd auf dem Kriegsfuß, beklagte die Ausbeutung der Bauern und die anderen sozialen Ungerechtigkeiten, die es der Familie ermöglicht hatten, sich ihren großen Besitz anzueignen und zu erhalten.

Das Hin und Her in der kubanischen Politik ist immer ein gefährliches Spiel gewesen. Héctor de Córdoba, ein Liberaler in den Tagen der Reaktion, erwarb sich so großes Ansehen, daß er über das kleine Heer von Zänkern hinauswuchs und einer der größten Diplomaten Kubas wurde, hauptsächlich als Botschafter und Unterhändler. Seine Bedeutung war so groß, daß sie ihn auch unter Batista über Zeiten der Ungnade hinwegrettete, obwohl seine Beziehungen zu dem Diktator eine Zeitlang sehr frostig waren.

Er wies einen Versuch Batistas zurück, ihn bei einer weitentfernten, unbedeutenden diplomatischen Mission kaltzustellen, und zog es vor, in der Heimat *de facto* im politischen Exil zu leben. Er hatte eine Anwaltspraxis in Marianao, einem Vorort einige Meilen westlich von Havanna.

Als Castro von den Höhen der Sierra Maestra nach Havanna herunterkam, war es Héctor de Córdoba, der ihn unter dem Denkmal Martis umarmte. Man erfuhr jetzt, daß Héctor einer von Castros Helfern und Förderern in der Hauptstadt gewesen war, die den Sturz Batistas beschleunigt hatten.

Einen Monat nach der Befreiung Havannas kam Héctor de Córdoba auf dem Weg zu seiner ersten diplomatischen Mission unter Castro bei einem Flugzeugunfall ums Leben.

Raúl, Fidel, Che Guevara und Rico Parra weinten öffentlich, als dem Täubchen die kubanische Flagge überreicht wurde, die den Sarg ihres Gatten bedeckt hatte. Mit brüchiger Stimme nannte Fidel Castro Héctor de Córdoba einen Märtyrer der Revolution.

Juanita zog sich mit ihren beiden Söhnen in die aus rosa Marmor erbaute Villa in Marianao zurück.

In den Tagen, die auf Castros Sieg folgten, wurden große Besitzungen rücksichtslos aufgeteilt, und den ehemaligen

Eigentümern wurde nur ein winziger Teil des wahren Wertes erstattet.
Fidel Castro setzte sich persönlich für Juanita ein und sicherte ihr ein beträchtliches Einkommen aus den Besitzungen der de Córdobas. Das Täubchen von Kuba gehörte zu jenen Aristokratinnen, die von einem Regime zum anderen überwechseln können. Sie wurde zu einer Aristokratin der Revolution.
Als die Trauerzeit vorüber war, erschien Juanita wieder in der Öffentlichkeit und setzte die Wohltätigkeitsarbeit fort, die seit ihrer Kindheit Teil ihrer Erziehung und ihres Erbes war. Sie besuchte die Armen und kämpfte für die Waisen.
Bald geriet sie in den Strudel der Staatsfunktionen.
Sie war eine Frau, bei der sich ein Mann wohl fühlte – wenn sie ihm das Glas füllte oder seine Zigarre anzündete, wenn sie die ganze Nacht mit ihm tanzte.
Sie kämpfte für bessere sanitäre Einrichtungen in den Dörfern.
Die Enttäuschung über Fidel und die Revolution setzte beinahe sofort ein.
Alte Freunde und Bekannte wurden zusammengetrieben, und der Terror füllte bald die Keller des Castillo del Morro und die Gräben des Castillo de la Cabaña.
Und viele landeten im Grünen Haus der G-2 an der Avenida Quinta, wo sie Castros Großinquisitor Muñoz ausgeliefert wurden.
Juanita de Córdobas Reaktion auf die Vergewaltigung Kubas und die Ermordung ihrer Freunde war ein grenzenloser Haß auf Castro. Und sie beschloß, etwas zu unternehmen.
Viele Jahre vor seinem Tod hatte Héctor de Córdoba in Washington an einer Konferenz über Zuckerlieferungen als Berater teilgenommen.
André Devereaux hatte bei dieser Konferenz der französischen Abordnung angehört, einmal weil er etwas vom Zuckerhandel verstand und zweitens weil man dabei gut Informationen sammeln konnte.
Im Verlauf ihres täglichen Umgangs hatte sich zwischen Devereaux und Héctor de Córdoba eine Freundschaft entwickelt, ebenso zwischen ihren Ehefrauen.
Bei den folgenden Besuchen in Kuba pflegte André seine

Freundschaft mit den de Córdobas und versäumte nie, sie in Marianao zu besuchen. Aus seinen Nachrichtenquellen in Havanna erfuhr André, daß Héctor heimlich für die Castro-Rebellen arbeitete, die sich zu der Zeit noch in den Camagüey-Bergen aufhielten.
»Ich muß Sie warnen, Héctor«, sagte André bei einem Abendtrunk auf der Veranda. »Sie werden von diesem Castro böse enttäuscht sein. Ich weiß, Sie hassen das gegenwärtige Regime, aber diese Burschen in den Bergen sehen mir sehr nach Kommunisten aus.«
»André! Was soll ich mit Ihnen machen? Sie vermuten hinter jedem Busch, unter jedem Blatt Kommunisten. Das ist eine Manie bei Ihnen. Ich kenne Raúl und Fidel seit unserer gemeinsamen Kindheit in Santiago. Fidel ist radikal, sicher. Aber er ist kein Kommunist. Und, mein Freund, wenn dieses Schwein Batista davongejagt ist, wird Kuba radikales Denken brauchen.«
»Die Castro-Brüder sind also reine Kubaner. Wie steht es mit diesem südamerikanischen Teufel, mit Che? Und mit Rico Parra? Parra kommt doch geradewegs aus dem Sowjetsystem.«
»Ja, André, und wie ist es mit den Amerikanern? Die verdammten Yankees betreiben Handel mit Perón, Trujillo, Batista und Jiménez; sieht aber etwas nach einer notwendigen Reform aus, verurteilen sie es als kommunistisch.«
Juanita hörte ihnen zu, sagte nicht viel und sorgte unauffällig dafür, daß ihre Gläser nicht leer wurden.
»Merken Sie sich, was ich sage, Héctor. Fidel Castro wird eine Gefahr werden. Sogar die Amerikaner hören jetzt noch nicht auf mich, aber sie werden ihre Erfahrungen machen.«
»Unsinn. Das kubanische Volk wird nie den Kommunismus wählen.«
»Das wird auch nicht nötig sein. Die Wahl wird jemand anders treffen.«
Héctor starb, bevor die Prophezeiung in Erfüllung ging. Juanita hatte sich die Worte des Franzosen gemerkt.

Während Andrés erstem Aufenthalt nach Héctors Tod ging er in die Villa, um einen Kondolenzbesuch zu machen. Das Täubchen hatte schon die ersten Zweifel an der Revolution.

Alte Freunde waren verschwunden. Gegen die, die zurückgeblieben waren, mußte man mißtrauisch sein. André war einer der wenigen, mit denen sie offen über ihre Sorgen und ihren Abscheu vor dem, was in Kuba geschah, sprechen konnte.
Bei Andrés nächsten Besuchen zeigte sich, daß Juanitas Ansichten über Castro düsterer und düsterer wurden.
André erkannte einen Ansatzpunkt zum Aufbau wichtiger Verbindungen. Sie war eine prominente Frau, über jeden Verdacht erhaben, und bewegte sich in den führenden Kreisen. Zuerst hielt er sich zurück. Dann, als die amerikanische Nachrichtenorganisation in Kuba zerschlagen war, begann er sie vorsichtig auszuhorchen, denn als die kubanische Regierung ins Kielwasser der Sowjetunion geriet, wurden neue Informationsquellen dringend gebraucht.
André wurde ein häufiger Besucher. Zuerst wurde er von Außenstehenden als ein guter Freund betrachtet, später wurde von einer Liebesromanze gemunkelt.
Andrés Romanze war ein sorgfältig aufgebauter Spionagering, und sein Herz war Juanita de Córdoba, das Täubchen.
Er bildete sie fachgerecht aus und schickte sie mit einem Auftrag los. Juanita konnte sich in ganz Kuba frei bewegen, denn sie war von großem Nutzen für das Image der Revolution. Auf ihren Reisen durch das Land stellte sie die Verbindungen zu Freunden wieder her, die dem Castro-Terror entgangen waren, und organisierte in jedem Teil der Insel kleine Gruppen von Patrioten.
André leitete sie dazu an, ein regelrechtes Nachrichtennetz aufzubauen und im ganzen Land tote Briefkästen einrichten zu lassen.
Wenn eine Nachricht zu Juanita de Córdoba kam, gab sie sie an den französischen Botschafter Alain Adam weiter. Meist wurden die Nachrichten bei Cocktailparties oder formellen Diners übergeben, manchmal sogar am hellichten Tag bei öffentlichen Veranstaltungen, direkt unter den Augen von Fidel und Che, Raúl und Rico.
André Devereaux entging nichts von dem, was in Kuba geschah.

14

Michael Nordstrom visierte, zog das Queue zurück und stieß den Spielball leicht an. Er prallte vom Sechserball ab, mit einer Spur Effet. Der Sechserball machte einen widerwilligen Schlenker an der Kante entlang und fiel dann in ein Endloch.
»Achterball in das Seitenloch.« Mike rieb die Lederkuppe mit Kreide ein, führte den Stoß aus, richtete sich auf und sah seinen Sohn Jim lachend an. »Dein Alter hat nicht umsonst den Ruf eines Billard-Asses gehabt. Ich habe mir in Stanford mein ganzes Taschengeld damit verdient.«
Jim war froh, daß sein Vater schließlich doch noch gewonnen hatte, denn er war schon drei Spiele im Rückstand gewesen. Mike strich seinem Sohn übers Haar, stellte das Queue in den Ständer zurück, rollte seine Ärmel herab und ging vom Spielzimmer hinauf in die Küche.
Liz war vom Sonnenbad hereingekommen. Sie sah im Bikini immer noch großartig aus. Er sah ihr zu, wie sie in der Küche umherhuschte und die Flamme unter dem Schmortopf anzündete. Als sie an ihm vorbeikam, fing er sie ein, faßte unter ihr Kleid und rieb ihr warmes Fleisch. Sie blieb einen Augenblick stehen, lehnte sich an ihn und schnurrte.
»Süße, könnten wir heute abend nicht ins Kino gehen, mit den Bowmans?«
»Was wird denn gespielt?«
»*Lolita*, mit dem wunderbar dekadenten James Mason.«
»Gewiß.«
Liz stellte ihm einen Eistee hin, während er die Sonntagszeitungen durchblätterte. Er betrachtete eine Bildserie und erklärte, daß er sich über *Snoopy* totlachen könne.
»Der Wagoneer streikt wieder«, sagte Liz.
»Laß ihn reparieren!«
»Er ist die halbe Zeit in der Garage. Meinst du nicht, daß wir ihn Ende des Jahres gegen einen neuen in Zahlung geben könnten?«
»Was?«

»Ich sagte, ich möchte einen neuen haben.«
»Hm, vielleicht. Dieser Koufax ist nicht schlecht. Hat gestern abend bei dem Spiel zehn geschafft.«
Liz schmeckte verärgert das Stew ab, tat eine Prise Zwiebelgewürz daran und legte den Deckel wieder auf. Mike war in den Sportteil vertieft.
»Leg die Zeitung weg, Liebster.«
»Liz, sprich jetzt nicht über den Wagen!«
»Wie steht es mit den Devereaux'?«
»Soso.«
»Ich war heute morgen auf einen Sprung bei Nicole. Ich glaube, André war gerade abgereist. Sie hat ihn nicht zum Flugplatz gebracht.«
»Das ist kein Staatsverbrechen.«
»Bei ihnen schon. Sie war nicht ganz nüchtern. Nicht gerade betrunken, aber doch angeschlagen. Eine Menge Tränen und Gerede. Ich hab' sie so noch nie gesehen. Ich habe mich eine ganze Weile bei ihr aufgehalten.
»Du weißt, was los ist. Er ist überlastet, sie klappt zusammen.«
»Was ist mit seinen Freundinnen? Es scheint, er hat eine ganze Menge.«
»Eine Menge nicht, aber genug. Wenn er auf Reisen ist, fühlt er sich deprimiert, müde, einsam. Wie es einem Menschen eben geht. Das hat überhaupt nichts mit der Liebe zur eigenen Frau zu tun.«
»Sie ist in einem Alter, in dem sie sich ihrer selbst nicht sicher ist.«
»Herrgott, Liz, was will Nicole? Sie mußte niemals Angst haben, daß eine andere Frau ihre Stellung bedrohte. André ist diskret und hat es nicht unter ihrer Nase getan. Nicole legt da viel mehr hinein, als sie sollte.«
»Ja, ich glaube, das ist richtig.«
»Richtig für Nicoles Mann, aber nicht für deinen. Liz, wir haben doch das gleiche verdammte Theater gehabt. Sie hat ihn dazu gebracht, sich schuldig zu fühlen, wo er gar nicht schuldig ist.«
»Werden sie es schaffen?«
»Ich glaube es nicht.«

»Mein Gott, ich wünschte, ich könnte etwas für sie tun.«
»Die Menschen ändern sich nicht, Liz. Nach und nach verblassen die Gründe für einen Fortbestand der Ehe. Die meisten Ehepaare bleiben aus wirtschaftlichen Gründen zusammen. Dann sind da die Kinder. Oder die Angst vor der Einsamkeit. Aber es gibt eine Grenze, wo die Furcht nicht so schlimm ist wie die Qual einer zerbrochenen Ehe. Ich glaube, sie hat ihn aufgegeben.«
»Nicole sagte etwas sehr Merkwürdiges. Sie sagte, sie bekomme immer stärker das Gefühl, André wünschte, sie solle sich einen Liebhaber nehmen.«
»Das erleben wir alle«, antwortete er.
»Mike, das erschreckt mich. Ist zwischen uns alles in Ordnung?«
»Ja, Liz.«
»Es ist nicht leicht zu lernen, aber ich weiß inzwischen, daß all das andere nichts bedeutet, solange du mich nicht absichtlich verletzt. Ich habe mir wirklich Mühe gegeben, dir das Leben angenehmer zu machen.«
»Das hast du, Liz.«
Sie wurden durch das gefürchtete Klingeln des Telefons unterbrochen. Liz erstarrte. Sie meldete sich, gab ihm den Hörer, sah sein Gesicht hart werden und hörte ihn sagen, er werde sofort hinunterkommen. Oh, verdammter Kram! Warum konnten sie ihn nicht wenigstens einen Sonntag in Frieden lassen?
»Es ist was Wichtiges. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme.«
»Natürlich.«
»Geh du nur ins Kino! Ich kann mir das Essen aufwärmen.«
»Nein, ich werde auf dich warten, Mike.« Sie legte den Arm um ihn und drückte ihren Kopf an seine Brust. »Wenn es geht, sieh zu, daß du nicht zu müde bist, wenn du heimkommst!«

15

Sanderson Hooper kam zur gleichen Zeit im Marinehospital Bethesda an wie Nordstrom. Gemeinsam eilten sie durch den Korridor zu dem bewachten Flügel, in dem Kuznetow mit seiner Familie untergebracht war.

Boris Kuznetow saß im Bett, dicke Kissen im Rücken. Er lächelte schwach, als sie eintraten. Es schien ihm viel besserzugehen, er war nicht mehr ganz so blaß im Gesicht. »Mit Bedauern muß ich Ihnen berichten, daß ich ausgezeichnete Fortschritte mache«, sagte er, »obgleich das amerikanische Fernsehen nichts hilft. Es ist ziemlich schlecht.«

Nordstrom zog einen Stuhl dicht ans Bett, damit sich Boris beim Sprechen nicht so anstrengen mußte. Sanderson Hooper wollte gerade die Pfeife aus der Tasche holen, als ihm einfiel, daß er sie ja nicht anzünden durfte.

Kuznetow sah beide ernst an. »Ich bin zu einem Entschluß gekommen«, sagte er. »Zuerst war da nur dieser schreckliche Schmerz, dann Dunkelheit. Unter dem Sauerstoffzelt wachte ich auf. Als die Tage vergingen, ohne daß ich etwas anderes tun konnte als nachdenken, wurden mir viele Dinge zum erstenmal ganz klar. Ich erkannte, daß ich in erster Linie für meine Familie dasein mußte, wenn ich am Leben bleiben würde. Und ich wollte nicht sterben – ich wollte einfach nicht sterben. Ich liebe Rußland noch immer.«

Er hielt inne, und bei der Erwähnung seines Heimatlandes liefen ihm Tränen über die Wangen.

»Es ist auch nicht recht, dieses Land als neue Heimat zu wählen und es von Anfang an zu hintergehen. Nordstrom, Sie dürfen stolz sein. Ich werde Ihnen alles erzählen.«

Er blinzelte ein bißchen und wartete, um seinen schwachen Kräften Zeit zur Erneuerung zu lassen. »Sie können mit Ihrem Amerikanisierungsprogramm für Olga und Tamara beginnen.«

»Ich werde täglich über Ihren Zustand unterrichtet«, sagte Michael. »Wir werden sehr langsam vorgehen müssen. Sobald uns der Doktor grünes Licht gibt, fangen wir an.«

»Ja, seien Sie vorsichtig! Ich bin wertvoll... Ich bestehe aber darauf, daß Devereaux zugegen ist.«
»Er ist verreist. Sind Sie damit einverstanden, daß wir die ersten Verhöre ohne ihn durchführen?«
»Ja, das können Sie tun.«
»Versuchen Sie, nicht zuviel zu grübeln!« sagte Nordstrom.
Sie fuhren nach Washington zurück. Nordstrom empfand keine Freude an seinem Sieg über den Russen.
»Ich nehme an, unter einem Sauerstoffzelt wird einem wirklich vieles klar«, sagte Sanderson Hooper. »Mike, Sie sagen ja gar nichts.«
»Ich denke nach.«
»Über Boris Kuznetow?«
»Über ihn – aber hauptsächlich über Devereaux. Welcher Zusammenhang besteht zwischen den beiden? Warum verlangt Kuznetow nach André?«
»Es weist darauf hin, daß Kuznetow gegen Frankreich gearbeitet hat.«
»Oder er will Devereaux zu irgendeinem Zweck benutzen.«
»Es sieht so aus, als ob wir alle ihn benutzten«, sagte Hooper.
»Er sitzt böse in der Klemme, Frau und Vaterland, Hoop. Ich habe etwas über seinen Gesundheitszustand erfahren. Vielleicht hätten wir ihn nicht bitten sollen, nach Kuba zu fliegen.«
»Es tut mir leid, daß er Pech hat«, antwortete Hooper ungerührt, »aber wir müssen an uns selbst denken.«

16

Juanita de Córdoba fuhr mit ihrem Wagen vor der geschnitzten Tür der Villa vor. Mit einer schnellen, anmutigen Bewegung schwang sie sich vom Fahrersitz, raffte ihre Päckchen zusammen und stieß mit dem Absatz die Tür zu.
Emilio, der Hausdiener, kam herausgestürzt und nahm ihr die

Päckchen ab. Sowie sie die Halle betrat, bemerkte sie den starken Zigarrenrauch.
»Rico Parra, Señora«, sagte Emilio, »er wartet schon über eine Stunde.«
Sie verbarg ihr Mißvergnügen, indem sie die Augen niederschlug.
»Schön.«
Vom Ende der Halle konnte sie durch die Glastüren auf die Veranda sehen, die über dem Strand lag. Rico Parra saß dort, die Stiefel auf dem Geländer, und kaute an einer Banane, die er aus einer Obstschüssel genommen hatte. Er warf die Schale über das Geländer, schluckte das letzte Stück hinunter und steckte sich eine neue Zigarre an.
Sie betrachtete ihn. Die grüne Uniform war neu und gebügelt, seine Stiefel waren blank, und für diesen Besuch waren sogar der widerspenstige Haarschopf und der Bart in Ordnung gebracht worden. Als sie näher kam, konnte sie noch einen Geruch wahrnehmen. Er roch nach Kölnischwasser, als hätte er darin gebadet, um sich präsentabel zu machen.
Rico hörte ihre Schritte, ließ seine Stiefel schwer auf den Fliesenboden knallen und stand auf. Juanita trat ohne ein Wort durch die Glastür, und seine Blicke folgten ihr mit offensichtlichem Verlangen.
»Ich war gerade in der Nachbarschaft«, platzte er heraus. »Ich – äh — nächsten Monat finden einige öffentliche Veranstaltungen statt, und ich dachte, ich könnte Ihr Begleiter sein.«
Sie gab ihm keine Antwort.
»Nun, Herrgott, ich hätte einen besseren Empfang erwartet. Ich bin lange genug weggewesen. Haben Sie meine Briefe bekommen?«
»Ja.«
»Paris, Moskau – Chef der kubanischen Delegation in New York. Nicht schlecht für den Sohn eines kleinen Bauern, eh?«
Sie ertrug seine unwillkommene Anwesenheit weiterhin mit einer stillen Würde, die den Kontrast zwischen ihnen noch deutlicher machte.
»Schauen Sie her, ich habe Ihnen einige schöne Dinge aus Paris mitgebracht. Frankreich«, fügte er noch hinzu. »Parfum, echtes

französisches Parfum und eine Kiste Champagner. Und hier, eine Petit-point-Handtasche. Sie ist sehr teuer, aber sie sagte zu mir – Täubchen. Da wußte ich, daß Sie sie haben sollten.«
»Ich nehme keine Geschenke von Ihnen an«, sagte Juanita und beobachtete, wie sein Gesicht sich verdunkelte.
»Warum behandeln Sie mich immer, als wäre ich Dreck?«
»Rico, diese Geschichte geht nun schon ein Jahr. Ich habe meine Gefühle klar zum Ausdruck gebracht. Die Situation ist mir unangenehm. Bitte lassen Sie mich allein!«
Er schleuderte seine Zigarre auf den Boden, zertrat sie unter seinem Stiefel und ging heftig atmend auf sie zu. Er hielt ihr beide Hände vor die Augen. »Sehen Sie her! Meine Fingernägel sind sauber. Sie sind manikürt, genau wie Ihre.«
Sie wandte ihm den Rücken und ging auf das Wohnzimmer zu. Er folgte ihr und flehte: »Juanita – bitte – Sie machen einen großen Fehler. Ich bin jetzt einer der wichtigsten Männer Kubas. Fidel ist von morgens bis abends auf mich angewiesen. Sie wissen, wie ich nach Ihnen verlange.«
Sie blieb stehen, starrte in seine gequälten schwarzen Augen, und der Revolutionär zitterte vor ihr. »Ich empfinde nichts für Sie, Rico«, sagte sie mit fester Stimme.
»Weil ich ein Bauer bin!«
»Nein. Es gibt viele feine Bauern in Kuba. Sie leben und sterben mit Würde. Was Sie sich in Wirklichkeit von mir erhoffen, ist Anstand. Den können Sie nicht kaufen.«
»Warum nicht?«
»Weil Sie Abschaum sind.«
Seine Augen trieften, und er kicherte wie halb wahnsinnig. »Aber André Devereaux ist ein Gentleman, nicht wahr? Er küßt Ihnen die Hand und flüstert Ihnen schöne Worte ins Ohr. O ja, der große französische Liebhaber kommt zu seinem Täubchen, und es zerfließt!« Rico schlug sich mit der Faust an die Brust. »Aber er wird nie ein Mann wie ich! Ja, und wie steht es mit den anderen? Der große Señor Iglasias mit seinem venezolanischen Öl und seinen Jachten, die er dem Blut und dem Schweiß des Volkes verdankt? Und der feine italienische Fliegerheld? Sehr tapfer, wenn es darum geht, wehrlose äthiopische Dörfer zu bombardieren ... Na, ich dachte, solange Sie mit

Ihrer Gunst so freigebig sind, könnten Sie auch den einen oder anderen Ihrer Landsleute berücksichtigen.« Er packte sie bei den Armen und drückte seine Finger hinein, bis seine Knöchel weiß wurden. »Hinter all dem Quatsch – dieser Vornehmheit – sind Sie doch nur eine Nutte.«
»Guten Tag, Rico!« sagte sie leise. »Emilio wird Sie hinausbegleiten.«

17

Die DC-6B der KLM war eben in Rancho Boyeros gelandet. Die Treppe wurde an die Maschine gerollt, und ein Trio von kubanischen Musikern in makellosem Weiß stellte sich auf, um die aussteigenden Passagiere mit Rumba, Cha-Cha-Cha und Samba zu empfangen. Dies war Castros Beweis, daß in Kuba noch Leben pulsierte.
Aber das Pulsieren begann und endete damit.
André trat in das stickige Abfertigungsgebäude, in dem die Klimaanlage schon lange außer Betrieb war, weil man fürchtete, daß Sprengladungen in die Leitungen gesteckt werden könnten.
Der alte Beamte vom Gesundheitsdienst, noch einer aus der Batista-Zeit, erkannte André und rief ihn vor den anderen an den Tisch, von wo er gleich in die Kabinen für Einreisende gewiesen wurde.
Diese waren jetzt mit Soldaten der Castro-Miliz in schlechtsitzenden, verblichenen grünen Kampfanzügen besetzt. Ein Negersoldat, der sich durch einen struppigen Bart als Revolutionär auszuweisen versuchte, nahm Andrés Paß und blätterte verwirrt die reichlich bestempelten Seiten um, hielt ihn aber verkehrt herum. André nahm ihm den Paß aus der Hand, drehte ihn um und gab ihn wieder zurück.
»Diplomat«, sagte André.

Der Posten sah ihn böse an und gab den Paß einem Assistenten, der lesen konnte. Eine freie Stelle wurde gesucht und dann kräftig gestempelt.
André stand neben seinem eigenen immunen Gepäck, während Milizsoldaten das Gepäck der anderen Passagiere durchstöberten und alle englischsprachigen Zeitungen und Zeitschriften beschlagnahmten, ganz gleich, ob für oder gegen Castro.
Die Zollbeamtin, eine kleine, dicke Frau mit starkem Gesäß, die in ihren grünen Hosen lächerlich aussah, kam zu ihm herübergewatschelt und klebte die notwendigen Stempel auf sein Gepäck.
Draußen vor den Abfertigungsräumen wurde André vom französischen Botschafter in Kuba, Alain Adam, herzlich begrüßt. Der Chauffeur nahm das Gepäck, und sie gingen zum Wagen.
Alain Adam war einer der wenigen höheren Diplomaten, die Präsident La Croix' Säuberungsaktionen bisher entgangen waren, ebenso wie André. Noch waren sie im Amt, auf befristete Zeit.
Zu Dutzenden waren sie gegangen. Gute Leute. Gute Franzosen, die rücksichtslos aus ihren Ämtern geworfen wurden. Es gelang ihnen für gewöhnlich nicht, in Frankreich geeignete Posten zu finden, und von ihren mageren Pensionen konnten sie nicht leben.

Dies war Andrés erster Besuch in Kuba seit mehreren Monaten. Die Fahrt in die Stadt zeigte ihm, daß sich die Dinge noch weiter verschlechtert hatten.
Die Fabriken, angefangen bei den Werken von Goodrich und International Harvester, waren so gut wie ausgestorben.
Das Stadion war wieder in ein Konzentrationslager verwandelt worden, das mit echten oder angeblichen Feinden überfüllt war, die man nach dem Debakel in der Schweinebucht verhaftet hatte.
André ließ Alain Adam in der Botschaft zurück und nahm einen Dienstwagen, um sich Havanna mit den Augen des Geheimagenten anzusehen.
Es pulsierte nicht mehr.
Verstummt waren die schrillen Stimmen der Lotterieeinneh-

mer und die der Buchmacher, bei denen jeder echte Kubaner wettete, beim Baseball, bei Hahnenkämpfen oder bei *jai-lai-frontons.*

André vermißte die nervösen Bewegungen der *habañeros,* wenn sie zwanzigmal am Tag an den kleinen offenen Ständen starken süßen Kaffee aus löffelgroßen Tassen in einem einzigen Schluck hinunterstürzten.

Das Gebrabbel vor den billigen Bordellen unten an den Docks, wo die französische, die amerikanische und die italienische Flotte Haufen von schwankenden Matrosen an Land setzte – auch das war verstummt.

Verschwunden waren klappernde Stöckelschuhe und schwingende Hüften und die wohlgefälligen Blicke der *habañeros,* die anscheinend nichts anderes zu tun gehabt hatten, als den Frauen nachzuschauen.

Und die Spaziergänger, die auf der Uferpromenade frische Luft schöpften, ganz in schneeiges Weiß gekleidet.

Verschwunden waren die Schiffsladungen von Touristen, die die Sünde suchten und zu Sloppy Joe strömten, wo ein Dutzend Barmixer großartige Vorstellungen in der Kunst des Getränkemixens gaben.

Und *El Florida,* wo die Eingeweihten warteten, um den bärtigen Pandit der amerikanischen Literatur anstaunen zu können. *El Florida,* das in edler Weise seine heilige Mission erfüllt hatte, das Daiquiri-Rezept über die amerikanische Prohibition hinwegzuretten. Und während der Prohibition kamen die Luxusjachten, um die Freuden zu genießen, die das Sodom der westlichen Hemisphäre zu bieten hatte.

Verschwunden waren die Vergnügungen der Touristinnen in der Stadt, in der sie unanständig sein durften. Die pornographischen Kinos und die menschlichen Hengstschauen.

Bedeutungslos geworden waren der größte Nachtclub der Welt, das *Tropicana,* und die vornehmen Restaurants, *Monseigneur, Crystal Palace* und all die anderen, wo die delikaten Morro-Krabben mit Mayonnaise vor den Augen der Gäste am Tisch zubereitet wurden.

All diese Dinge, die Havanna zu einem Sündenbabel gemacht und ihm Leben eingehaucht hatten, waren vergangen.

Statt dessen patrouillierten finstere bärtige Revolutionäre in den Straßen und unter den Arkaden.
Die Prostituierten waren alle in dem einstmals eleganten Hotel *Nacional* interniert worden, wo sie zu nützlichen Bürgerinnen und Mitgliedern der neuen Gesellschaft umerzogen werden sollten. Sie wurden als Kraftfahrerinnen losgelassen, und bald waren die Landstraßen mit zertrümmerten Lastwagen besät.
Die feinen Läden entlang dem Pasco de Marti am Prado Boulevard, die einst Krokodilleder, Tabak, Alkoholika und andere einheimische Erzeugnisse in Hülle und Fülle angeboten hatten, waren entweder verkommen oder leer, oder die Rollos waren herabgelassen.
Das Kapitol, ein Gebäude aus Marmor, kostbaren Hölzern und vergoldeter Bronze, dem Kapitol in Washington nachgebildet, war zu einer grotesken Tauschzentrale degradiert worden.
Abreisende Flüchtlinge wurden gezwungen, fast ihre ganze persönliche Habe abzuliefern. Die Sachen wurden in den Hallen, Fluren und Galerien des Kapitols gelagert, sortiert und verkauft. Babyschuhe, Augengläser, Hosen, Büstenhalter, Sandalen, Panamahüte, Schmucksachen, alles in Marmorgängen gestapelt – wie in den Lagerschuppen von Auschwitz.

André fuhr durch den Tunnel zum Castillo del Morro und zum Castillo de la Cabaña, den beiden Festungen an der Hafeneinfahrt. Dort standen Tausende Kubaner in düsterem Schweigen und warteten darauf, einen Blick auf einen Verwandten werfen zu können, der in den früheren Nationalheiligtümern eingesperrt war. Die Kerker des Castillo del Morro waren wieder einmal überfüllt. Und Tausende wurden in die trockenen Gräben der Cabaña geworfen, in das »schwarze Loch unter freiem Himmel«. Man ließ sie dort in der sengenden Sonne sterben, fast ohne Wasser und sanitäre Einrichtungen, und sie kämpften wie die Ratten um die Abfälle, die von den Milizsoldaten zu ihnen hinuntergeworfen wurden.
Alte Leute waren in diesen Gräben. Alte Leute, die nach Kuba gekommen waren, um ihren Lebensabend in diesem Sonnenland zu verbringen. Jetzt waren sie Gegner der Revolution. Viele Amerikaner waren darunter.

Castro machte keinen Versuch, Häftlinge zu verbergen. Sie wurden überallhin gesteckt. Tausende ... Zehntausende ... Die ehemaligen Luxushotels waren mit Stacheldraht eingezäunt und zu verlausten Herbergen herabgesunken.
Ein besonderer Ausdruck des Hasses war die Beseitigung des Denkmals für das Schlachtschiff *Maine*, ein Zeugnis für amerikanische Hilfe bei der Befreiung von spanischer Herrschaft.
Und all das ließ den brutalen Diktator Batista neben Fidel Castro noch als einen gütigen Herrscher erscheinen.

André Devereaux kehrte in sein Zimmer in der Botschaft zurück, um auszupacken. Alain Adam kam mit einer Nachricht. André lächelte, als er sie las. Sie war von Juanita de Córdoba. Sie erwartete ihn.

18

Muñoz, Schlächter von Havanna und Henker der Revolution, hielt Gericht in seinem Büro in dem gefürchteten Grünen Haus in der Avenida Quinta.
Muñoz hatte unschuldige braune Augen, Babywangen und eine Liebenswürdigkeit, hinter der sich die Brutalität verbarg, mit der er Castro diente. Das G-2-Hauptquartier war in eine Schreckenskammer verwandelt worden, die für die prominenten Gegner der Revolution reserviert war. Hier wurden in Räumen, die einen fürchterlichen Gestank ausströmten, Geständnisse erpreßt.
Muñoz bemerkte den Gestank nicht mehr, denn der Hauch des Todes gehörte zu ihm. Die eigenhändige Folterung seiner Opfer hatte alle menschlichen Gefühle in ihm abgetötet.
Sein Besucher war Oleg Gorgoni, Resident der sowjetischen Botschaft in Havanna und zweithöchster KGB-Offizier in der westlichen Hemisphäre.
»Auf André Devereaux muß man achtgeben«, verlangte Gor-

goni. »Sie kennen seine Vergangenheit und seine Sympathien. Außerdem trauen wir dieser Frau nicht, mit der er immer zusammen ist, dieser Juanita de Córdoba.«
Muñoz blickte so drohend auf, daß es Gorgoni plötzlich die Sprache verschlug. »Sie verdächtigen jeden. Aber Sie sind nicht Chef der kubanischen G-2, Genosse. Wenn Sie keine Beweise gegen Juanita liefern können, rate ich Ihnen, den Mund zu halten.«
Muñoz war bis an die Grenze seiner Macht gegangen. Er konnte mit kleinen Fischen umspringen, sie anbrüllen und verdonnern, aber man konnte nicht einen hochstehenden französischen Diplomaten abmurksen, und man spielte nicht mit Juanita de Córdoba. Fidel würde ihn den Haien vorwerfen, wenn er da einen Fehler machte. Sicher, der Genosse Resident hatte einen begründeten Verdacht, aber es war eine Entscheidung, die er auf keinen Fall allein treffen wollte.
»Wir treten jetzt in eine kritische Phase ein«, bohrte Gorgoni weiter. »Können wir denn wissen, ob der NATO-Geheimdienst Devereaux nicht losgeschickt hat, um zu spionieren, während wir die Raketen herbringen? Was geschieht, wenn er sie entdeckt, bevor sie einsatzbereit sind?«
Muñoz wollte sich nicht gern auf etwas Riskantes einlassen. Er sah lange und nachdenklich zum Fenster hinaus, auf den eisernen Zaun, der das Grüne Haus umgab.
Er konnte direkt zu Fidel gehen und sich Anweisungen holen, aber die Geschichte wurde kompliziert durch Rico Parra und seine Gelüste auf Juanita. Wenn ich Juanita verhaften lasse, dachte Muñoz, könnte sich dieser verfluchte Parra an mir rächen – er ist ein verrückter Hund.
Andererseits, überlegte Muñoz, würde Parra den Franzosen gewiß gern aus dem Weg räumen. Natürlich beschränkte Juanita ihre Gunstbeweise nicht auf Devereaux, aber wenn er beseitigt wäre, würde ihr Widerstand gegen Parra vielleicht erlahmen.
Auf jeden Fall, dachte Muñoz, ist das alles Rico Parras Angelegenheit, und er beschloß, ihm die ganze Sache aufzuladen.
»In Ordnung, Genosse«, sagte Muñoz zu dem Russen. »Ich werde die Sache in die Wege leiten.«

19

Die Schwester rollte Boris Kuznetow in ein großes Zimmer, das für Konferenzen hergerichtet worden war. Sie schob seinen Stuhl an das Kopfende des Tisches. Die Schwester sprach Russisch und gehörte dem ININ an. Sie blieb in der Nähe, für den Fall, daß Kuznetow sie brauchte.

Boris sah über den Tisch und musterte seine Gegenspieler. Michael Nordstrom, den er für rücksichtsvoll hielt, saß ihm gegenüber. Sicher konnte Nordstrom bei den meisten Konferenzen nicht zugegen sein. Er würde ihn vermissen.

Zwischen Nordstrom und Kuznetow saßen vier Männer, zwei auf jeder Seite des Tisches, wohlversorgt mit Schreibblocks, Federhaltern, Aschbechern, Wasserkaraffen, Nachschlagewerken und Landkarten.

Nordstrom und sein Team waren vom Arzt eindringlich ermahnt worden, Kuznetow nicht zu sehr in die Zange zu nehmen oder ihn aufzuregen. Das Verhör würde also viel milder als normalerweise geführt werden müssen.

»Mr. Jaffe, Frankreichabteilung beim ININ«, stellte Nordstrom vor. Er wird nichts gegen Jaffe haben, dachte Nordstrom.

»Mr. W. Smith, Rußlandabteilung beim ININ.« Von W. Smith hatte Kuznetow schon gehört, und er sollte noch viel mehr von ihm hören.

»Dr. Billings, unser Experte für sowjetische Wirtschafts- und Militärangelegenheiten.« Billings machte einen milden Eindruck, aber die Fragen, die er stellte, waren scharfsinnig und treffend.

Der letzte wurde vorgestellt. »Mr. Kramer, Spionageabwehr.« Immer der Feind.

Dr. Billings sprach zuerst. Seine Art war wirklich milde. »Meine Kollegen und ich sprechen fließend Russisch. Mr. Nordstrom beherrscht die Sprache nur mittelmäßig, aber er wird nicht oft hier sein. Die Unterredung wird in Ihrer Sprache geführt.«

Kuznetow nickte.

»Wir alle kennen Ihre Lage«, sagte Nordstrom. »Wir haben es nicht eilig, wenn Sie müde werden, sagen Sie uns Bescheid.«
»Sie haben doch diesen Herren mitgeteilt, daß ich über vieles nicht sprechen werde, solange Devereaux nicht zugegen ist?« fragte Boris.
»Wir sind alle darüber informiert«, sagte W. Smith und stützte sich dabei auf die Ellbogen, als wollte er Kuznetow besser in die Augen sehen können. »Stört Sie Zigarettenrauch?«
»An Tabak ist mir nur erlaubt, was andere Leute in meiner Gegenwart rauchen. Blasen Sie also bitte den Rauch in meine Richtung!«
»Sie haben sicher das Tonbandgerät hier gesehen«, sagte Nordstrom. »Alle Bänder werden abgeschrieben und dann ins Englische übersetzt. Sie können Berichtigungen vornehmen, nachdem Sie das Transkript gelesen haben. Sind Sie damit einverstanden?«
Boris stimmte schnell zu, dankbar, daß die ganze Geschichte ohne Polizeistaatmethoden oder Drohungen durchgeführt werden sollte.
»Bitte schießen Sie los, meine Herren!« sagte Nordstrom.
»Ich werde anfangen«, sagte Kramer von der Abwehr, während er seine Notizen überflog.
»Name?«
»Boris Alexandrowitsch Kuznetow.
»Decknamen?«
»Ich habe viele, aber das kommt später.«
»Geburtsort?«
»Smolensk.«
»Geburtsjahr?«
»Neunzehnhundertsechzehn. Ein Revolutionskind.«
»Familie?«
»Meine Mutter starb, als ich drei Jahre alt war. Da hatte ich noch meinen Vater, eine Schwester und einen älteren Bruder.«
»Hat Ihr Vater an der Revolution teilgenommen?«
»Nein, er hatte kein Interesse daran. Er war Zimmermann, wie der Vater von Jesus.«
Als Kramer sich ein Lächeln nicht verkneifen konnte, übernahm Dr. Billings das Verhör, langsamer und leiser.

»Ihre Schulbildung. Wo haben Sie die Volksschule besucht?«
»In Smolensk.«
»Welche Nummer hatte Ihre Schule?« – eine Zwischenfrage von W. Smith, der am unteren Ende des Tisches saß.
»Zweiundsechzig.«
»Wo stand sie?« fragte W. Smith.
»Puschkin-Allee, in der Nähe der Brofka-Straße.«
»Da war eine Tabakfabrik etwa einen Häuserblock entfernt, nicht wahr?«
»Nein. Keine Tabakfabrik.«
»Meine Unterlagen zeigen eine Tabakfabrik.«
»Dann stimmen Ihre Unterlagen nicht.«
»Ihre Schule war ein vierstöckiges Gebäude«, sagte Kramer.
»Nein, zweistöckig. Sie hätte dringend einen neuen Anstrich gebraucht.«
»Würden Sie uns die Restaurants in Ihrer Gegend nennen?«
Er gab sie an. Smolensk wurde gründlich unter die Lupe genommen, Straße für Straße.
Sie stellten ihm eine Reihe von Fragen, die schließlich das Bild einer normalen, armen, arbeitsamen Familie, ohne tiefere Beziehung zur sowjetischen Politik, ergaben.
»Wann begannen Sie sich für den Kommunismus zu interessieren?« fragte Dr. Billings.
»Nun, in dieser Zeit mußte man sich für etwas entscheiden. Während der Konterrevolution sympathisierten wir mit den Roten, gegen die Weißen. Wir wurden Mitglieder der Pioniere, zuerst mein Bruder, dann ich, als die Roten die Macht übernommen hatten. Allerdings waren die Pioniere oder die Jugendbewegungen zuerst nicht gut organisiert. Mein wirkliches Interesse begann, als ich 1931 ins Gymnasium eintrat. Ich trat dem Komsomol bei und war in unserer Einheit recht aktiv.«
»Sie gingen in Smolensk ins Gymnasium?« – »Ja.«
W. Smith, der Rußlandexperte, leitete das Verhör zum großen Teil und stellte eine Menge Fangfragen. Boris ließ sich nicht aufs Glatteis führen. Gelegentlich zeigte er galligen Humor und gab ihnen eins drauf.
»Nun, welche Stellung hatten Sie vor Ihrem Übertritt?« fragte Kramer plötzlich, weit vorgreifend.

»Erstens, Mr. Kramer, bin ich nicht übergetreten. Man tritt aus freien Stücken über. Ich floh, um mein Leben zu retten, ich hatte keine Wahl. Zweitens werde ich diese Frage nicht beantworten, bevor Mr. Devereaux hier ist.«
Sowohl W. Smith als auch Kramer bewiesen gründliche Rußlandkenntnisse, während sie seine höhere Schulbildung mit ihm durchgingen. Am Ende der vierten Stunde sah er Michael Nordstrom erwartungsvoll an. Seine Krankenschwester nahm das Signal sofort wahr und erklärte, daß es für diesmal genug sei.

20

Einige Monate vor dem Unternehmen in der Schweinebucht kam jener Abend in Juanita de Córdobas Villa, an dem sich ganz neue Beziehungen zwischen ihr und André ergaben.
Juanita war traurig und deprimiert, weil ihre Söhne zur Ausbildung in die Schweiz abgereist waren.
Auch André war in schlechter Verfassung. Auf den ersten Anfall von Narkolepsie waren harte Auseinandersetzungen mit Nicole gefolgt. Er war sehr niedergeschlagen, als er in Havanna ankam.
Juanita de Córdoba war eine hinreißende Frau. Sie konnte strenge Frisuren, exotische Farben und kostbare Juwelen tragen – ein Beispiel vollkommener lateinamerikanischer Weiblichkeit.
An jenem Abend saßen sie lange still auf der Terrasse und sahen zu, wie die Sonne im Meer versank. Es war ein vertrauter Ort für sie. Sie hatten hier oft gesessen, als Héctor noch lebte, und später, als André den Spionagering aufbaute und ausbildete. Die Schatten der Nacht sanken herab, und plötzlich fing Juanita an zu weinen.
André legte seinen Arm um sie, um sie zu trösten. Obwohl er

Mitleid mit ihr hatte, erregten ihn die Berührung, die Seide, der Duft und die Weichheit der Frau.
Er hielt sie von sich und sah sie an. Er war verwirrt. »Juanita?«
Sie nickte. Sie fühlte wie er. Es war alles so einfach und natürlich.
André, der ein anspruchsvoller, vielgereister und erfahrener Mann war, hatte den Zauber Europas, Lateinamerikas und Nordafrikas kennengelernt. Es schien ihm unwahrscheinlich, daß ihn eine weitere Liebesaffäre tief bewegen würde. Doch er liebte Juanita de Córdoba auf eine Weise, die es ihm unmöglich machte, sie leicht abzutun. Er wünschte es auch nicht. Mit Juanita hatte er gegen sein eigenes Gesetz verstoßen, sich nie eine emotionale Bindung an eine Frau zu gestatten. Aber sogar nach dem ersten Trennungsschmerz gelang es ihm nicht, der Sache ein Ende zu setzen.
Kubaner sind lebensfrohe Menschen. Als die Trauerzeit für Juanita zu Ende ging, erlaubte man ihr ohne weiteres, daß sie sich in diskreter Weise einen Liebhaber nahm.
Zu André Devereaux' Aufgeschlossenheit gegenüber weltlichen Genüssen kam auch ein kräftiger Schuß männlicher Eitelkeit. Juanita hielt sich an die Grundregeln, daß sie nie Forderungen stellen durfte, für kubanische Verhältnisse ausreichende Verschwiegenheit wahren, immer mit dem Ende der Affäre rechnen und es dann mit Haltung hinnehmen mußte.
Zwischen ihnen entwickelte sich ein Verhältnis stummen Einverständnisses ohne Schwüre und Versprechungen.
So bequem dieser Zustand für André auch war, er fand ihn irgendwie unannehmbar. Im geheimen gestand er sich, daß er ihre Liebe gewinnen wollte. Er wünschte sich, ihr ein so tiefes Gefühl abzuringen, daß sie einsam sei und sich nach ihm sehnen mußte, wenn er nicht bei ihr war.
Es gab ein jähes Erwachen für ihn, als sie sich mit dem venezolanischen Magnaten Fernando Iglasias einließ und verschiedentlich als Gastgeberin auf seiner berühmten Jacht fungierte – bei seinen legendären Bordparties auf Kreuzfahrten im Karibischen Meer.
Es gab noch einen anderen Mann, der oft in Verbindung mit

Juanita genannt wurde. Manganaro, ein italienischer Industrieller, der häufig nach Kuba kam. Als sein Werk dort enteignet und verstaatlicht wurde, eröffnete er ein neues auf Jamaika, wo Juanita ihn besuchte.
André Devereaux redete sich ein, daß er der einzige Mann in ihrem Leben sei, der zählte. Doch konnte er seinen Schmerz nicht verhehlen, als er von den beiden anderen erfuhr.
Er versuchte vernünftig zu sein. Juanita war eine Frau voller Sehnsucht und Verlangen. Vielleicht würde sie ihm treu sein, wenn er ihr seine Liebe gestand. Da er aber die meiste Zeit von Kuba abwesend war, konnte er nicht erwarten, daß sie dasitzen und auf ihn warten würde.
Und solange sie für ihn allein da war, wenn er sich in Kuba aufhielt, und ihm weiter ihre Zärtlichkeiten schenkte, konnte er nicht mehr verlangen.
Es war ein schwerer Schlag für ihn, als er unerwartet aus Südamerika kam und erfuhr, daß sie mit Iglasias unterwegs war. André war viel tiefer verwundet, als eine vorübergehende Affäre rechtfertigte. Außerdem machte er einen grundlegenden Fehler. Ein Geheimagent durfte sich nie verlieben! Das war die Grundregel.
Aber er liebte sie wirklich, damals erkannte er es. Und er mußte weiter schweigen. Er hatte keine Rechte und konnte keine Forderungen stellen.
Und in aller Augen blieb er einfach ein charmanter französischer Diplomat, der in ihrem Leben auftauchte und wieder verschwand – wie andere auch.

Nachdem André seine Inspektionsfahrt durch Havanna beendet und mit Alain Adam und dem französischen Stab konferiert hatte, wußte er, daß ihn diesmal Schwierigkeiten erwarteten.
Die Notwendigkeit, die Raketen unbedingt geheimzuhalten, würde die Kubaner zwingen, ihn streng zu überwachen. Sollten sie ihm hinter die Schliche kommen, könnten sie versuchen, ihn beiseite zu schaffen. Er verließ die Botschaft, um zu Juanita zu gehen. Besonders um sie hatte er Angst. Aber wie seine unerklärte Liebe, so blieb auch die Gefahr in ihren Gesprächen

unerwähnt. Sie kannte die Risiken von Anfang an, und es sollte nie darüber gesprochen werden.

Und wie stand es mit Rico Parras gefährlichem Verlangen nach ihr? Das konnte jederzeit zu einer Explosion führen. Als er westlich der Stadt in die Berge fuhr, erfaßte ihn das schreckliche Gefühl, daß seine Affäre mit Juanita de Córdoba zu Ende ging, nun da auch ihr gemeinsamer Kampf gegen Castro sich dem Ende näherte.

Sie stand an der Tür, als er die Villa erreichte. Die freudige Erregung war stärker als je zuvor. Sie umarmten und umklammerten sich ungestüm. Ihre Finger krallten sich nervös in seinen Rücken, seine Finger fuhren durch ihr schwarzes Haar und über ihre Wangen, und ihre Lippen fanden sich immer wieder. Endlich verebbte die Leidenschaft in zufriedenen Seufzern. Sie hatten sich überzeugt, daß ihr Zusammensein Wirklichkeit war.

Juanita schob ihm einen Zettel zu, bevor er sprechen konnte. Darauf stand, er solle äußerst vorsichtig sein, da sie vermute, das Haus werde überwacht und möglicherweise auch abgehört. Er steckte das Papier in die Tasche, legte seinen Arm um ihre Hüfte, und sie schlenderten zur Veranda und sprachen über belanglose Dinge. Ihre Glut mußte eingedämmt werden bis später.

Am Abend gingen sie wie gewöhnlich in aller Öffentlichkeit zum Essen.

Das einzige anständige Restaurant in einer Stadt, die einst so viele gute Speiselokale beherbergt hatte, war das *La Torre* im obersten Geschoß eines Mietshauses. Die kubanische Regierung hatte es eingerichtet, nachdem vom diplomatischen Corps zahlreiche Beschwerden über die armselige Versorgung eingegangen waren.

Da viele Diplomaten das *La Torre* besuchten, war der Raum reichlich mit Abhörgeräten ausgestattet. Diese Kriegslist Muñoz' und der G-2 war plump, aber André benutzte gern die Gelegenheit, um falsche Informationen auszustreuen. Vieles von dem, was er sagte, nahmen ihm die Kubaner und die Russen nicht ab, aber es konnte immerhin Verwirrung stiften.

Während des Essens setzten sie die belanglose Konversation fort. Juanita sprach von den Briefen, die sie von ihren Söhnen

aus der Schweiz bekommen hatte. In der Schule ging es ihnen gut, sie freuten sich auf die Skisaison und auf den bevorstehenden Besuch ihrer Mutter. Ob André in Europa sein könne, wenn sie hinfahre?
Er gab keine solchen Versprechen mehr, denn er hatte sie schon zu oft brechen müssen.
Sie unterhielten sich über die letzten Veränderungen in Washington und New York und über den oberflächlichen gesellschaftlichen Betrieb in Havanna.
Ein durchdringender Pfiff ließ plötzlich jede Bewegung im Restaurant erstarren.
Am Eingang stand Rico Parra, flankiert von einem halben Dutzend Castro-Soldaten.
Als wollte er sichergehen, daß sein Erscheinen nicht unbemerkt blieb, schrie er den verstörten Ober an. Er ging mit seinen Leuten quer durch das Restaurant, und sie verqualmten die Luft mit ihren Zigarren. Parra blieb vor dem Tisch stehen, an dem André und Juanita saßen.
André stand auf und streckte ihm die Hand entgegen. Sie wurde übersehen. Parra sah finster von Juanita zu dem Franzosen. Er biß die Zähne zusammen, so daß die Muskeln an seinem Kinn hervortraten.
»Ich möchte Sie sprechen – sofort«, fauchte er Juanita an.
André ging langsam um den Tisch herum, so daß er zwischen Rico und Juanita stand. »Nicht heute abend, Señor Parra«, sagte er leise.
Der Kubaner blickte ihn drohend an. André rührte sich nicht. Parra lachte kurz und hart auf, machte auf dem Absatz kehrt und verließ das *La Torre* mit seinem verdutzten Gefolge.
André setzte sich wieder hin, lächelte Juanita beruhigend an, nahm ihre Hand und küßte sie.
»Hallo, haben Sie etwas dagegen, wenn wir uns auf einen Drink zu Ihnen setzen?«
Der französische Botschafter und seine Frau Blanche waren ihnen im Augenblick sehr willkommen.
»Ich habe einen neuen Film von den Festspielen in Cannes«, sagte Adam. »Wollen wir nicht in die Botschaft gehen und ihn uns vorführen lassen?«

»Nicht heute abend, Alain«, sagte Juanita.
»Seien Sie keine Spaßverderberin! Der Cognac in meinem Haus ist immer noch echter französischer.«
Juanita gab nach.
»Übrigens, Juanita«, sagte Blanche, »die Chinesen haben einen neuen Ersten Sekretär. Schrecklich kluger Mann. Wir geben nächsten Freitag eine Cocktailparty für ihn. Vielleicht möchten Sie ihn kennenlernen. Nun, da Frankreich und China sich vielleicht gegenseitig anerkennen werden, sollten wir mit ihnen bekannt werden.«
»Ja, ich werde gern kommen«, erwiderte Juanita.
»Wenn Sie mich fragen, ich halte es für dumm von den Amerikanern, den Chinesen die Anerkennung zu versagen. Sie werden sie nicht auf ewig von der UNO ausschließen können.«
So ging die Konversation weiter, allein der Abhöranlage der G-2 zu Gefallen. Und dann verließen die vier gemeinsam das Restaurant.
Im Wagen, auf dem Weg zur Botschaft, empörte sich Juanita nachträglich über den Auftritt mit Rico Parra.
»Es würde mir größtes Vergnügen bereiten«, sagte André, »ihm den Bart auszureißen, Haar um Haar, aber leider muß ich meinen Heldenmut in diesem Land unterdrücken.«
»Er ist der Schlimmste von der ganzen Bande«, sagte Juanita unter Tränen. »Er ist ein gemeiner Schuft, er ist gefährlich.«
Im Schutz der französischen Botschaft konnten sie das Versteckspiel aufgeben. Nachdem Blanche ihnen Cognac eingeschenkt hatte, entschuldigte sie sich und zog sich aus dem Amtszimmer ihres Mannes zurück.
»Was ist los, André?« fragte Alain. »Irgend etwas riecht hier schon seit Wochen brenzlig.«
»Gestern wurde der Hafen von Viriel für alle auswärtigen Schiffe gesperrt. Auf der Finca San José in Pinar del Rio werden Wälder ausgelichtet, eine heftige Bautätigkeit hat eingesetzt.«
»Was hat das alles zu bedeuten?«
»Die Vereinigten Staaten vermuten, daß die Russen Offensivwaffen nach Kuba bringen, und ich bin hier, um es auszukundschaften.«

»Guter Gott!« stieß Alain hervor.
»Das könnte Krieg bedeuten«, sagte Juanita.
»Ja, das könnte es«, bestätigte André. »Die beste Möglichkeit, einen Krieg zu vermeiden, wäre, die Raketen zu finden und ihr Vorhandensein zu veröffentlichen, bevor sie einsatzbereit sind. Juanita, alles, was wir in den vergangenen zwei Jahren aufgebaut haben, muß sich jetzt bezahlt machen.«
»Da hat man uns was aufgepackt, mein Lieber«, antwortete sie. »Ich habe Vertrauen zu unseren Leuten, André. Wir werden es schon schaffen.«
André nickte. »Alain, Blanche sollte Juanita und mir so oft wie möglich Gelegenheit geben, uns hier zu treffen, damit ich ihr Anweisungen erteilen kann. In ihrem Haus ist das nicht mehr möglich.«
Der Botschafter nickte.
»Nachrichten werden in der üblichen Weise übermittelt. Alle weiteren Besprechungen werden in diesem Zimmer stattfinden. Das Wichtigste ist jetzt zunächst die Überwachung des Hafens«, sagte André.
»Ich werde morgen einen Ausflug machen und unsere Freunde aufsuchen«, erklärte Juanita. »Es sind tüchtige Burschen, absolut zuverlässig. Du kannst mir glauben, daß nichts von See her in den Hafen kommen und nichts hinausgehen wird, ohne daß sie es merken.«
Als die beiden Männer allein waren und all die anderen Geschäfte erledigt hatten, schob Alain Adam die Papiere auf seinem Schreibtisch beiseite und füllte noch einmal die Cognacgläser.
»Sie ist eine bemerkenswerte Frau, André – eine prächtige Seele ... André, Sie und ich sind nun schon sehr lange Kampfgenossen. Ich spüre etwas ganz anderes dahinter. Lieben Sie sie sehr?«
Andrés Gesicht wurde ernst.
»Ja«, sagte er leise, »ich liebe sie sehr – und ich habe es ihr noch nie gesagt und werde es vielleicht auch niemals tun. Wie schade. Wie verdammt schade. Unsere Zeit – ist wohl abgelaufen.«

Der aufregende Tag war vorbei. Die Erwartung lag hinter ihnen. Jetzt, da sie allein, nur als Mann und Frau zusammen waren, war weder Wildheit noch Raserei in ihnen. Eine wundervolle Ruhe legte sich über André und Juanita, und sie genossen den seltenen Moment der vollkommenen Zufriedenheit.
Kein Wort wurde gesprochen, es waren auch keine Worte notwendig.
Ihre Hände, ihre Münder, ihre Leiber sprachen in einer Weise, die viel schöner war als je zuvor.
Und als der Höhepunkt da war, brach Juanita schließlich zusammen, zitterte und weinte eine Stunde lang und ließ ihn nicht los, bis sie sich wieder in Liebe vereinigten. Er verfiel in einen schönen Traum, während ihre Finger die Spannung aus seinen Nackenmuskeln wegmassierten.
Er erwachte von einem kühlen Luftzug, der über seinen Körper strich, und sah, daß eine Brise von der See her die Gardine ins Zimmer wehte. Er hatte in ihren Armen gelegen, an ihrer Brust . . . die ganze Nacht . . . in der Stellung, in der sie eingeschlafen waren.
Juanita sagte ihm, daß sie ihn liebe, und sie weinte wieder. Auf seine Frage, warum sie weine, antwortete sie: »Vor Glück.«
André wußte nun, daß sie genauso empfand wie er. War es nicht immer so gewesen? Hatte sie nicht ihre Gefühle verborgen, um sich vor Leid zu bewahren?
Aber die Zeit war verronnen. Es blieb nicht mehr viel für ihr Zusammensein. Sie brauchte ihre Gefühle nicht länger vor ihm zu verbergen.

21

Als sie vor einem Jahr durch Viriel gefahren war, hatte Juanita de Córdoba den Mendoza-Brüdern die traurige Nachricht überbracht.

Carlos und Shuey Mendoza mußten erfahren, daß ihr geliebter Vater in Castros Konzentrationslager auf der Isla de Pinos, der Kieferninsel, geschickt worden war, nachdem man ihn ohne Gerichtsverfahren zum Gegner der Revolution gestempelt hatte. Er wurde erschossen, unter dem üblichen Vorwand, daß der Häftling einen Fluchtversuch unternommen habe. Es war einfacher, glatter Mord, und jeder wußte das. Danach war es für Juanita nicht schwierig gewesen, Carlos und Shuey für die Spionageorganisation anzuwerben.

Früher hatte die Mendoza-Familie beträchtliche Anteile an der Schiffahrt von Viriel besessen. Castro hatte ihre Firma enteignet.

Aber Carlos und Shuey waren dort geboren und hatten ihr Leben lang dort gewohnt. Sie kannten den alten Hafen wie ihre Hosentaschen.

Einen Tag, nachdem André Devereaux in Havanna angekommen war und Juanita Instruktionen gegeben hatte, fuhr sie nach Viriel und besuchte die Mendoza-Brüder. Sie brachte ihnen Kameras und Ferngläser und gab ihnen den Auftrag, den Hafen Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen.

Am dritten Abend ihrer Wache liefen vier russische Schiffe – *Pinsk*, *Margraw*, *Georgia* und *Wladiwostok* – vor einem nahenden Sturm in den verfallenen Hafen ein. Es war genau der Typ von Schiffen, nach denen sie Ausschau halten sollten. Sie waren außergewöhnlich breit, da sie ursprünglich für den Holztransport gebaut worden waren. Alle Straßen zum Hafengelände wurden von Soldaten der kubanischen Armee gegen die Stadt abgeriegelt. Kein Kubaner durfte den Hafen betreten.

Russische Truppen in Bataillonsstärke entstiegen den vier Schiffen und übernahmen die Bewachung des Hafengeländes sowie die Entladung.

Bei Castro-Kundgebungen sah man große Bilder der russischen und kubanischen Brüder, die sich die Hände schüttelten, sich umarmten, mit erhobenen Fäusten Seite an Seite standen, zum Zeichen der Verbrüderung zwischen Weiß und Schwarz. Die marschierenden Brüder sahen grimmig und entschlossen aus. Die sich umarmenden Brüder lächelten – Genossen in dieser großartigen neuen Welt der Revolution.

Aber in Viriel wunderten sich die Kubaner, denn die Sowjets straften die Plakate Lügen, indem sie sich hochnäsig und abweisend verhielten. Viele solche merkwürdigen Dinge waren seit der Revolution geschehen. Die örtlichen Komitees berichteten der Bevölkerung, daß die Ankunft der russischen Truppen einen Fortschritt bedeute.

Doch die Einwohner von Viriel erinnerten sich noch an die schneidigen Marineinfanteristen von Guantánamo und an die amerikanischen Matrosen, die früher in ihrem kleinen Hafen eingetroffen waren. Das waren andere Männer. Wild und frei, wie die Kubaner selbst. Aber in diesen Tagen stellte man keine Fragen mehr.

Die Ankunft der Russen hatte furchterregende Begleitumstände. Den Kubanern wurde der Zugang zu ihren eigenen Grundstücken in ihrem eigenen Land verwehrt. Sie hatten keinen Zutritt zu den Hotels und Bars in Viriel, in denen die Russen untergebracht waren. Nicht einmal die Prostituierten wurden eingelassen. Tagsüber lagen die vier Schiffe vor Anker. Nur während der Nacht, wenn andere Leute schliefen, wurde ihre Ladung gelöscht.

Aber Carlos und Shuey Mendoza schliefen nicht. Sie hockten in den Felsen der Steilküste, die Viriel umgab. In der ersten Nacht war der Mond hinter Wolken verborgen, und ein Unwetter wühlte die See auf. Bei Tag schliefen die Brüder abwechselnd und benutzten die Telefoto-Ausrüstung, die Juanita de Córdoba ihnen gebracht hatte.

In der zweiten Nacht ihrer Wache beruhigte sich die See, und es war mondhell. Shuey Mendoza kroch vorsichtig aus dem Versteck und kletterte den zerklüfteten Steilhang hinab zum Wasser. Abwechselnd tauchend und mit leisen Bewegungen schwimmend erreichte er die Pfähle der Pier und kroch ungesehen darunter. Er kannte jeden Winkel und jedes Loch. Als der Mond hinter einer Wolke verschwand, kroch er auf die Pier und versteckte sich in einem Stapel Bauholz.

Carlos wartete bis zwei Stunden vor Tagesanbruch und schwamm dann eine kurze Strecke bis zu dem alten Wrack eines Schiffes, das nur hundert Meter neben der Hafeneinfahrt auf die Felsen aufgelaufen war.

Beide hatten ihre Kameras, in Plastik verpackt, mitgenommen und machten in kurzen Zeitabständen Aufnahmen von der Ladung, die während der Nachtstunden gelöscht worden war und jetzt auf dem Kai stand.
So hielten sie vierundzwanzig Stunden aus, und in der dritten Nacht schwammen sie zurück zur Steilküste.

22

Am folgenden Tag kaufte Rosa Mateos, die Frau des Apothekers von Matanzas, dem alten Händler vor der Friedhofsmauer einen Blumenstrauß ab. Sie zupfte ihr Schultertuch zurecht und betrat den alten Friedhof. Der nasse Boden und das Laub gaben unter ihren Füßen nach. Sie sah sich um. Der Friedhof war menschenleer.
Rosa Mateos ging zur dritten Grabsteinreihe im neuen Teil bei dem Mangohain und zählte still für sich die Gräber. Zehn – elf – zwölf – dreizehn – vierzehn. Sie blieb stehen, kniete nieder und legte die Blumen neben den Sockel des Steins.

HIER LIEGT IGNACIO GOMEZ
GESTORBEN 1947
BETRAUERT VON SEINER EHEFRAU UND
SEINEN SÖHNEN
GOTT SEI SEINER SEELE GNÄDIG!

Rosa beklopfte die Erde um den Stein, bis sie einen Riß im Sockel spürte. Sie zog ein loses Stück heraus, und ihre Finger fanden schließlich, wonach sie suchte. Sie zog einen Plastikbeutel heraus, der die Filme der Mendoza-Brüder enthielt.
Sie schob das Päckchen schnell in ihr Schultertuch, setzte das Steinstück wieder ein, betete, bekreuzigte sich und verließ den Friedhof.

An diesem Abend trat ihr Mann, Humberto Mateos, der Apotheker von Matanzas, seine wöchentliche Reise nach Havanna an, um die Medikamente zu besorgen, die für einige Patienten gebraucht wurden. So verlangte es die Bürokratie, seit Castro die Apotheken verstaatlicht hatte.
Bei Amelia Valencia, einer Pharmazeutin bei der Staatlichen Pharmazie Nr. 15 in Havanna, lieferte er seine Bestellungen ab – zusammen mit den Filmen.
Während der Nachmittagspause ging Amelia Valencia auf den alten Markt von Havanna, wo sie oft während ihrer Freizeit einkaufte. Zuerst ging sie zum Sandalenmacher und unternahm einen vergeblichen Versuch, ein Paar anständige Sandalen zu kaufen. Seit der Revolution waren seine Erzeugnisse miserabel geworden.
Dann ging sie zum Stand des Geflügelhändlers Jesús Morelos und übergab ihm die Filme.
Jesús Morelos steckte das Päckchen in ein Huhn, nähte es zu und legte es beiseite.
Später an diesem Nachmittag besuchte Maggie, Juanita de Córdobas farbige Köchin, ebenfalls den Stand von Jesús Morelos. So gelangte das Huhn samt Inhalt zu Juanita de Córdoba.

23

Dies waren die längsten und aufregendsten Tage in Andrés Leben. Für einen Geheimdienstchef gibt es keine Erholungspausen von dem immerwährenden Druck. Es gibt für ihn keine Faustkämpfe, keine Schießereien, kein Klettern über Balkone, keine Entführungen von Jungfrauen, keine Akrobatik, keine Karateschläge, keine elektronischen Wunderapparate.
Der ständige Druck erforderte stillen Mut und die gehirnauslaugende Arbeit, einen fähigen und gefährlichen Gegner mit jedem Gedanken und allen Manövern auszuspielen.

Als die bewegende Kraft hinter dem Unternehmen war André dazu verurteilt, in quälender Stille zu warten, während seine Agenten seine Anordnungen ausführten. Die meisten von ihnen waren keine Professionellen, sondern eben anständige Patrioten, die bereit waren, auf sein Kommando in den Tod zu gehen – und diese Verantwortung drückte ihn nieder. Doch André konnte die inneren Wunden verbergen und in der Öffentlichkeit seine Spannung überspielen.

Nur seine Geliebte, Juanita de Córdoba, kannte die Wahrheit, wenn diese aschgraue Farbe in seine Wangen trat und wenn sich die Überarbeitung seines Gehirns durch die blutunterlaufenen Augen verriet.

Teilinformationen fanden ihren Weg zu Juanita und wurden an André weitergegeben. In der Ungestörtheit der Botschaft setzte er die Stücke zusammen, wertete die schwerbeschafften Nachrichten aus und entwickelte neue Pläne.

Das Unternehmen machte recht gute Fortschritte, aber ein Durchbruch war erforderlich. Nichts von ausreichender Beweiskraft war bisher gefunden worden.

Es war ein merkwürdiges Spiel. Die Katze und die Maus verhielten sich in der Öffentlichkeit weiter freundlich zueinander. Als hoher französischer Diplomat wurde André von den Kubanern und sogar von den Russen mit herzlichem Händedruck begrüßt. Er besuchte lange Empfänge und Konferenzen über diplomatische und Handelsangelegenheiten und erledigte mit seinen Gegenspielern die routinemäßigen Regierungsgeschäfte.

Obwohl die G-2 und der Sowjetresident Gorgoni den Verdacht hegten, daß Devereaux vor ihrer Nase einen Spionagering leitete, konnten sie ihn einfach nicht fassen. Aber während das Unternehmen näher an den Kern herankam, wuchsen die Möglichkeiten für Fehler und eine Entdeckung, und der Druck erhöhte sich.

André gelang es, mit Sicherheit festzustellen, daß es in Juanitas Villa keine Telefonanzapfungen und Abhöranlagen gab.

Er nahm an, daß sich die G-2 dumm stellte, um sie in Sicherheit zu wiegen. Höchstwahrscheinlich war sich die G-2 auch darüber im klaren, daß André die Anzapfungen ohnehin schnell entdecken und sie dazu benutzen würde, sie mit verwirrenden fal-

schen Informationen zu versorgen. Die Abhörsicherheit der Villa gab André und Juanita ein willkommenes Maß an Freiheit, miteinander zu sprechen.

Am Tag des Empfangs für den neuen Ersten Sekretär der Chinesen in der französischen Botschaft kamen von Morelos, dem Geflügelhändler, drei Nachrichten – wieder in Hühner eingenäht.
Sie waren einfach verschlüsselt und auf ein Spezialzigarettenpapier geschrieben, das Juanita vor Monaten ausgegeben hatte. Als er sich für den Empfang anzog, legte André Tabak auf die Papiere, rollte sie zu Zigaretten und steckte sie in eine halbleere Camel-Packung.
Juanita betrachtete ihn, als sie sich ankleideten. Er war wieder einmal weit weg. Sein Geist war in dieser schrecklichen Tretmühle und dachte, dachte, dachte. Sie war beunruhigt wegen der offensichtlichen Belastung. Das hagere Gesicht – die plötzlichen Schwächeanfälle, die nur sie im Schlafzimmer bemerkte.
Sie half ihm mit den Manschettenknöpfen. Während ihre eleganten Finger sein Hemd zumachten, dachte er laut: »Wir müssen jemanden nahe an die Finca José heranbringen. Keine verdammte Aussicht, eine Kamera dorthin zu bekommen.«
»Halt still, Liebster!«
»Rico Parra ist zu dem Empfang heute abend eingeladen. Das ist unsere erste Begegnung seit der im *La Torre*. Vielleicht will er reden. Wenn er Annäherungsversuche macht, laß ihn kommen! Versuch, freundlich zu ihm zu sein! Manchmal handelt er aus einem inneren Zwang heraus. Merk dir jedes Wort, das er sagt!«
»Ja, Liebster.«
André fegte den überschüssigen Tabak vom Toilettentisch in seine Hand und warf ihn in den Papierkorb. Er steckte die Packung mit den präparierten Zigaretten in seine Hemdtasche. Juanita rückte seine Schleife zurecht, tätschelte seine Wange und sagte ihm, daß er hübsch aussehe.
Wie vorausgesagt und von der kubanischen Presse vermerkt, war der neue Erste Sekretär der chinesischen Botschaft klug und voll orientalischem Charme. Das gleichmäßige Gesumm

von Spanisch, Französisch und Englisch belebte den großen Salon der Botschaft. Da Havanna so eintönig war in diesen Tagen, war es ein Ereignis, wenn die Franzosen eine Party veranstalteten. Blanche Adam war eine Gastgeberin mit Stil. Der Chinese war entzückt.

Kurz nach seinem Eintreten mit Juanita nahm Alain Adam André beiseite und bat ihn um eine Zigarette. André nahm das Päckchen Camel aus seiner Hemdtasche. Alain bemerkte beiläufig, Camels seien zur Zeit schwer zu bekommen, und André bestand darauf, daß er die Schachtel behielt. Einige Augenblicke später wurde der Botschafter ans Telefon gerufen. Er entschuldigte sich, ging in sein Büro, schloß die Tür hinter sich ab und legte die Zigarettenpackung schnell in den Safe. Er stellte die Kennzahlen ein, um den Safe abzuschließen, und stieß dann einen Seufzer der Erleichterung aus.

Alain Adam mochte André Devereaux sehr gern, aber manchmal bedauerte er seine Besuche auf Kuba. Die Geheimdienstarbeit machte ihn nervös. Der Botschafter ging in den Salon zurück, wischte sich den Schweiß von der Stirn und nickte André zu, der sich angeregt mit dem Chef der sowjetischen Kulturmission unterhielt.

An diesem Abend schien Rico Parra durch die elegante Atmosphäre eingeschüchtert zu sein. Es war geradezu bewundernswert, wie er sein Verlangen zügelte, mit Juanita de Córdoba zu sprechen. Schließlich wählte er diskret einen Augenblick, in dem sie außer Hörweite der anderen auf den Balkon hinaustreten konnten.

Juanita bemerkte seine nachdenkliche Stimmung. Ihr war bewußt, daß Rico Parra kein Narr war. Viel von seiner Polterigkeit war für die Öffentlichkeit bestimmt und sollte seinen Untergebenen Angst einflößen. Hinter dieser ruppigen Fassade verbarg sich ein Mann von enormen Fähigkeiten und natürlicher Intuition.

»Wenn ein Mann wie ich, Rico Parra, an die Macht kommt«, sagte er mit ungewohnt leiser Stimme, »ist er geneigt zu glauben, er könne alles verlangen und jede Frau bekommen. Das ist es, weshalb Sie so ein Rätsel für mich sind, Juanita.«

»Sie sind bezaubernd offen heute abend«, gab sie zurück.

»Sehen Sie, Täubchen, ich habe die Aristokratie immer aus einem bestimmten Blickwinkel gesehen. Als ich ein Junge war und in den Zuckerrohrfeldern schuftete, kamen die eingebildeten Töchter des Fincabesitzers auf ihren Araberpferden vorbeigaloppiert. Ich sehe sie noch deutlich vor mir. Wie es sich für einen guten armen Bauern gehörte, nahm ich die Mütze vom Kopf und verbeugte mich, wenn sie vorbeikamen. Aber sie fügten mir einen Schmerz zu – hier, in meinem Herzen –, den ich nie verwinden werde. Wenn man ein Affe im Zoo hinter Gittern ist und plötzlich befreit wird, wünscht man sich, alles in der Hand zu halten, was einem vorher verweigert wurde.«
Er griff nach einer Zigarre, überlegte es sich dann aber anders.
»Wissen Sie, was ich in Wirklichkeit von Juanita de Córdoba will? Außer Ihrer Schönheit – außer all dem Ansehen?«
»Vielleicht.«
»Ich will Ihre Macht. De Córdoba und Parra. Das ist Macht ... ja, ich weiß, ich widere Sie an. Ich bin ein Tier. Die meisten Frauen ekeln sich vor mir.«
»Sie sind heute gar nicht Sie selbst, Rico. Was wollten Sie mir eigentlich sagen, als Sie mich hier herausführten?«
Der Kubaner brachte ein Lächeln zustande. »Sieh einer das Täubchen an! Sie durchschaut mich. Ich kann Sie als Mann nicht gewinnen. Aber vielleicht könnte ich Sie auf eine feinere Art davon überzeugen, daß eine Freundschaft zwischen uns gar nicht so von der Hand zu weisen wäre.«
»Sprechen Sie weiter!«
Rico Parra ging auf dem Balkon auf und ab. Die ganze Durchtriebenheit und Gefährlichkeit des Mannes wurde ihr bewußt. Die Eigenschaften, die ihn zu einem hervorragenden und brutalen Guerillakommandeur gemacht hatten, waren nicht zu unterschätzen. Er wählte seine Worte mit äußerster Sorgfalt.
»Castro«, sagte er, »hat mich auserwählt, um ein Auge auf gewisse ausländische Diplomaten zu werfen, die oft ein- und ausreisen.« Er hielt inne und sah ihr gerade in die Augen. »Castro läßt mir Handlungsfreiheit und hat mich bevollmächtigt zu tun, was ich in einer gegebenen Situation für notwendig halte.«
Juanita bewahrte ihre Haltung. Rico Parra war von ihrer Gewandtheit beeindruckt. Es war eine Gewandtheit, die er sich

sichern wollte, die für ihn arbeiten sollte. »Ich muß sagen, daß Fidel Sie mit einer enormen Verantwortung betraut hat.«
»Ich wußte, Sie würden mich verstehen«, sagte Rico Parra.

André öffnete den Reißverschluß von Juanitas Kleid, hielt sie von sich und betrachtete ihren Rücken. Er war ungemein schön. Die meisten Frauen waren entweder knochig oder eckig oder fleischig oder hatten unreine Haut. Juanita war makellos.
»Ricos Benehmen war ungewöhnlich«, sagte sie.
»Ich bin ganz bezaubert von deinem Rücken.«
»Wir hatten unser Gespräch. Er war zur Abwechslung einmal nicht laut.«
»Wie ging es?«
»Nichts Neues, Liebster. Parras alter Unsinn auf neue Art serviert. Ich glaube, er ist ein vollkommener Trottel.«
André ließ seine Hände von ihr gleiten und überlegte. »Parra ist kein Trottel. Fehler – ja. Aber kein Trottel! Ich habe den Eindruck gewonnen, daß er einen Teil der Verantwortung für die G-2 übernommen hat. Ich glaube, er hat seine Nase in unserem Geschäft.«
»Ich konnte nichts davon bemerken«, sagte Juanita. Sie warf sich ihm in die Arme. »Heute nacht«, sagte sie, »will ich dich lieben.«
»Das tust du immer, Liebste. Du bist selbstlos – zu selbstlos.«
»Nein ... ich meine ... heute will ich dich lieben, die ganze Nacht lang – und dich dabei beobachten. Ich will sehen, wie du glücklich bist ...«

24

Das Tal bei Pinar del Rio strotzte von üppigem tropischem Grün. Dieses Tal war ein Weltwunder, ein natürliches Treibhaus von jener ungewöhnlichen Fruchtbarkeit, die dem kubanischen Tabak seine einzigartige Qualität gibt.

Ein verbeulter alter Dodge bog quietschend von der Hauptstraße des Tals ab, in Richtung auf die Finca San José.
WARNUNG! stand auf einem großen Schild, STAATSEIGENTUM! DURCHGANG VERBOTEN!
Der Dodge ratterte und bumste an dem Verbotsschild vorbei; nach etwa drei Kilometern verschwand er zwischen den Zukkerrohrfeldern. Vincente Martinez betrachtete konzentriert die tiefen Reifenspuren auf dem Lehmweg. Er schätzte ihre Tiefe und Breite. Das war ihm aufgetragen worden. Ungetüme auf Rädern waren über diesen Boden gefahren.
Plötzlich lag der Haupteingang zur Finca San José vor ihm. Er hatte sich verändert.
»Halt!«
Vier wütende Russen kamen aus der Wachbude gestürzt und schrien alle gleichzeitig auf ihn ein.
»Zum Teufel, was ist denn hier los?« wollte Vincente Martinez wissen. Er öffnete die Tür, stieg aus dem Wagen und befächelte sich mit seinem breitkrempigen Hut.
Die Russen schimpften weiter hitzig in einer Sprache, die er nicht verstand. Vincente schimpfte genauso hitzig zurück in einer Sprache, die sie nicht verstanden.
Der alte Dodge kochte über.
Zuletzt wurde nach einem kubanischen Offizier geschickt. Knurrend betrat er den Schauplatz. »Wer sind Sie! Was suchen Sie hier?«
»Ich? Was ich hier suche? Was suchen *Sie* hier? Ich bin Gonzoles. Ich komme jeden Monat hierher – seit meiner Kindheit – und besuche meinen Großvater.«
»Verdammt, Ihr Großvater ist nicht mehr hier.«
»Er ist sein ganzes Leben hier gewesen, Herr Offizier. Warum sollte er weggehen?«
»Er ist umgesiedelt worden.«
»Was ist das, umgesiedelt?«
»Er ist umgezogen. Haben Sie den Brief nicht bekommen?«
»Ja, ich habe einen Brief bekommen. Aber wer kann lesen?«
»Sie verdammter Idiot! Warum haben Sie sich ihn nicht vorlesen lassen?«
»Ach was, ich kriege den Brief und sehe die vielen Stempel und

Siegel darauf, und da denke ich, das ist ein Befehl für höhere Ablieferungen. Also schmeiße ich den Brief weg. Ich will zu meinem Großvater.«
»Sie müssen zum Distriktskomitee in San Cristóbal und dort fragen, wo er angesiedelt worden ist.«
Vincente Martinez kratzte sich am Kopf.
Ein russischer Offizier zog den kubanischen Offizier beiseite.
»Er muß mit hinein und verhört werden«, verlangte der Russe.
»Oh, ich glaube nicht, daß das sehr klug wäre, Herr Hauptmann.«
»Er könnte zuviel gesehen haben.«
»Herr Hauptmann, Sie verstehen das nicht. Dieser Mann ist ein Kubaner. Die Familien halten sehr fest zusammen. Wenn er heute abend nicht nach Hause kommt, haben wir bald zehn Verwandte von ihm hier, die nach ihm suchen. Es ist sicherer, ihn wegzuschicken.«
Widerwillig knurrend gab der Russe der Logik des Kubaners nach. Vielleicht hatte er recht. Es war wohl besser, nicht das Risiko einzugehen, daß noch mehr von ihnen hier anrückten oder daß durch ein Verhör Verdacht erregt würde.
»Gonzoles« wurde aufgefordert, das Gebiet zu verlassen und nie wiederzukommen.
»Ich brauche Wasser für meinen alten Karren«, sagte Vincente Martinez.
Sie besorgten ihm Wasser. Er goß einen Teil davon in den Kühler und trank den Rest. Dann wendete er und fuhr davon, immer noch schimpfend.
Vincente Martinez war einer der besten Rechtsanwälte in diesem Teil Kubas. Als Héctor de Córdoba noch seine Praxis in Havanna betrieb, hatten sie eine ganze Reihe von gemeinsamen Klienten und Fällen. Juanita de Córdoba war seit zwei Jahrzehnten eng mit der Familie befreundet. Er war einer der ersten, die sie anwarb.
Außer den vielsagenden Reifenspuren auf dem Lehmweg hatte er hinter dem Tor zur Finca Hunderte von russischen Soldaten gesehen.
Er hatte auch noch etwas anderes gesehen.
Die Startrampe.

Die Botschaft wurde aufgeschrieben und in den kleinen Behälter eines magnetischen Schlüsselhalters gesteckt. Das Geländer der Brücke vor San Cristóbal war aus Rohren, wie bei den meisten Brücken in Kuba.
Vincente entfernte einen losen Knopf am Ende des Geländers, steckte den Schlüsselhalter ins Rohr und setzte den Knopf wieder ein.
Später wurde der tote Briefkasten geleert, und die Nachricht fand ihren Weg zu dem Geflügelhändler Jesús Morelos in Havanna.

25

Als das Band abgelaufen war, standen alle auf und reckten sich. Kramer drückte auf den Knopf, um die Posten hereinzurufen, und bat sie, das Mittagsgeschirr abzuräumen und eine neue Kanne Kaffee aufgießen zu lassen.
Dr. Billings spulte ein neues Band auf. »Eins, zwei, drei, vier«, zählte er ins Mikrophon, um die richtige Lautstärke einstellen zu können.
In der zweiten Woche des Verhörs war die Atmosphäre schon gelöster. Boris Kuznetow fand die vier ININ-Leute inzwischen recht nett und erregte sich immer weniger über die schnell abgefeuerten, knappen Fragen von W. Smith. Wenn man schon sprechen mußte, war es gewiß besser, wenn es unter solchen Umständen geschah. Daß André Devereaux immer noch abwesend war, ärgerte ihn, aber Michael Nordstrom hatte ihm persönlich versichert, daß Devereaux in wenigen Wochen zurückkehren werde.
Einer nach dem anderen kam aus dem nebenan liegenden Waschraum an den Konferenztisch zurück, bereit für eine neue Runde des Verhörs.
Dr. Billings überflog seine Notizen und sagte: »Bei den Säube-

rungen von 1937 und 1938 wurde der sowjetische Geheimdienst, wie Sie uns sagten, schwer gestört.«
»Es war noch viel schlimmer«, antwortete Boris. »1939 war der NKWD, der Vorläufer des KGB, nur noch ein Scherbenhaufen.«
»Was taten Sie damals?«
»Ich war der beste Schüler meiner Klasse im Gymnasium. Danach studierte ich vier Jahre an der Universität Smolensk. Nach Abschluß meines eigentlichen Studiums erhielt ich Gelegenheit zu weiteren Studien an der Universität Moskau. Ich hatte gute Empfehlungen.«
»Wann gingen Sie nach Moskau?«
»1939, zum Herbstsemester. Dort lernte ich auch Olga kennen. Sie hieß damals Tscherniawsky. Sie stammte aus der Familie des Sowjetgenerals Tscherniawsky – alles angesehene Kommunisten.«
»Was studierte sie?«
»Kunstgeschichte.«
»Was studierten Sie?«
»Die erforderlichen Kurse hauptsächlich. Keine Spezialgebiete.«
»In Smolensk waren Sie bei den Jungkommunisten recht aktiv. Setzten Sie das in Moskau fort?«
»Ja.«
»Eifrig, oder nur weil es von Studenten gefordert wurde?«
»Eifrig. Am Ende des ersten Semesters wurde ich zum Führer der Komsomol-Einheit gewählt. Das ist eine ungeheure Ehre für einen jungen Studenten.«
»War Olga in Ihrer Einheit?«
»Ja. Ein sowjetischer Student muß sich die Zeit für das Zusammensein mit seiner Freundin erkämpfen. Nach den Komsomol-Zusammenkünften war eine ausgezeichnete Gelegenheit, um . . . über Dialektik zu diskutieren, natürlich.«
Sie lachten.
»Ist es nicht fürchterlich für junge Leute?« fragte Kramer. »Keine eigenen Zimmer, eiskaltes Wetter draußen – oder im Sommer die Parks mit plärrenden Reden erfüllt – keine Autos zum Parken.«
»Es ist schwierig, aber wir kamen zurecht, so wie junge Bur-

schen und Mädchen überall auf der Welt. Sie dürfen nicht vergessen, Revolutionäre neigen dazu, prüde zu sein. Wir sind in unserer Moral recht viktorianisch.«
»Und nach Beendigung des ersten Semesters?«
»Ich studierte auf Staatskosten. Mein Gruppenführer . . .«
»Erinnern Sie sich an seinen Namen?«
»Tomsk.«
»Weiter!«
»Tomsk wies mich an, mich im NKWD-Hauptquartier vorzustellen. Ich wurde aufgefordert, von der Universität Moskau auf die Geheimdienstschule überzuwechseln. Zuerst gefiel mir der Gedanke nicht, aber mir blieb kaum eine Wahl, und der Wiederaufbau des NKWD war dringend – und Pflicht war Pflicht.«
»Wann traten Sie ein?«
»Sofort. Frühjahr 1940.«
»Kurse?«
»Politik – unsere Politik, und Wirtschaftswissenschaft. Hauptsächlich wurden wir im militärischen Nachrichtendienst und in Sabotage unterrichtet. Jeder an der Schule war damals Reserveoffizier.«
»Welche Ränge?«
»Nur wenige waren höher als Hauptmann. Sie müssen bedenken, daß wir zum größten Teil junge Kommunisten waren, die gemeinsam ausgebildet wurden, um nach den Säuberungswellen die zukünftige Geheimdienstorganisation zu übernehmen.«
»Wieviel Jahre dauerte die volle Ausbildung?«
»Sie war auf vier Jahre angelegt, aber der Krieg kam dazwischen, und der Bedarf an militärischen Nachrichtendienstlern war ungeheuer groß. Nach der ersten Belagerung Moskaus kam ich als Hauptmann in die Rote Armee. Im Frühjahr 1942, am 15. April, um genau zu sein, wurde ich mit dem Fallschirm über Polen abgesetzt, im Distrikt Lublin.«
»Auftrag?«
»Ein kleines Spionagenetz aufzubauen, eine Funkverbindung einzurichten, tote Briefkästen, Kontakte. Wir hatten zwei Leute, die im deutschen Hauptquartier arbeiteten.«
»Wie groß war die Gruppe?«

»Je nachdem. Nie mehr als acht Mann. Unsere besondere Aufgabe war, die Zeiten für deutsche Truppen- und Materialtransporte in Richtung Ostfront auf der Eisenbahnstrecke Brest–Gomel und auf ihren Abzweigungen ausfindig zu machen.«

»Sie blieben in Lublin?«

»Bis Juli. Dann kehrte ich zu Fuß nach Rußland zurück, mit Aufenthalten in den Städten entlang der Eisenbahnstrecke – Brest, Pinsk und so weiter –, um noch kleinere Funktrupps aufzustellen. Die Nachrichten über den Verkehr auf der Eisenbahnstrecke gelangten schließlich in die Hände von Partisaneneinheiten, die in den Pripjetsümpfen operierten. Die Arbeit war erfolgreich. Wir zerstörten mehr als zehn Zugladungen.«

»Und Sie gelangten zurück nach Moskau?«

»Nicht vor Mitte des Winters. Ich lebte in den Pripjetsümpfen.« Boris Kuznetow schilderte den schaurigen russischen Winter, den er bei einer Partisaneneinheit verlebt hatte. Sie waren in der bitteren Kälte umhergezogen wie gejagte Tiere, die keine Gnade zu erwarten hatten.

»Wie Sie wissen, fehlen mir an meinem linken Fuß drei Zehen; sie sind mir damals abgefroren. Meine Augen sind auch äußerst lichtempfindlich, als Folge einer teilweisen Schneeblindheit. Als ich in Moskau ankam, war ich abgemagert; zwanzig Kilo, das sind über vierzig amerikanische Pfund, hatte ich abgenommen. Aber ich hatte noch Glück. Die meisten von jener Einheit starben an Hunger und Kälte. Den Rest des Winters verbrachte ich im Lazarett.«

»Kein Dienst?«

»Nein. Außer Sie bezeichnen meine Hochzeit mit Olga als Dienst.«

»Und Sie blieben in Moskau?«

»Nur bis zum Frühjahr. Im April 1943 wurde ich wieder über Polen abgesetzt, um ein neues Netz einzurichten, östlich der Memel, im Gebiet Wilna–Grodno-Kowno. Diesmal war ich erfolgreicher, und es gelang mir, noch im Dezember durch die deutschen Linien nach Moskau zurückzukommen. Ich war tatsächlich so erfolgreich, daß ich schon nach zwei Wochen wieder losgeschickt wurde, um die Sabotagetätigkeit der Partisanen-

einheiten hinter der zweiten baltischen Front von Marschall Jeremenko zu koordinieren. Im Februar 1944 geriet ich mit einer Einheit von vierzig Mann in eine Falle, wurde gefangengenommen und in ein Stalag in Memel gesteckt. Im Mai lebten nur noch vier von uns, die anderen waren der deutschen Brutalität zum Opfer gefallen.«

»Demnach gelang es Ihnen, unerkannt zu bleiben.«

»Die Männer in dieser Einheit waren von außerordentlicher Tapferkeit. Keiner sagte aus, wer ich war, und so war es mir möglich, meine wahre Identität zu verbergen.«

»Wie lange blieben Sie in Gefangenschaft?«

»Ich floh im Sommer 1944 und reorganisierte einen Sabotagetrupp zur Unterstützung unserer Sommeroffensive. Als unsere Truppen mein Operationsgebiet einnahmen und nach Polen und ins Baltikum vorstießen, kehrte ich wieder nach Moskau zurück. Diesmal mit der Eisenbahn. Bis zum Ende des Krieges war ich in der Geheimdienstzentrale in Moskau beschäftigt, hauptsächlich mit der Auswertung von Informationen, die von deutschen Gefangenen und von unseren Sabotageeinheiten in Polen stammten.«

»Sie blieben dort, bis der Krieg zu Ende war?«

»Ja.«

»Auszeichnungen?«

»Einige.«

»Leninorden?«

»Ja, ich glaube ja.«

»Und dann?«

»Ich wurde als Oberst der Reserve entlassen und zur weiteren Ausbildung an die Geheimdienstakademie in Moskau geschickt. Ich blieb die nächsten fünf Jahre dort.«

»Dauerten die Lehrgänge nicht drei Jahre?«

»Ich war zwei Jahre als Lehrer tätig.«

»Wie viele wurden aufgenommen?«

»Ungefähr dreihundert.«

»Frauen?«

»Einige. Es war eine äußerst schwere Schule.«

»Wieviel Prozent fielen durch?«

»Nicht viele. Sie waren sehr sorgfältig bei der Auswahl.«

Boris Kuznetow schilderte den mörderischen Unterrichtsablauf, bei dem in einem normalen Arbeitstag zwölf bis vierzehn Stunden Studium untergebracht wurden. Auf der Akademie lernte er Englisch, Französisch und Deutsch. Es gab Lehrgänge in Auswertung und Analyse von Nachrichtenmaterial, im Verschlüsseln und Entschlüsseln. Es gab Kurse in Politik, Psychologie, höherer Mathematik, Kunstgeschichte und Musik. Es gab Unterricht in militärischer Generalstabsarbeit. Es gab ein intensives Sportprogramm und Schachunterricht.

»Dies, meine Herren, war das erstemal, daß ich etwas über den Westen erfuhr. Ich mußte westliche Literatur lesen und mich mit westlicher Philosophie und Religion beschäftigen. Neben allgemeiner Geschichte studierten wir jedes westliche Land sehr intensiv, sein politisches System und vor allem das Leben und die Gewohnheiten der führenden Männer. Wir wußten, welche Reaktion wir in jeder Angelegenheit erwarten konnten. Und hauptsächlich beschäftigten wir uns mit ihren schwachen Punkten.«

Es war sechs Uhr; das Glockenspiel der Kapelle von Bethesda spielte den Choral *Rock of Ages.*

Sie standen alle auf und ordneten ihre Notizblätter. Die vier ININ-Männer hatten Respekt vor Boris Kuznetow bekommen. Er hatte ihnen einen Einblick in die Gründlichkeit, Tüchtigkeit und Opferbereitschaft des Feindes vermittelt.

Boris lächelte. »Ich freue mich jeden Abend darauf, Olga und Tamara zu sehen. Ihr Amerikanisierungsprogramm hat mir zwei neue schöne Frauen geschenkt.«

Die Tonbänder wurden in einem Diplomatenkoffer eingeschlossen. Der Raum wurde gründlich nach losen Blättern abgesucht. Nicht benötigte Notizen wurden in einen Zerreißwolf geworfen und in Milliarden Schnitzel zerhackt und durchgemischt, so daß sie nie wieder gelesen werden konnten. Die vier ININ-Männer schüttelten Boris die Hand.

»Einen schönen Sonntag!« sagte Boris.

Sie gingen, und Boris wurde hinausgerollt. Der Raum wurde versiegelt.

26

Seit Andrés Ankunft auf Kuba waren drei Wochen vergangen. Maggie, die Köchin von Juanita de Córdoba, war schon oft zum Stand von Jesús Morelos geschickt worden und hatte manches Huhn mitgebracht, in das eine Nachricht eingenäht war. Jede neue Nachricht hatte einen weiteren Hinweis darauf enthalten, daß die Sowjets Raketen ins Land brachten.

Doch der Schlußstein eines wirklichen Augenzeugenberichts fehlte bis jetzt.

Die vier sowjetischen Schiffe liefen aus Viriel aus und wurden von vier anderen abgelöst. André wußte, daß die Raketen den Hafen von Viriel bald verlassen würden, um die Reise zur Finca San José anzutreten. Er richtete seine Gedanken immer mehr auf einen Umstand, der nach einem schweren Fehler der Kubaner und der Sowjets aussah.

Bei der Festlegung der Route zur Finca San José gab es keine Wahl. Die Raketentransporter waren gezwungen, von Viriel nach Havanna zu fahren, und zwar durch die Außenbezirke der Stadt; von dort aus ging es dann auf der Flughafenstraße weiter nach Süden.

Die Straße nach Havanna verlief zwischen dem Castillo del Morro und der Cabaña, führte dann durch einen Tunnel unter dem Hafen hindurch und mündete auf der Stadtseite in die Küstenstraße ein, die Calzada del Malecon.

Nach Andrés Berechnungen waren die Raketen vermutlich zu groß für den Tunnel. Diese Fehlkalkulation würde die Transporter zwingen, eine Nebenstraße nach Havanna zu benutzen, die mitten in die alte Innenstadt führte. Hier mußten die Raketen durch ein Labyrinth von engen Nebenstraßen gefahren werden.

Wenn Andrés Schätzungen stimmten, waren die Russen wahrscheinlich gezwungen, ihre Geheimfracht direkt unter ihrer Nase vorbeizufahren.

Außer Jesús Morelos wohnten noch mehrere Freunde von Juanita de Córdoba in der Innenstadt. Sie sagte ihnen, wonach sie

Ausschau halten sollten, und trug ihnen auf, nur mit einem Auge zu schlafen.
Von Viriel kam Nachricht, daß die Fracht den Hafen unter schwerer Bewachung in Richtung Havanna verlassen habe.
Der junge Medizinstudent Arnaldo Valdez wohnte bei seinen Eltern im Stadtteil La Lisa, aber nicht selten verbrachte er die Nächte bei Anita, seiner Liebsten, die in der Innenstadt, in der Nähe der Avenida de Aqua Dulce, eine kleine Wohnung hatte.
Tagsüber war auf den Straßen in der Nähe ihrer Wohnung eine merkwürdige Geschäftigkeit zu beobachten gewesen. Anita und Arnaldo sprachen darüber, als er am Abend zu ihr kam, und sie nahmen an, daß es sich um die Absicherung einer Strecke handelte.
Nach Mitternacht, als Anita schon schlief und Arnaldo am Tisch in ihrem Schlafzimmer arbeitete, hörte er in der Ferne Motorengeräusch.
Als er sich sein Hemd zuknöpfte, erwachte Anita.
»Um Gottes willen, Arnaldo«, flehte sie angstvoll, »geh nicht hinaus auf die Straße!«
»Ich muß. Du kennst unsere Anweisungen.«
»Aber ich habe Angst.«
»Pssst. Es wird schon gutgehen.«
Er ließ sie verstört auf dem Treppenabsatz stehen, warf ihr eine Kußhand zu und ging hinaus auf die Straße.
In früheren Zeiten hatte es die ganze Nacht über keine Ruhe gegeben. Rauhe Späße, Gelächter, Huren, Schlägereien. Aber seit der Revolution waren die Straßen gleich nach Einbruch der Dunkelheit leer und tot.
Im Schatten der Arkaden schlängelte sich Arnaldo durch das Labyrinth der Straßen und Gassen, an schlafenden Hunden und schreienden Katzen vorbei, und näherte sich dem Motorengeräusch.
Sogar als die Straßen unter der ungewöhnlichen Last zu erzittern begannen, zeigte sich niemand neugierig. Abgesehen von einigen armseligen Spelunken blieb Havanna dunkel.
NO PASEO! warnte ihn ein Schild. DIESE STRASSE IST VON MITTERNACHT BIS SONNENAUFGANG GESPERRT!

Am Ende der Arkaden spähte Arnaldo um die Ecke und überlegte, ob er weitergehen sollte. Es waren keine Scheinwerfer zu sehen, aber die Kolonne konnte nur noch einige Häuserblocks entfernt sein.
Auf der anderen Seite der verdunkelten Straße sah er die Holzbude eines ehemaligen Lotteriestandes. Mit einigen Sätzen überquerte er die Straße und kroch unter den Verkaufstisch. Dort saß er zusammengekauert und versuchte seine keuchenden Lungen zu beruhigen.
Er sah sich in seiner engen Behausung um. Der Stand war verfallen. Mit dem Taschenmesser drückte er zwei Bretter so weit auseinander, daß er durch den Spalt die Straße sehen konnte.
Eine Gruppe von Motorrädern war schon ganz nahe. Dahinter kamen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten, die die Straße nach Bummlern und Neugierigen absuchten.
Arnaldo rollte sich angstvoll zusammen wie ein Igel und murmelte Gebete, während das Dröhnen immer lauter wurde. Er hob sein schweißnasses Gesicht und riskierte einen Blick.
Eine riesige Zugmaschine, das größte Fahrzeug, daß er je gesehen hatte, zog einen sechsachsigen Anhänger. Auf jede Achse kamen acht Räder. In seiner Erregung versuchte er sich an Juanitas Instruktionen zu erinnern. Achte auf die Reifen! Sieh dir die Reifen an!
Ja! Sieh nur! Sie waren halb zusammengedrückt von der ungeheuren Last. Der große Zylinder lag auf dem Anhänger. Er war zwei Arkaden lang und mit einer Plane zugedeckt, und während er sich langsam vorwärts bewegte, drückten die Reifen Spuren in die Straße.
Der Schwanz war nicht zugedeckt. Arnaldo versuchte, sich seine Größe und Gestalt genau einzuprägen.
Aber er konnte ihn schon bald nicht mehr sehen. Die Kolonne fuhr vorbei; ein Dutzend Panzerwagen und ein offener Lastwagen mit russischen Soldaten folgten dem Raketentransporter.
Er wartete auf vollkommene Ruhe, aber vergebens, denn sein Atem und sein Herzschlag waren hörbar. Schließlich gerieten die Fahrzeuge außer Hörweite.
Er war drauf und dran, sein Versteck zu verlassen, zögerte aber noch. Sicher würden G-2-Männer die Gegend überwa-

chen. Der bloße Gedanke an das Grüne Haus machte ihn krank. Dort war sein Bruder totgeprügelt worden.
Die Lotterieeinnehmerbude schien der sicherste Ort zu sein. Sich hinlegen und bis Tagesanbruch hierbleiben. Anita würde zwar vor Angst fast umkommen, aber es war das beste so.
In den alten Zeiten, vor der Revolution, war es nichts Besonderes gewesen, auf der Straße schlafende Betrunkene zu finden. Aber an diesem Morgen wurde Arnaldo von zwei Milizsoldaten entdeckt, unsanft auf die Beine gestellt und kräftig geschüttelt.
Er spielte einen Mann mit einem schweren Kater und grinste seine Entdecker verlegen an. »Ich bin ein Medizinstudent, Genossen. Bitte laßt mich los, ich muß mich etwas zurechtmachen und zur Universität gehen.«
»Betrunkene schädigen das Ansehen der Revolution. Sie gehen mit zur Polizei. Die werden Sie schon nüchtern machen. Pancho, ruf den Wagen!«
»Ich bitte Sie, Señores. Wenn Sie mich nicht laufen lassen, fliege ich von der Universität.« Arnaldo fing an zu weinen, und nicht alle seine Tränen waren geheuchelt.
»Wer braucht Ärzte wie Sie in Kuba?« fragte der Milizmann böse.
»Laß das dumme Schwein gehen!« sagte der zweite. »Wer will all die verdammten Berichtsformulare ausfüllen?«
»Nein! Ein Medizinstudent darf sich nicht wie ein besoffenes Schwein benehmen.«
»Also meinetwegen. Ich rufe den Wagen.«
Plötzlich erschien Anita. Sie ging auf Arnaldo zu, schlug ihm die Handtasche um den Kopf und trat ihn an die Schienbeine.
»Du Hund!« kreischte sie.
Eine belustigte Menge versammelte sich.
»Du läßt mich sitzen, läufst zu diesem anderen Weib und besäufst dich! Lügner! Hund!«
Sie packte ihn am Ohr und riß ihn den Milizsoldaten buchstäblich aus den Händen.
»Ich arbeite mir die Finger wund, um dir das Studium zu bezahlen, und das ist der Dank! Du Dreckskerl!«
Die Menge lachte und pfiff, während sie ihn unter die Arka-

den stieß. Arnaldo bückte sich und hielt die Hände vor Gesicht und Magen.
»Ich verspreche dir, ich werde studieren. Tag und Nacht werde ich arbeiten.«
Ein Milizmann verteidigte seine Autorität: »Er geht mit zur Polizeistation.«
»Nein«, heulte die Menge. »Nein!«
»Er bekommt so genug Prügel.«
»Hund! Lump!«
»Laßt ihn gehen!« riefen sie.
Anita trat und stieß ihn die Straße hinunter und um die Ecke, während die Menge sich um die ratlosen Milizsoldaten drängte und hitzig argumentierte. Als die beiden mit den Schultern zuckten und ihre Runde fortsetzten, applaudierten die Zuschauer.
In ihrem Zimmer weinte Anita und küßte Arnaldo für jeden Schlag, den sie ihm gegeben hatte. »Ich war fast von Sinnen«, sagte sie unter Tränen, »ich war fast von Sinnen. O mein Liebster, Liebster, Liebster!«
Sie küßten sich, rollten sich im Bett und fielen auf den Fußboden. Er lachte schallend. »Ich hab' sie gesehen! Ich hab' sie gesehen!«
Und sie setzte sich neben ihn auf den Fußboden und lachte mit ihm, bis ihnen die Seiten weh taten und ihre Wangen von Tränen naß waren.

27

Die Wohnung von Teresa Marin lag nur einen Häuserblock von der französischen Botschaft entfernt. Teresa war eine von Fidel Castros Privatsekretärinnen, der er unbedingt vertraute. Er hatte sie in dem exclusiven Gebäude untergebracht, damit sie eine Wohnung im Stockwerk unter ihr beaufsichtigen konn-

te, die Fidel gehörte. Es war der Ort, an dem er seine jeweilige Geliebte empfing.
In erster Linie war Teresa Marin jedoch Juanita de Córdoba ergeben.
Auf halbem Weg zwischen der französischen Botschaft und Teresas Wohnung lag die chinesische Botschaft – auf einem großen Grundstück, das von einer hohen rosaroten Mauer umgeben war. Das flache Dach des Gebäudes trug einen Wald von Funkantennen, die Tag und Nacht Kurzwellensendungen nach China ausstrahlten. Da die Chinesen den Äther so stark beanspruchten, war es unmöglich, den Funkverkehr in diesem Gebiet zu überwachen. Welchen besseren Ort als die Wohnung von Teresa Marin konnte es also für den Sender des französischen Spionagerings geben?
Gegen Ende der dritten Woche von Andrés Aufenthalt in Kuba stattete Juanita ihrer alten Freundin Teresa Marin einen Besuch ab, einen ganz normalen Höflichkeitsbesuch, wie es schien. Ein Stockwerk unter ihnen lag Fidel Castro mit einer neuen Geliebten im Bett.
In dem Augenblick, als Fidel seine Eroberung machte, wurde in Teresas Wohnung ein moderner Langwellensender aus seinem Versteck geholt und funkte kurz darauf eine Botschaft an einen Empfänger in Miami:

> BESTÄTIGEN DAS VORHANDENSEIN VON SOWJETISCHEN MITTELSTRECKENRAKETEN IN DER FINCA SAN JOSÉ UND VIELLEICHT IM GEBIET VON REMEDIOS. RAKETEN NOCH NICHT EINSATZBEREIT. BASEN SCHEINEN ALLEIN IN DEN HÄNDEN DER RUSSEN ZU SEIN.

Der Funkspruch war mit Andrés ININ-Decknamen Palomino unterzeichnet.

28

Muñoz und der Sowjetresident Oleg Gorgoni starrten in die bösen tiefschwarzen Augen von Rico Parra, der immer erregt aussah – sogar wenn er seinen morgendlichen *cafecito* trank.
Der Russe vertrat unnachgiebig seinen Standpunkt. »Sowohl Devereaux als auch der französische Botschafter haben von jeher unbegrenzte Sympathie für die Amerikaner gezeigt. Devereaux ist schon fast drei Wochen in Havanna. Wozu?«
Rico spielte mit seinem Bart. »Routineangelegenheiten.«
»Im Hinblick auf unsere gegenwärtigen Unternehmungen«, fuhr Gorgoni fort, »können wir seinen Besuch auf Kuba in diesem Moment nicht als Zufall ansehen.«
»Nun, Muñoz«, sagte Parra, »Sie haben ihn überwachen lassen. Was ist Ihre Meinung?«
»Wir konnten nichts Bestimmtes feststellen. Nur Vermutungen.«
»Seit wann lassen wir uns von Vermutungen aufhalten?« fragte Gorgoni.
»Seit wir es mit hohen Diplomaten zu tun haben, Genosse Gorgoni.« Rico warf seine Hände in die Luft. »Ich kann den Franzosen nicht leiden, aber ohne Beweise möchte ich nichts unternehmen.«
»Sie werden Beweise genug finden, wenn Sie seinen Diplomatenkoffer aufmachen.«
»Und wenn wir keine finden? Er ist bloß scharf auf Juanita de Córdoba. Wenn er nach Kuba kommt, findet er immer Gründe, um seinen Aufenthalt auszudehnen.«
»Ist ihre Affäre ein so unschuldiges Spiel?« sagte der Russe.
Ricos Augen erschienen noch schwärzer. »Sie betreten gefährlichen Grund, Genosse. Sie ist eine große und angesehene Frau. Aber – nehmen wir an, wir schaffen Devereaux beiseite. Was wird aus den französisch-kubanischen Beziehungen?«
»Hat Castro Ihnen Vollmacht gegeben oder nicht?«
»Ja, aber ich gebe die verdammte Vollmacht an ihn zurück.«
»Genosse Parra! Der Franzose darf Kuba nicht mit einem Koffer voll Geheimmaterial verlassen.«

Parra zuckte mit den Schultern und gestikulierte. »Und wenn die Yankees die Raketen entdecken? Was dann? Was werden sie tun? Was taten sie, als die Boden-Luft-Raketen aufgestellt wurden? Wie? Nichts taten sie.«
»Boden-Luft-Raketen sind Defensivwaffen«, antwortete Gorgoni, »das ist etwas anderes.«
»Wie war es mit den sowjetischen Düsenbombern in Kuba? Sind die defensiv? Auch da taten die Amerikaner nichts, und sie werden auch jetzt nichts tun«, prahlte Parra.
»Moskau ist sehr besorgt. Sobald die Raketen einsatzbereit sind, haben wir eine vollendete Tatsache. Aber sie müssen erst einmal einsatzbereit sein. Sie wissen so gut wie ich, daß die Amerikaner die U-2-Flüge über Kuba verstärkt haben. Was suchen sie? Bananen?« – Rico Parra schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Haben die Yankees Raketen in der Türkei, die auf die Sowjetunion zielen? Ja oder nein?«
»Sie können eine Frage nicht durch eine andere Frage beantworten. Wir müssen Zeit haben, um sie einsatzbereit zu machen. Devereaux reist morgen ab. Was wird Castro zu Ihnen sagen, wenn die Amerikaner mit einer Besetzung Kubas drohen? Was wird dann aus Rico Parra? Überlegen Sie, Genosse – denken Sie an die Folgen für Sie, wenn Devereaux Informationen über diese Sache hinausschafft!«
Rico Parra dachte nach. »Uribe!« brüllte er.
Sein schwächlicher Sekretär, Luis Uribe, stürzte ins Zimmer.
»Haben Sie Castro erreicht?«
»Ich habe in seiner Wohnung angerufen, auch bei Che und Raúl. Er ist unterwegs nach Santiago zu einer Kundgebung, hat aber anscheinend irgendwo Station gemacht, um eine seiner Freundinnen zu besuchen. Er ist nicht zu erreichen.«
»Was für ein verrücktes Land haben Sie hier, wenn Sie nicht einmal Ihren eigenen Präsidenten finden können?« sagte der Russe wütend.
»Genosse Gorgoni«, antwortete Parra gekränkt, »wir sind Kubaner. Uribe, versuchen Sie weiter, Castro zu erreichen! Muñoz, Sie gehen morgen zum Flugplatz! Sobald Castro mir grünes Licht gibt, rufe ich Sie an. Nehmen Sie Devereaux fest und bringen Sie ihn ins Grüne Haus!«

Ein leichtes Lächeln huschte über das Babygesicht von Muñoz. »Und wenn Sie ihn dort haben«, fuhr Parra fort, »sparen Sie ihn für mich auf! Ich habe noch eine alte Rechnung mit ihm zu begleichen.«

29

André knotete seinen Bademantel zu, setzte sich auf das Geländer und starrte hinaus aufs Meer, verzehrt von dem schrecklichen Gefühl, daß er Juanita de Córdoba nie wiedersehen werde. Die Angst um ihr Leben lenkte seine Gedanken von seiner eigenen gefährlichen Lage ab. Er wollte morgen abreisen, aber er war nicht sicher, ob er Kuba lebend verlassen würde. Es schien da wildentschlossene Leute zu geben, die etwas gegen ihn vorbereiteten. Aber es machte ihm mehr Sorge, daß er Juanita zurücklassen mußte. Das war also am Ende der Lohn – aber man jammert nicht über die Grausamkeit der Welt. Man gewinnt – man verliert. Das Spiel geht weiter. Der Todesengel kreist immer über einem.

Juanita kam in einem Hauskleid auf die Veranda; sie sah bezaubernd aus. Er wunderte sich stets über diese sanfte Frau, die auch in der Gesellschaft von Halsabschneidern nicht aufhörte, eine Frau zu sein. Sie schenkte mit der ihr eigenen Anmut zwei Gläser Cognac ein, und sie widerstanden der hereinbrechenden Flut der Verzweiflung, dem Wunsch, sich aneinanderzuklammern und zu weinen.

»Also, auf deinen nächsten Besuch«, sagte Juanita. »Wann, glaubst du, wird das sein?«

»Das ist schwer zu sagen.«

»Schwer zu sagen, wann, oder nur einfach schwer zu sagen?«

»Du bist die einzige Frau, die nicht Theater spielt. Du weißt, daß ich nie wieder nach Kuba hereingelassen werde.«

»Ja – ich weiß . . .«

Sie schmiegte sich in seinen freien Arm, so daß es aussah, als wären sie eins. Eine Art zu sagen, sieh, wie wir zusammengehören, du und ich. Und sie sagte: »Wir haben hier so viele wunderbare Nächte erlebt. Wie schön, wenn eine Frau glauben kann, daß er und sie als die einzigen Menschen in einem Bett zusammen schlafen können und noch Platz übrig haben. Ich denke an all die wundervollen Dinge, die du mich gelehrt hast und die du aus mir herausgeholt hast. Ich danke dir.«
»Juanita – ich kann diese Endgültigkeit nicht anerkennen.«
»Darf ich unsere Abmachung brechen? Über Ehefrauen und Gefühle? Du sollst nicht wegfahren, ohne zu wissen, daß ich dich ganz geliebt habe. Schon als wir mit dieser Arbeit anfingen, hätte ich eine Ewigkeit auf dich gewartet oder ohne Klagen und Bedingungen hingenommen, was ich von dir hätte bekommen können. Aber – wenn ich dich so offensichtlich geliebt hätte, wäre Verdacht auf uns gefallen. Und wenn ich mich dir erklärt hätte, dann wärst du, fürchte ich, als Mann zu stolz gewesen, deine Zustimmung zu den Dingen zu geben, die ich ohne deine Erlaubnis erreichen konnte. Ich ließ mich mit anderen Männern ein«, sagte sie zitternd, »um unsere gemeinsame Arbeit zu schützen. Ich tat es, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen – damit ich dich weiter treffen konnte. Aber es gab nie einen Augenblick, in dem ich mich nicht nach dir sehnte . . .«
»Juanita . . .«
»Es war kein Opfer. Es ist nur ein Stück meiner Liebe zu dir. André – kein Mann, nicht einmal Héctor, hat mir gegeben, was du mir gegeben hast.«
Juanitas Augen waren glasig von der Qual, die ihr die Worte bereiteten. Sie küßte die Finger, die ihre Wangen berührten, und strich mit der Hand über seinen Nacken.
»Ich liebe dich ebenso, und ich habe nicht die Absicht, dich aufzugeben. Hör zu – sobald ich in Miami ankomme, schicke ich ein Boot nach dir. Alain Adam erfährt die Zeit und den Ort.«
Sie legte einen Finger an seine Lippen und schüttelte den Kopf.
»Verstehst du nicht, daß ich Kuba nie verlassen kann?«
»Ich sah die Zerstörung Frankreichs, aber ich verließ es, um für mein Land zu kämpfen. Du mußt jetzt dasselbe tun! Außerhalb Kubas kannst du der Sache mehr nützen.«

»Ich werde diese Entscheidung treffen.«
»Was wird aus deinen Söhnen?«
»André – frag nicht weiter!«
»Doch, ich tue es, und du wirst es mir versprechen!«
»Ich verspreche dir, daß ich an dich glauben und dich lieben werde. Wenn Gott will, gibt es vielleicht einmal ein gemeinsames Leben für uns – aber träume nicht!«
»Ich möchte deine Gründe wissen.«
Sie schüttelte den Kopf. »Liebster – bitte sprich an unserem letzten gemeinsamen Abend nicht wie ein G-2-Mann!«
»Verzeih mir bitte.«
»Ich glaube, was ich mir für uns zwei wirklich wünschte, wäre eine Woche Alleinsein. Es gibt Inseln im Karibischen Meer, auf denen zwei Menschen nur füreinander dasein können. Du kennst sie alle.«
»Ich habe sie nur gesehen«, sagte er. »Andere Leute kennen sie. O Gott, ich wünschte, ich könnte glauben, daß eine davon für uns bestimmt ist... Ich würde alles dafür geben... O Gott...«
Sie sah ihn zum erstenmal schwach. Und sie war gefaßt.
»Komm, Liebster. Daß wir diesen Abend einst erleben und uns damit abfinden müßten, haben wir vom ersten Tag an gewußt.«
»Deswegen gefällt es mir aber nicht besser!« Beschämt durch ihre Stärke, brachte er nun doch ein Lächeln zustande. Er nahm ihre Hand, hielt sie lange und streichelte sie, dann führte er sie an seine Lippen. »Du bist wunderschön«, sagte er.

Der Wecker rasselte um halb fünf. Die KLM-Maschine sollte nicht vor Mittag starten, aber nach den kubanischen Vorschriften waren alle Passagiere verpflichtet, volle sechs Stunden vor dem Abflug auf dem Flugplatz zu erscheinen.
Sie aßen schweigend ihr Frühstück. Dann kamen sie dazu, einige letzte Angelegenheiten zu erledigen. André nahm immer eine Aktentasche voll Briefe an Kubaflüchtlinge mit, die in Miami oder anderswo in den Vereinigten Staaten zugestellt werden sollten. Ein Bündel voll Tränen und Hoffnungen. Die Behörden untersuchten die Briefe vor der Zustellung und sorg-

ten dann dafür, daß sie an die Empfänger gelangten. Juanita gab ihm die verschlossene Tasche.
»Die Post«, sagte sie.
André wog die Tasche in der Hand und sah Juanita verwundert an. »Um Himmels willen, was hast du denn diesmal alles hineingepackt? Sie wiegt ja eine Tonne.«
Juanita zuckte mit den Schultern. »Wer weiß? Die Post wird eben schwerer, je länger die Revolution dauert. Bitte warte diesmal nicht, öffne sie so bald wie möglich nach deiner Ankunft in Miami! Du wirst es dann verstehen.«
Was André ohne weitere Fragen verstand, war, daß er eine Anweisung bekommen hatte, die er befolgen mußte. Er nickte zum Zeichen seines Einverständnisses.
Um Viertel nach fünf klopfte es an der Tür der Villa. Juanita war erstaunt, Alain Adar mit dem Wagen der Botschaft warten zu sehen. Es war das erstemal, daß er so früh aufgestanden war, um André zum Flugplatz zu bringen. Offensichtlich, dachte sie, war da etwas nicht in Ordnung – und eine schreckliche Welle von Angst durchfuhr sie ... sie werden ihn umbringen!
Schweigend packten sie seine Taschen in den Wagen. Die einzigen Geräusche waren das Knirschen ihrer Schritte auf dem Kies und der Knall des Kofferraumdeckels.
André küßte sie auf die Wange. »Wenn ich nach dir schicke – komm!« Er stieg vorn neben dem Botschafter ein, warf ihr einen letzten Blick zu und schloß die Tür.
Juanita wurde kleiner und kleiner, während der Wagen sich durch das eiserne Tor entfernte. André blickte zurück und sah die letzte Bewegung ihrer winkenden Hand.
»*Vaya con Dios*«, flüsterte Juanita de Córdoba, als sie ihren Blicken entschwanden. »Gott sei mit dir!«
Einen Augenblick später funkten zwei G-2-Männer in einem Wagen ohne Nummer, daß Devereaux die Villa verlassen habe.
Muñoz erhielt die Nachricht im Grünen Haus. Er rief Rico Parra in seinem Büro an.
Parra war die ganze Nacht aufgewesen und hatte versucht, Castro zu erreichen. Er war müde und gereizt.
»Devereaux ist unterwegs zum Flughafen«, meldete Muñoz.

»Fahren Sie hin«, herrschte Parra ihn an, »und warten Sie! Warten Sie auf meinen Anruf! Und wehe Ihnen, Muñoz, wenn Sie mir Mist machen!«
»Jawohl, *compadre*.«
»*Compadre* – Arschloch!« Er legte auf. Luis Uribe, sein Sekretär, stellte einen *cafecito* vor ihn hin. Uribes Familie hatte sich irgendwie aus Kuba davongemacht, aber er hatte jetzt keine Zeit für den Mann. Rico stürzte den *cafecito* mit einer ruckartigen Bewegung des Handgelenks hinunter und knurrte. »Fidel!« schrie er. »Wo bist du, du Schwein!« Er starrte lange das stumme Telefon an. »Uribe! Haben Sie alle seine Weiber angerufen?«
Uribe machte eine Geste völliger Hilflosigkeit.
Rico Parra ließ nervös seine Fingergelenke knacken. Alles war geplant und in Bewegung gesetzt, um Devereaux zu erledigen. Er brauchte nur noch Castros Wort. Als das Telefon klingelte, stieß Rico einen Seufzer aus. Uribe nahm den Hörer ab, meldete sich und sah seinen Chef verblüfft an.
»Es ist – Señora de Córdoba . . .«
»Juanita . . . um diese Zeit . . . aber natürlich.«
Er riß Uribe den Hörer aus der Hand und schickte ihn mit einer Handbewegung hinaus. »Hallo, hier ist Rico Parra.«
»Hallo, Rico! Hier ist Juanita de Córdoba. Ich möchte Sie sehen.«
Rico wartete, bis sich sein Herzklopfen beruhigte. »Wir können uns später sehen, zu einer passenderen Stunde.«
»Nein. Ich muß Sie jetzt sehen.«
»Also gut. Kommen Sie in mein Büro!«
»Nein. Ich möchte mit Ihnen allein sein – um etwas Vertrauliches zu besprechen. Könnten Sie in meine Villa kommen?«
Die Sache war Rico nicht geheuer. Eine Falle? Er hockte in seinem Sessel und trommelte mit den Fingern auf der Schreibtischplatte. »Juanita«, sagte er. »Kennen Sie die Bahía del Sol?«
»Ja.«
»Ich habe eine Villa dort. Kommen Sie dorthin?«
»Nehmen Sie am Eingang die rechte Abzweigung und folgen Sie der Bucht genau zwei Kilometer weit! Sie können das Haus nicht verfehlen. Eine große weiße Mauer und der Name *Casa*

de Revolución über dem Tor. Vorn ist die Wohnung des Hausmeisters. Er wird Ihnen den Schlüssel geben. Es haben dort schon öfter Frauen auf mich gewartet, so daß es nicht ungewöhnlich erscheinen wird. Wenn Sie jetzt von Havanna abfahren, sind Sie in etwa einer Stunde dort.«
»Ich werde Sie dort erwarten.«
Parra legte auf, völlig durcheinander. »Uribe!«
»Ja, Señor Parra?«
»Ich fahre für eine Weile weg. Wenn Muñoz anruft, sagen Sie ihm, es hat nichts zu geschehen, bevor ich persönlich den Befehl gebe!«
»Ja, Señor.«
»Versuchen Sie weiter, Castro zu erreichen!«
»Ja«, sagte Uribe und zog sich in das Büro nebenan zurück.
Parra rief die Casa de Revolución an; der Chef des Wachkommandos meldete sich am Apparat. »Hier ist Rico. Ich erwarte eine Frau, die in etwa einer Stunde ankommen wird. Durchsuchen Sie sie auf Waffen und halten Sie sie dann im Hauptgebäude fest, bis ich komme! Stellen Sie die Wachen rings um das Grundstück auf!«
»Was ist denn los?«
»Es könnte ein Trick der Widerständler sein – vielleicht auch nicht.« Rico Parra nahm seinen Leibriemen mit der Pistole vom Garderobenhaken, schnallte ihn um und verließ das Büro.

30

Boris Kuznetow entwickelte eine wahre Leidenschaft für Pepsi-Cola. Oft genug trank er während einer Verhörsitzung eine Sechserpackung leer. Er leerte sein Glas, bat die Schwester um ein neues und blickte in die vertrauten Gesichter von Jaffe, Kramer, W. Smith und Dr. Billings.
»Im Jahr 1950«, fuhr er fort, »wurde ich als Resident zur so-

wjetischen Botschaft in Ostberlin geschickt, getarnt als Mitglied der Einkaufskommission. Zu meinen Aufgaben gehörten Nachrichtenverbindungen, tote Briefkästen und die Leitung der Operationen. Mir oblag auch die Überwachung aller Leute, die in der sowjetischen Botschaft arbeiteten.«
»Sie leiteten Spionageoperationen?«
»Ja. Hauptsächlich in Westberlin.«
»Außerhalb Westberlins?«
»Kaum. Ich rekrutierte Illegale.«
»Wollen Sie uns das erklären?«
»Wir suchten junge Deutsche im Alter von fünfzehn bis zwanzig Jahren, deren Eltern eine kommunistische Vergangenheit hatten oder die sonst für die Arbeit als Illegale geeignet erschienen. Diese Leute wurden zur Ausbildung an eine deutsche Spezialschule in Moskau geschickt. Die Ausbildung kann bis zu zehn Jahren dauern. Für die meisten Weststaaten haben wir solche Illegalenschulen. Die Grundidee ist, diese Leute zuerst für ein Jahr nach Westdeutschland oder Italien oder Frankreich einzuschleusen, damit sie sich mit dem Land völlig vertraut machen können, in dem sie später arbeiten sollen. Dann, nach weiteren acht Jahren, gehen sie wieder in den Westen, vollständig mit falschen Papieren ausgerüstet. Sie sind gut genug geschult, um sich in der Regierung, in der Wissenschaft, der Industrie oder beim Militär in hohe Positionen hinaufzuarbeiten. Durch die Einpflanzung dieser Keimlinge von Illegalen wird es später einmal eine großartige Ernte an Agenten geben, die an Qualität alles bisher Dagewesene übertreffen.«
»Wie viele haben Sie angeworben?«
»Vierzehn.«
»Wurden in Deutschland noch mehr angeworben?«
»Ich glaube, an der Schule in Moskau sind vierzig Deutsche.«
»An der französischen Schule?«
»Vielleicht die gleiche Anzahl.«
W. Smith und Kramer begannen mit einer ausführlichen Befragung über Einzelheiten zu Kuznetows Berliner Operationen.
Plötzlich wurden sie durch das Erscheinen Michael Nordstroms und seines Auswerters, Sanderson Hooper, unterbrochen. Die

beiden waren in letzter Zeit öfter gekommen und hatten das Verhör unterbrochen, um Fragen über die NATO-Dokumente zu stellen, die Kuznetow bei seinem Übertritt ausgeliefert hatte.
Boris merkte, daß die Amerikaner wegen etwas besonders Wichtigem kamen.
»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich meine Fragen auf englisch stelle?« fragte Nordstrom.
»Ist mir recht.«
»Würden Sie diese Dokumente identifizieren?«
Alle Nummern waren von den Dokumenten entfernt worden. Kuznetow rückte seine Brille zurecht und betrachtete das erste Papier nur zehn Sekunden lang.
»Das ist aus Ihrer Zwölfhunderterserie, Aufmarschpläne für den Fall sowjetischer Truppenbewegungen in Richtung Norwegen.«
»Und dies?«
»Dokument der Klasse B über fehlerhafte Munition.«
»Dies hier?«
»Beschaffungsanweisungen für Schuhe. Hat mit kältebeständigem Spezialmaterial zu tun.«
»Dies?«
»Alternativpläne für den Fall, daß Flugplätze in der früheren Britischen Zone unbrauchbar werden.«
»Und dies?«
»Ist eine Fälschung.«
»Warum sagen Sie das?«
»Es bezieht sich auf eine Zusammenarbeit zwischen der schwedischen Luftwaffe und der NATO. Nach unseren Informationsquellen in Schweden gibt es keine Vereinbarungen zwischen Schweden und der NATO.«
»Wer sind Ihre Informanten?«
»Ich weiß es nicht. Ich glaube, es ist ein schwedischer Offizier, vielleicht im Rang eines Stabsoffiziers.«
»Was führt Sie zu dieser Vermutung?«
»Ein Zusammentreffen mit einem unserer Generale in Moskau. Ein General Samow, Fjodor Samow. Sein richtiger Name ist Pjotr Pawlowitsch Rogatkin. Er hatte viel mit den Schweden

zu tun. Meiner Ansicht nach hatte er Kontakte zu hohen Stellen in Schweden.«
»Dies Dokument?«
»Verteilung von Polaris-U-Booten in sowjetischen Gewässern und in der Ostsee. Lassen Sie mich sehen – dies, dies und dies hier stimmt. Absatz F ist eine Fälschung.«
»Wie kamen NATO-Dokumente in Ihre Hände?«
»Vom sowjetischen Residenten in Paris.«
»Wer ist das?«
»Gorin.«
»Wie wurden sie weitergeleitet?«
»Durch normale Kanäle. Fast jedes NATO-Dokument, das wir anforderten, war innerhalb einer Woche bei uns in Moskau.«
»Wer lieferte sie an Gorin?«
»Ich werde darüber sprechen, wenn Devereaux zurück ist.«
Nordstrom brach die Sitzung ab. Boris spürte eine gewisse Spannung und Eile, als er in sein Zimmer zurückgebracht wurde.
Jaffe von der französischen ININ-Gruppe wurde, nachdem die anderen gegangen waren, von Nordstrom und Hooper gebeten, bei ihnen zu bleiben.
»Wir sind gestern einen bedeutenden Schritt weitergekommen«, sagte Nordstrom zu Jaffe. »Wir haben sechs gemeinsame Leser für die NATO-Dokumente herausgefunden, die uns Kuznetow übergeben hat. Drei von ihnen sind aus anderen Ländern, und wir halten sie unter Beobachtung. Die anderen drei sind Franzosen.«
»Wer?«
»Oberst Galande im Luftwaffen-Planungsstab.«
Jaffe nickte.
»Zwei Zivilisten. Guillon, technischer Berater in der Dienststelle des Generalstabschefs.«
»Kenne ich oberflächlich. Würde mich überraschen.«
»Jarré, der NATO-Wirtschaftsreferent.«
Jaffe spielte mit seinem gewaltigen Schnurrbart. »Oberst Galande, Guillon und Jarré«, sagte er nachdenklich.
»Wir haben Bedenken, damit zum französischen SDECE zu gehen«, sagte Hooper.

»Sie haben allen Grund dazu«, bestätigte Jaffe.
»Wir haben von uns aus keine Möglichkeit, Franzosen zu überwachen«, sagte Michael.
»Léon Roux, Chef der Abteilung für innere Sicherheit bei der französischen Sûreté«, sagte Jaffe. »Die Sicherheitspolizei ist etwas ganz anderes. Roux war immer bereit, uns zu helfen, und außerdem hat er, offen gesagt, für die meisten der SDECE-Leute nicht allzuviel übrig.«
»Fliegen Sie heute abend nach Paris! Sprechen Sie mit Roux, und versuchen Sie, ihn dazu zu bewegen, diese drei Verdächtigen unter Beobachtung zu stellen und ihre Vergangenheit zu überprüfen – und die verdammte Geschichte nicht laut werden zu lassen!«
»Auf Roux können wir uns verlassen.«
Sanderson Hooper stieß einen tiefen, sorgenvollen Seufzer aus.
»Ich möchte wissen, womit Kuznetow am Ende herauskommt.«
»Wir werden es ziemlich bald erfahren. Devereaux wird in Miami zurückerwartet.«
»Wenn er überhaupt zurückkommt«, sagte Mike.
Jaffe stand vom Tisch auf. Er war in Gedanken schon beim Packen. Er mußte das ININ-Flugzeug in Andrews erreichen und in Paris zusehen, daß er Roux sofort treffen konnte.
»Hoop und Mike, machen Sie einen großen Kreis um Jarrés Namen!«
»Warum?«
»Fiel mir im Augenblick so ein.«

31

Der Wagen der französischen Botschaft hielt vor dem Hauptgebäude des Flughafens Rancho Boyeros. Botschafter Alain Adam ging mit Devereaux zum Schalter der KLM, dem einzigen, an dem Betrieb herrschte.

»Was haben Sie bloß in dieser Tasche?« fragte Alain, als er die Reisetasche sah, die Juanita de Córdoba André gegeben hatte.
»Nur die Post. Halten Sie sie bitte, während ich mich anmelde.«
André tat gleichgültig, als er den Mann in einer schlechtsitzenden KLM-Jacke hinter dem Schalterangestellten erblickte. Er gehörte zur kubanischen G-2 und hätte sich ebensogut gleich ein Plakat umhängen können.
»Diese zwei Taschen«, sagte der G-2-Mann.
»Ich nehme sie mit an Bord.«
»Sie sind zu groß.«
»Ich bin Diplomat.«
»Tut mir leid.«
»Ich habe nicht die Absicht, sie aus der Hand zu geben.«
»Legen Sie sie auf die Waage!«
»Nein.«
»Wir haben Warnungen vor einem Bombenanschlag erhalten. Sämtliches Gepäck wird gewogen und untersucht.«
»Tut mir leid!«
Der G-2-Mann starrte ihn an. André gähnte gelangweilt.
»Tragen Sie ihn ein!« sagte der G-2-Mann schließlich.
Die Hand des Schalterangestellten zitterte bei der Prüfung der Flugscheine. »Am Ende des Korridors, Sir. Warteraum Nummer drei.«
André nahm seine Reisetasche und ging mit Alain Adam langsam auf den langen Gang zu. Am Kopfende der Halle wurde er von einem Posten barsch gestoppt.
»Sie werden sich hier von Ihrem Freund verabschieden. Besucher dürfen nicht in die Warteräume.«
André sah sich um und erblickte die überall herumstehenden G-2-Männer. Zwei von ihnen stellten sich hinter ihn, um ihm den Weg zum Ausgang abzuschneiden. Alle anderen abreisenden Passagiere wurden in die Warteräume eins und zwei geschickt. Er würde im Raum drei allein sein. Natürlich. In Juanitas Reisetasche war etwas, was sie selbst und hundert andere Kubaner in die größten Schwierigkeiten bringen konnte.
Das Spiel war eröffnet! KLM-Maschine landet in Miami. Französischer Diplomat vermißt. Die Kubaner würden sich dumm

stellen, würden eine Passagierliste vorzeigen, auf der sein Name fehlte, würden sich entschuldigen und eine Untersuchung zusagen, und die Affäre würde sich im dunkeln verlieren.
André spielte seine erste Karte aus. Er zog schnell Alain Adam beiseite und sagte in schwer zu verstehendem Französisch: »Sie sehen, was gespielt wird?«
Adam nickte.
»Fahren Sie sofort zurück nach Havanna! Holen Sie Juanita ab und sagen Sie ihr, sie soll in der Botschaft um politisches Asyl bitten. Dann fahren Sie zu Castro, Parra oder Che Guevara und eröffnen ihnen, daß wir wissen, was hier vor sich geht. Fahren Sie!«
»André, ich möchte Sie hier nicht allein lassen.«
»Gehen Sie! Bringen Sie ihre obersten Beamten durcheinander! Drohen Sie ihnen, daß wir sie bloßstellen werden. Es ist unsere beste Chance. Nun gehen Sie!«
Adam suchte nach einem passenden Wort, drückte dann aber André nur fest die Hand, nickte und ging. André sah den Botschafter das Flughafengelände verlassen; der Wagen fuhr ab und verschwand.
Der Kreis der G-2-Leute zog sich um ihn zusammen. »Sie gehen in den Warteraum Nummer drei!« kommandierte einer.
Der gesprochen hatte, schien der Anführer zu sein. André ging langsam auf ihn zu und schüttelte den Kopf. »Nein. Ihr Boß, Muñoz, wartet zweifellos in einem der rückwärtigen Büros. Laufen Sie schnell zu ihm und sagen Sie ihm, daß wir sein Spiel durchschauen und daß die französische Botschaft gestern abend Paris über die Situation hier informiert hat. Bis er Lust hat, mit mir darüber zu sprechen, werde ich in einem Raum mit den anderen Passagieren zusammen warten.«
Damit schob sich André an dem Mann vorbei und betrat den Warteraum zwei, in dem Hochbetrieb herrschte. Der verwirrte Kubaner lief zu Muñoz und berichtete ihm Devereaux' Worte. Wie verwirrt Muñoz plötzlich war, merkte man an seinen zitternden Händen und seinen nervösen Atemzügen. Er biß sich auf die Unterlippe und griff zum Telefon.
»Verbinden Sie mich mit Rico Parra!« schrie er.

32

Rico Parra riß die Tür zur Casa de Revolución auf. Das Wohnzimmer hatte seit den Tagen des früheren Besitzers schwer gelitten. Juanita de Córdoba saß auf einem Stuhl mit hoher Lehne. Der Wachkommandant Hernandez stand hinter ihr, die Maschinenpistole auf ihren Kopf gerichtet.

»Sie hat keine Waffen bei sich«, sagte Hernandez.

Rico gab dem Mann durch eine Kopfbewegung zu verstehen, daß er gehen könne.

»Ich fühle mich geschmeichelt durch Ihr Waffenaufgebot«, sagte sie, »aber es war unnötig. Ich bin ganz harmlos.«

»Sie sind so harmlos wie eine Kobra«, antwortete Rico.

»Wie Sie wollen.«

»Ja, wie ich will. Es war nicht Dummheit, was mich die Kämpfe in der Sierra Maestra überleben ließ. Also, was wollen Sie?«

Juanita erhob sich und ließ ihre Finger über einen antiken Schreibtisch gleiten. Sogar in dieser gespannten Atmosphäre, in dem dunklen, unordentlichen Raum, sogar hier spürte er das Weib vor sich. Ihr Körper steckte in enganliegenden seidenen Hosen. Die langen lackierten Nägel, das Funkeln ihres Schmucks, die strenge Frisur, ihr Parfum ... Ricos Blicke wanderten über ihre unbedeckte Taille und zu dem winzigen Oberteil aus dünner Seide, das nur lose zu einer Schleife zusammengebunden war und den Busen kaum verhüllte.

»Natürlich müssen Sie wissen, warum ich hier bin«, sagte sie.

»Es ist zu früh am Tag für Ratespiele. Sagen Sie es!«

»Sie sagten mir, Sie hätten Gewalt über gewisse ausländische Diplomaten. Ich möchte Ihnen einen von ihnen abhandeln.«

Rico zog eine Zigarre aus einer Tasche seiner Uniform, biß die Spitze ab und spuckte sie auf den Fußboden. Dann kaute er daran, ohne sie anzuzünden.

»André Devereaux muß Kuba heil verlassen.«

»Und wenn er das tut?«

»Können Sie ein Täubchen haben.« Sie ging zur Schlafzimmertür und öffnete sie.

Rico wußte, sie würde ihn immer so tief hassen, wie sie den Franzosen liebte. In Wirklichkeit würde er nicht mehr als einen Schatten besitzen.

»Nun«, sagte sie, »das ist es doch, was Sie sich wünschen.« Er ließ ein merkwürdiges Kichern hören, hob dann sein bärtiges Gesicht und lachte. »Glauben Sie wirklich, ich lasse ihn aus Kuba entwischen?« brüllte er. »Er spioniert für die Yankees. Und wie ist es mit Ihnen und Ihrer Aufopferung? Vielleicht wollen Sie bloß Ihre eigene Haut retten. Nein, Rico Parra läßt sich nicht mißbrauchen. Ich schütze keine Verräter!«

»Ich weiß nicht, ob André Devereaux in einem Geheimdienstauftrag hier war oder nicht«, sagte sie. – »Lügnerin!«

»Ich weiß es nicht«, wiederholte sie. »Aber wenn es so war, dann trägt er die Informationen bestimmt nicht persönlich aus dem Land, oder? Würde er sie nicht schon über Funk oder durch die diplomatische Kurierpost übermittelt haben?«

»Sie sind zu verdammt logisch für eine Frau.«

»Auf jeden Fall kann Ihnen Devereaux keinen Schaden mehr zufügen, es sei denn, Sie wären so töricht, ihn umbringen zu wollen. Das würde dann wirklich Folgen haben. Und was mich betrifft, Rico Parra, ich habe Kuba nicht verraten.«

»Und wenn er ausreist, versucht er, ein Boot für Sie zu schikken – stimmt's?«

»Ich bin sicher, daß Sie meine Dienstboten durch Ihre eigenen ersetzen werden. Ich rechne damit, unter ständiger Bewachung zu stehen. Das ist Teil des Handels.«

»Sie haben das wirklich gründlich durchdacht, nicht wahr?«

»Ich habe Sie nie für einen Trottel gehalten.« Sie ging ins Schlafzimmer. Rico folgte ihr, seine kalte Zigarre zwischen den Zähnen. Er lehnte sich an den Türrahmen, steckte die Daumen hinter den Bauchgurt und blickte düster vor sich hin.

Juanita stand neben dem Bett und löste die Schleife ihres Büstenhalters. Er öffnete sich. Sie ließ ihn zu Boden fallen und stand stolz in ihrer Nacktheit da.

Rico lief rot an. Ströme von Lust und Zorn und Verwirrung durchliefen ihn gleichzeitig. Juanita ging selbstsicher auf ihn zu, nahm ihm die Zigarre aus dem Mund und schleuderte sie fort. Sie ergriff seine grobe Hand und führte sie an ihre Brust.

»Wenn wir es schon tun«, sagte sie, »können wir es wenigstens genießen.«
Seine freie Hand kam auf einmal hoch und schlug ihr über den Mund. »Schwein! Aristokratenschwein!« Ein weiterer Schlag, ihr Kopf flog zurück, und ihr Haar löste sich. Er schlug sie wieder. Ihr wurde schwindlig, aber sie wich nicht zurück und weinte nicht. Rico schleuderte sie brutal aufs Bett. »Du haßt mich! Schön, Weib! Du willst ein Tier!«
Er sprang auf sie, riß ihr die Hosen vom Leib und warf sie auf dem Bett hin und her. Juanita verfiel halb in Hysterie und langte verzweifelt nach seinem Bart, an dem sie mit aller Kraft zerrte, bis Rico gezwungen war, sich auf sie fallen zu lassen. Ihre Zähne drangen durch das Hemd in seine Schulter. Er schrie vor Schmerz.
»Ich bin auch ein Tier!« rief Juanita, biß ihn wieder und zwang ihn, von ihr abzulassen.
Sie lagen nebeneinander und rangen nach Atem, dann lachten und weinten sie wie Halbverrückte, rissen wieder aneinander und fielen kämpfend auf den Fußboden. Sie blieb ihm an Brutalität nichts schuldig. Sie grub ihre Nägel in sein Gesicht, kratzte ihn, riß an seinem Bart und biß ihn, bis er sie auf dem Rücken liegen hatte und sie durch sein Gewicht niederhielt. Das Blut aus seiner Wunde lief ihr über Gesicht und Hals. Er hielt sie fest. Beide keuchten und stöhnten – und nach einer Weile wurden sie ruhig.
Plötzlich begann Rico Parra zu wimmern. »Ich kann es nicht. Ich bin jetzt nicht fähig dazu. Ich habe immer diese Schwierigkeiten.« Er lockerte seinen Griff.
Ihre Finger fuhren in den schwarzen Haarschopf, diesmal zärtlich, und sie streichelte ihn sacht. »Ruh dich aus, und dann helfe ich dir.«
»Ich kann es nicht.«
»Ich werde es dir zeigen. Ich bringe dir alles bei.«
Beide merkten, daß jemand ins Zimmer gekommen war. Hernandez, der Leibwächter, stand mit offenem Mund über ihnen. Rico rappelte sich auf, und Hernandez schlich zitternd zur Tür.
»*Compadre*«, flehte er, »ich hatte keine Ahnung . . .«

»Zum Teufel! Was wollen Sie hier?«
»Uribe rief von Ihrem Büro an und fragte, ob Sie hier seien. Er sagte, es sei dringend – von Muñoz, auf dem Flughafen.«
»Was haben Sie ihm gesagt?«
»Nichts – ich habe ihm nicht gesagt, daß Sie hier sind. Ich schwöre es!«
»Raus!« schrie Parra und trat Hernandez in den Hintern.
Er schwankte einen Augenblick und wischte sich mit dem Handrücken das Blut aus dem Gesicht. Er sah Juanita an, die auf dem Fußboden lag. Dann wankte er zum Telefon und nahm den Hörer ab.
»Ruf nicht an!« bettelte Juanita de Córdoba. »Bitte, ruf nicht an!«

33

Eine Stunde verrann – eine zweite Stunde.
André saß auf der Holzbank im Warteraum zwei, die Reisetaschen vor sich auf den Knien, während die kalten, scharfen Blicke der G-2-Leute ununterbrochen auf ihm ruhten.
Es war stickig in dem schlecht gelüfteten Raum. Die Beamten und die Miliz vollzogen an den kubanischen Passagieren ihr schmutziges Abflugzeremoniell.
Eine häßliche, grobe Frau von der G-2 rief mit schriller Stimme ihre Namen aus. Auswanderungsbeamte riefen die Flüchtlinge auf, und die Polizei füllte eine Reihe von Formularen aus, um die Adressen der nächsten in Kuba wohnenden Angehörigen festzuhalten.
Ein Vertreter der Staatsbank prüfte, ob sie keine finanziellen Verpflichtungen hinterließen.
Verängstigte kubanische Familien wurden in Nebenräume befohlen, wo sie sich zur Durchsuchung nackt ausziehen mußten.

Ein Stapel von beschlagnahmten Sachen – Kleidung, Schmuck, Uhren, Trauringe, religiöse Medaillons und Literatur – wuchs auf den Abfertigungstischen. Vieles von dem, was da lag, suchten sich später die Milizsoldaten und Beamten heraus. Der Rest kam dann in der Halle des Kapitols zum Verkauf.
»Achtung, Achtung! KLM-Flug Nr. 438 nach Miami wird sich aus technischen Gründen verzögern.«
Ein Stöhnen kam von den müden Passagieren, und im Nu verbreitete sich das Gerücht von einer versteckten Bombe. Hunger und Durst quälten die verängstigten Leute. Sie standen Schlange, um einzeln in Begleitung eines Bewachers in die Toilette eingelassen zu werden.
Muñoz lief der Schweiß übers Gesicht. Der KLM-Vertreter stritt mit ihm über die weitere Verzögerung des Abflugs.
Muñoz starrte zum Fenster hinaus auf das bereitstehende Flugzeug. »Ich sagte, ich werde Ihnen Bescheid geben, wenn die Maschine starten kann. Nun machen Sie, daß Sie rauskommen!«
Sein Hemd war unter den Achseln naßgeschwitzt. Er versuchte, einen Fingernagel zu finden, der noch nicht ganz abgebissen war. Als das Telefon klingelte, griff er so hastig nach dem Hörer, daß er ihm aus der nassen Hand rutschte.
»Hallo!« Es war wieder Uribe, schon zum zehntenmal.
»Haben Sie Rico gefunden?«
»Nein, aber etwas anderes hat sich ergeben. Che Guevara hat eben angerufen«, sagte er. Das war ein anderer der starken Männer des Regimes. »Er sagte, der französische Botschafter habe ihn eben besucht und ihm gesagt, er wüßte, daß wir Devereaux zu entführen beabsichtigten.«
»Na, und was waren Ches Anweisungen?«
»Er sagte mir, ich solle Ihnen sagen, in Abwesenheit von Parra und Castro müßten Sie als Chef der G-2 entscheiden.«
Muñoz legte langsam auf, ging zur Tür, öffnete sie und rief seinen wartenden Gehilfen.

Der übelriechende Mann ließ sein letztes bißchen Kraft in sie hineinfließen.
Juanita weinte leise.

»Du verabscheust mich«, murmelte der erschöpfte Rico wehleidig.
»Nein – ich weine, weil ich so glücklich bin«, schluchzte sie, »weil ich so glücklich bin.«

»Achtung, Achtung! KLM-Flug 438 nach Miami. Maschine startet in wenigen Minuten. Passagiere können sich zum Flugsteig begeben.«

34

In Miami passierte André die Zollabfertigung, ging dann sofort in die Halle des Hauptgebäudes und meldete sich unter dem Namen De Fries im Flughafenhotel an.
Innerhalb weniger Augenblicke erschien Michael Nordstrom an seiner Tür – mit einem Eiskübel und einer Flasche Bourbon.
»Hallo, Mike – wie geht es Ihnen? Nett, Sie wieder zu sehen.«
»Nett, *Sie* zu sehen. Manche von uns machten sich schon Sorgen.«
André zuckte mit den Schultern und schloß die Tür. »Haben Sie alles erhalten?«
»Zwei Rollen Mikrofilm und vier Funksprüche.«
»Großartig«, sagte André. »Ich habe noch eine Menge Kleinigkeiten in meiner Aktentasche, vor allem einige Fotos. Es wird ein paar Tage dauern, bis ich den Bericht fertig habe.«
Er warf seine Jacke aufs Bett, lockerte die Krawatte, rollte die Ärmel hoch, ging ins Badezimmer und tauchte sein Gesicht in das mit kaltem Wasser gefüllte Waschbecken.
Mike reichte ihm ein Glas Whisky. André ließ sich in einen Sessel fallen. Er nahm einen Schluck und seufzte müde.
»Wie ging es?« fragte Mike.
»Routinesache. Nichts übermäßig Aufregendes. Aber ich schätze, Sie werden sich in Kuba nach anderen Informationsquellen

umsehen müssen. Ich fürchte, ich bin dort nicht mehr besonders willkommen. Wir sind erledigt, Mike.«
»Hoffentlich ist niemand von Ihren Leuten geschnappt worden.«
»Nicht daß ich wüßte, aber sie sind zu einem Körper ohne Kopf geworden. Mit etwas Glück könnten sie wieder in die Anonymität untertauchen.«
»Es war ein höllischer Job, André. Ein höllischer Job. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wieviel Sie für uns getan haben. Und was Ihre Leute betrifft, was für ein Mordsglück, daß sie nicht an irgendeine Friedhofsmauer gestellt wurden.«
»Das war Juanitas Klugheit.«
»Sie muß eine großartige Frau sein«, sagte Mike.
»Ja, es gibt keine andere, die ihr gleichkäme. Ich brauche ein Boot für sie. Sie ist in größerer Gefahr, als sie mich wissen läßt.«
»Sie können mit unserer Hilfe rechnen.«
»Danke.«
Es war Mike klar, daß André bei dieser Frau sehr weit gegangen war. Es war dumm, sich einfangen zu lassen. André tat ihm leid, aber sogar in diesem Beruf bleiben Männer eben Männer.
André stellte sein Glas auf den Kaffeetisch. Daneben stand die Tasche, die Juanita ihm gegeben hatte. »Oh, hier ist die Post. Sie sagte mir, ich solle sie sofort öffnen.«
Er drehte den Schlüssel im Schloß, öffnete die Tasche weit und starrte verblüfft hinein. »Mein Gott!«
Michael Nordstrom stand mit offenem Mund da, als André hineingriff und eine Handvoll Juwelen herausholte. Brillanten und Rubine und Smaragde an Halsketten, Armbändern, Uhren, Ringen. Andere waren in alte Zeitungen und Wachstuch verpackt. An jedem Schmuckstück hing ein Zettel:

BITTE SENDEN SIE DIES AN MANUEL SANCHES, MIAMI – VON SEINER SCHWESTER.

AN DR. F. DARGO, MIAMI – VON SEINER MUTTER.

BITTE SORGEN SIE DAFÜR, DASS SAMUEL LOPEZ Y GARDIOS DIES ERHÄLT – ES IST VON SEINEM BRUDER ARTURO. ICH GLAUBE, ER IST IN DENVER IN COLORADO.

Es waren über fünfzig Stücke, und an jedem hing eine Anweisung für die Zustellung. Ein Potpourri funkelnder Tragik.
André begann die Sachen in die Tasche zurückzulegen, als er etwas auf dem Boden entdeckte. Es war eine Perlenkette mit einem Saphiranhänger, der mit Brillanten eingefaßt war. Er kannte die Kette. Ein Ring daneben – auch ihn kannte er. Ein Dutzend Stücke auf dem Boden der Tasche erkannte er wieder. Sie gehörten Juanita de Córdoba.
Da war ein an ihn gerichteter Brief. Er riß den Umschlag auf.

Mein geliebter André,
bitte verwende diese Sachen für die Ausbildung meiner Söhne. Schau ab und zu einmal nach ihnen, wenn es möglich ist! Sie sind feine Jungen und haben den Mut ihres Vaters, und ich weiß, daß sie einmal prächtige Männer werden.
Mein liebster, mein wundervoller Mann, Du mußt jetzt wissen, daß ich Dich liebe, was auch kommen mag, ich liebe nur Dich allein, bis an meinen Tod. Blick nicht zurück und weine nicht um mich! Wenn ich alles noch einmal tun müßte, ich würde nichts anders machen.

In Liebe
Juanita

Mike sah, wie André von Schmerz überwältigt wurde. Er hatte ihn noch nie so gesehen.
»O mein Gott!« rief André unter Tränen. »Sie hat es vor mir verborgen, Mike. O Gott! Sie hat es gewußt und wollte es mir nicht sagen. O Gott! Was soll ich nur tun? Juanita – oh, meine Liebste – Juanita . . .«
»Ruhig, André – ruhig – ruhig . . .«

Dritter Teil · TOPAS

Prolog

Der Präsident stieß sich mit den Zehenspitzen ab und setzte seinen Schaukelstuhl in Bewegung. Auf der Ledercouch neben ihm saßen sein engster politischer Ratgeber Lowenstein und Marshal McKittrick, sein persönlicher Referent vom Geheimdienst. General St. James, Chef des Generalstabs, stellte das Fernsehgerät etwas schärfer ein und ging dann ein paar Schritte auf und ab.

Der Mann auf dem Bildschirm war der Kongreßabgeordnete Brolin aus Ohio, der im ganzen Land zunehmend von sich reden machte. Eben wurde er auf dem Treffen der amerikanischen Kriegsteilnehmer begrüßt und schritt dann zur Rednertribüne mit den vielen Mikrophonen ... Blitzlichter flammten auf, und donnernder Beifall empfing ihn.

Schon im Hochsommer hatte Brolin in einer Reihe von öffentlichen Erklärungen Amerika vor den sowjetischen Waffen auf Kuba gewarnt. Anfangs hielt man seine Reden und Zeitungsartikel für Hirngespinste, für politische Schachzüge, mit denen er die Regierung in Verlegenheit bringen wollte. Inzwischen dachte man anders darüber. Brolins Worte wurden jetzt aufmerksam gehört, weil sich herausstellte, daß er offenbar Zugang zu Nachrichten aus erster Hand besaß.

Die vier Männer im Arbeitszimmer des Präsidenten verfolgten gespannt, wie der weißhaarige Politiker scheinbar genau in ihren Raum zeigte. Er behauptet, die Sowjets brächten immer mehr Waffen nach Kuba, und forderte den amerikanischen Präsidenten auf, dem Volk reinen Wein einzuschenken – oder eine parlamentarische Untersuchung werde die Folge sein.

Nachdem sie den Fernsehempfänger ausgeschaltet und sich so den Beifall des Publikums für Brolins Rede erspart hatten, blieb es im Zimmer des Präsidenten eine ganze Weile totenstill.

»Am Dienstag spricht er vor dem Kongreß«, sagte Lowenstein schließlich, »und nächsten Sonntag stellt er sich der Presse.«
Welche Wirkung Brolin ausüben würde, konnte man sich an fünf Fingern ausrechnen. Die Zuschriften nahmen schon ein bedenkliches Ausmaß an. Neueste französische Geheimberichte aus Kuba deuteten darauf hin, daß die Sowjets tatsächlich Fernlenkgeschosse anlieferten. Die beängstigende Frage, wann sie einsatzbereit sein würden, ließ sich noch nicht beantworten. Vor wenigen Stunden erst hatte der Präsident eine zweistündige Unterredung mit einem sowjetischen Sonderbotschafter gehabt, dessen Auftrag darin bestand, Friedensbeteuerungen abzugeben und dem Präsidenten zu versichern, daß man die russischen Absichten mißverstehe.
»McKittrick«, sagte der Präsident, »ich möchte, daß Kuba von einem Ende zum anderen fotografiert wird, und zwar innerhalb weniger Tage. Heben Sie alle Beschränkungen auf.« Dann erhob er sich aus seinem Schaukelstuhl und sah General St. James an. »Holen Sie die Pläne für eine Invasion Kubas«, sagte er.

I

Die Sûreté, die französische Sicherheitspolizei, hatte ihr Hauptquartier im Innenministerium gegenüber dem Elysée-Palast.
Ihr war ein Fahndungsdienst angeschlossen, der im großen und ganzen die gleichen Aufgaben versah wie der amerikanische FBI und von einem altgedienten Berufsbeamten namens Léon Roux geleitet wurde. Dieser gebot über geschulte Leute und einen glänzend eingespielten Polizeiapparat und war irgendwelchem Druck durch Staatspräsident Pierre La Croix verhältnismäßig wenig ausgesetzt.
Roux lehnte es ab, die neue Mode der Amerika-Verketzerung mitzumachen, und er begrüßte seinen alten Freund Sid Jaffe, wie man einen alten Freund begrüßt.
Der Franzose hatte die raschen, ruckartigen Bewegungen eines Kolibris, dagegen ein Gesicht, das so runzelig wie eine getrocknete Pflaume und von der jahrelangen Polizeiarbeit ausgesprochen zynisch geworden war.
Sie tranken Kaffee und plauderten, dann kam Sid Jaffe auf das zu sprechen, was ihn nach Paris geführt hatte.
»Bei Ihnen hier«, sagte Jaffe, »hat man dutzendweise NATO-Dokumente gestohlen und Kopien davon nach Moskau geschickt.« – Léon Roux stöhnte und rieb sich tief bekümmert das runzelige Gesicht.
»Wir besitzen zum großen Teil die russischen Übersetzungen, die uns ein Überläufer ausgehändigt hat«, fuhr Jaffe fort, »und wir haben festgestellt, daß insgesamt sechs Leute jedes dieser Dokumente gelesen haben: drei Franzosen und drei Vertreter anderer NATO-Länder. Letztere sind inzwischen alle in ihre Heimat zurückgekehrt. Nordstrom hat mich hergeschickt; er bittet Sie, uns zu unterstützen und die verdächtigen Franzosen überwachen zu lassen.«

Roux nickte.
»Wir möchten so wenig wie möglich Aufsehen erregen«, sagte Jaffe, womit er andeuten wollte, daß weder der SDECE noch Präsident La Croix schon jetzt ins Bild gesetzt werden durften. Jaffe wußte natürlich um die fortgesetzten Kämpfe zwischen Roux und dem SDECE – diese Rivalität kam ihm zugute.
Roux blickte zur Decke und dachte laut. »Sagen wir also, Jaffe hat mich nicht besucht und mir nichts gesagt. Sagen wir, ich habe durch eigene Quellen einen Fingerzeig erhalten. Infolgedessen habe ich das Recht, eigenmächtig zu handeln, und niemand braucht vorläufig etwas zu wissen, stimmt's?«
Jaffe lächelte. »Ich habe nichts gesagt.«
»Und nun raus mit der Sprache, welche braven Franzosen sind verdächtigt?«
»Oberst Galande, Einsatzplanung Luftwaffe.«
Roux stülpte die Lippen vor und machte eine *Comme ci-comme ça*-Handbewegung, die besagen sollte: kann sein, kann auch nicht sein. »Möglich«, meinte er. »Galande war Offizier der Vichy-Regierung. La Croix hat ihn vor Jahren wieder in Gnaden aufgenommen. Seine Frau war Kommunistin – aber das ist in Frankreich kein Verbrechen. Möglich, möglich.«
»Guillon, Dienststelle des Generalstabschefs.«
»Äußerst zweifelhaft, Jaffe.«
»Man kann nie wissen.«
»Wer noch?«
»NATO-Wirtschaftsreferent Henri Jarré.«
Léon Roux' Schweigen sprach Bände. Er ließ sich die Personalakten der drei genannten Männer bringen und bat, man möge Marcel Steinberger hereinrufen.
»Ich übergebe diese Sache Inspektor Steinberger, den Sie gleich kennenlernen werden. Ein Halbjude. Von Auschwitz kam er noch nach Dachau, wo ihn die Amerikaner befreiten. Er hat Jahre in Ihrer Militärregierung gearbeitet, ist außerordentlich amerikafreundlich, verschwiegen und intelligent.«
Gleichzeitig mit den Akten der Verdächtigen kam Inspektor Steinberger. Die beiden Herren wurden einander vorgestellt, und während Roux den Auftrag des Amerikaners erläuterte, musterte Jaffe den Inspektor eingehend.

Steinberger war ein ziemlich kleiner Mann, dem man die Jahre in zwei Konzentrationslagern äußerlich kaum ansah, bis auf einen Anflug von Verstörtheit, der hin und wieder in seinen Augen aufglomm. Es war ein Ausdruck plötzlicher Leere und Geistesabwesenheit. Jaffe hatte die Erfahrung gemacht, daß diese Nachwirkung ihrer Leiden die Opfer der Konzentrationslager von anderen Menschen unterschied.
Nachdem der Bericht beendet war, sahen die drei Männer die Akten durch. Léon Roux riß zwei Blätter von einem Notizblock und reichte Jaffe und Steinberger je eines über den Schreibtisch.
»Wir wollen, jeder für sich, den Namen des gesuchten Mannes aufschreiben.«
Jaffe verdeckte seinen Zettel mit einer Hand und kritzelte zwei Worte hin, und genauso machte es Inspektor Steinberger. Roux dagegen klemmte sich den Kugelschreiber zwischen Zeige- und Mittelfinger und malte kunstvolle Schnörkel. Die Zettel wurden ihm verdeckt zugeschoben. Er drehte erst seinen eigenen um und dann die beiden anderen.
Auf allen dreien standen die gleichen Worte: HENRI JARRÉ.

2

André schob mit dem Rücken die Tür auf und setzte seine Koffer ab. Ohne das gewohnte Begrüßungsgekläff von Picasso und Robespierre spürte er sofort eine gewisse Leere um sich. Im Wohnzimmer brannte nur die kleine Lampe zwischen den beiden Louis-XV-Sesseln.
Verdrossen saß dort Brigitte Camus – in Trenchcoat und Wollmütze.
»Hallo, Monsieur Devereaux«, sagte sie.
Er fürchtete sich zu fragen, denn er wußte die Antwort.
»Ihre Frau ist fortgegangen«, sagte Brigitte.

»Wann?«
»Sowie Sie nach Kuba abgereist waren. Auf dem Schreibtisch hat sie eine Nachricht hinterlassen, und von Michèle liegen mehrere Briefe im Büro.«
Er ging zum Schreibtisch, machte Licht und riß den Umschlag auf.

Liebster André,
was einmal Liebe zwischen uns war, hat sich in etwas anderes verwandelt. Anscheinend vergehen unsere Tage nur noch damit, daß wir einander weh tun. Immer herrscht unter der Oberfläche eine feindselige Spannung und wartet nur auf ein Wort, um zu explodieren.
Ich hasse Deinen Sklavenberuf. Ich wollte verstehen und zurückstehen, aber ich kann nicht mit ansehen, wie Du vor meinen Augen zugrunde gehst.
Wie sehne ich mich nach vergangenen Zeiten, die wir nicht zurückkaufen können. Wie sehr wünschte ich, es wäre nicht so weit mit uns gekommen und wir hätten uns nicht so auseinandergelebt. Wenn wir damals gewußt hätten, was wir heute wissen, hätten wir vielleicht gegenseitig nicht das Schlimmste, sondern das Beste aus uns herausholen können. Ich kann Dir Deine Frauengeschichten nicht verzeihen. Ich habe sie hingenommen, aber nie gebilligt. Vermutlich trage ich auch einen Teil Schuld, weil ich Dir keine Erfüllung geschenkt habe.
Ich weiß, ich brauche Zeit zum Nachdenken – und Abstand von Dir, denn wenn ich Dich sehe oder höre, zittere ich vor Schwäche.
Michèle und ich wohnen in unserer Pariser Wohnung, und an Wochenenden besuche ich Deinen Vater in Montrichard. Er war sehr taktvoll, wenn man bedenkt, was für eine Meinung er im allgemeinen von Frauen hat; die Bemerkung, daß ich nur ein weiterer Beweis sei, blieb mir erspart.
Michèle hat mit Tucker gebrochen und sich hier in Paris an der Sorbonne einschreiben lassen. Inzwischen ist sie mit einem jungen Mann namens François Picard befreundet,

einem Journalisten, der auch für das staatliche Fernsehen arbeitet. Er setzt sich aufopfernd für seine Ideale ein und erinnert mich in mancher Hinsicht an Dich, zu der Zeit, da wir uns kennenlernten. Michèle ist ständig mit ihm zusammen.

Mein lieber André, wenn ich Dich vielleicht auch mit dieser Trennung verletzt habe, so glaube ich doch, daß ich Dich mehr verletzt hätte, wenn ich – bei unserer festgefahrenen Ehe – in Washington geblieben wäre.

Alles Liebe
Nicole.

André behielt den Brief noch eine Weile in der Hand.

»Haben Sie Hunger?« fragte Brigitte.

»Nein.«

»Etwas zu trinken?«

»Nein – nein danke, Madame Camus.«

Sie nahm ihm den Brief aus der Hand und las ihn. »Sie ist unfair.«

»Ich fürchte, Nicole handelt völlig richtig«, erwiderte André.

»Nein, das tut sie nicht. Nicoles Leben sollten Sie sein. Ihr Leben ist die ganze Welt. Sie hat hier zu sein und bei Ihnen zu bleiben, gleichgültig, wie schwer es ihr fällt. Aber Nicole ist in ihr Unglück verliebt. Sie verletzt ihre Pflicht als Ehefrau. Sie sollte lieber lächeln, wenn Sie müde sind, Ihnen Kraft geben, Ihre Ängste teilen und Ihnen schweigend beistehen, wenn Sie abgespannt sind. Ihre Frau verdient jemanden wie Tucker Brown.«

»Es reicht . . .«

»Entschuldigen Sie, aber ich habe zu viele Jahre mit ansehen müssen, wie auf die Schlacht in Ihrem Büro die Schlacht in Ihrem Haus folgte.«

»Ja, wirklich rücksichtslos von Nicole, mich gerade in dem Augenblick zu verlassen, da ich mich verzweifelt bemühe, meine Geliebte aus Kuba herauszuholen. Ein Jammer, daß sie dafür kein Verständnis hat.«

»Würde Juanita de Córdoba Verständnis haben, wenn die Lage umgekehrt wäre?«

»Ja – und wie gut sie es verstehen würde!«
»Dann ist das die richtige Frau für Sie.«
André ließ sich schwerfällig am Schreibtisch nieder, rieb die Augen mit den Handflächen und murmelte beinahe zusammenhanglos: »Ich habe unterwegs dieses Telegramm hier aufgesetzt. Es geht an Botschafter Adam in Havanna und betrifft ein Boot von Miami nach Kuba, mit dem ich Juanita herausholen will. Die Post ... mag ich heute abend nicht mehr durchsehen ... wir müssen einen langen Bericht machen ... wenn Sie nur dafür sorgen, daß das Telegramm gleich morgen früh abgeht ...«
»Sie haben anstrengende Tage hinter sich«, sagte Brigitte. »Nun schalten Sie mal eine Weile ab.« Entschlossen knöpfte sie ihren Mantel auf. »Ich mache Ihnen etwas zu essen.«
»Nein, Sie fahren nach Hause.«
»Bitte ...«
»Nein, Sie machen sich viel zuviel Sorgen um mich, so wie die Dinge liegen.«
»Ich schlafe im Zimmer Ihrer Tochter«, beharrte sie. »Ich möchte hier sein, wenn Sie etwas brauchen oder mit jemandem sprechen wollen. Es gibt Augenblicke, in denen man einen Mann nicht allein lassen soll.«

3

Es summte an der Wohnungstür bei Devereaux in der Rue de Rennes. Nicole ließ François Picard herein und führte ihn ins Wohnzimmer, schenkte ihm einen Pernod und sich einen Bourbon ein – eine Vorliebe, die sie aus Amerika mitgebracht hatte.
»Michèle ist gleich fertig.«
François war verärgert. »Warum, zum Teufel, ist sie nie rechtzeitig fertig? Ich habe noch nie so eine Frau gesehen, die immer und ewig zu spät kommt.«

»Sie sind verwöhnt, François, aber für ein Mädchen wie Michèle muß man schon mal kleine Opfer bringen.«
Er brummte, sie lachte. Nicole mochte diesen reizbaren jungen Mann. Er war Ende Zwanzig, geschmackvoll, wenn auch nachlässig gekleidet, und in der Unterhaltung schweiften seine Gedanken manchmal in die Ferne. Ein Träumer.
»Ich habe Ihren Artikel im letzten *Moniteur* gelesen. Sie haben eine sehr spitze Feder. Präsident La Croix war bestimmt nicht erbaut davon.«
»Leider liest er meine Sachen nicht.«
»Ich möchte aber doch annehmen, daß er Ihre Meinung erfährt.«
François stieß einen tiefen Seufzer der Enttäuschung aus. »Es handelt sich ja nicht nur um La Croix und die Leute in seiner Umgebung. Das schlimmste ist, daß das französische Volk blind ist für das, was er tut. Ein Volk von Narren. Ewige Paradeplatz-Soldaten. Trotzdem müssen wir unsere Bemühungen fortsetzen, finden Sie nicht, Madame Devereaux?« Nicole senkte den Blick und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Couch. »O ja – ich kenne noch jemanden, der so denkt.«
François Picard rauchte seine Zigarette mit der gleichen Heftigkeit, mit der er auch alles übrige tat. Er war Rebell für eine verlorene Sache ... genau wie jemand, den sie kannte. Aber er hatte auch eine unbeschwerte Seite, und Michèle war imstande, sie zu wecken.
»Meinen Sie und Michèle es eigentlich ernst?« fragte Nicole plötzlich.
»Wäre es Ihnen nicht recht?«
»Ich widersetze mich Michèle nie, aber ich will Ihnen sagen, wie ich darüber denke.«
»Bitte.«
»Michèle ist einen bestimmten Lebensstil gewohnt. Sie ist sehr behütet aufgewachsen und ... nun ja, das gesellschaftliche Leben hat immer im Vordergrund gestanden.«
»Ich verstehe.«
»Seien Sie nicht gekränkt, François, aber dieser plötzliche Klimawechsel könnte sich schwieriger gestalten, als Sie denken.«
»Ich bin nicht gekränkt, Madame. Ich habe keine Lebensstel-

lung oder was Sie so nennen. Außerdem dürfte ich wegen meiner Angriffe auf La Croix beim Fernsehen eines Tages hinausfliegen. Dann bin ich in der Tat ein Journalist, der sich mühsam durchschlägt. Von einer Kolumne wöchentlich im *Moniteur* lebt man nicht üppig.«

»Fängt dann das Künsterleben an?«

»Solange Michèle mitmacht, werde ich's versuchen.«

»Aber Sie kennen sich erst so kurze Zeit.«

»Michèle erreicht etwas, was sonst niemand bei mir erreicht. Sie bringt mich zum Lachen. Wenn ich ins Zimmer komme, sieht sie mich auf eine ganz bestimmte Art an, immer lächelt sie, und ich habe das Gefühl, sie ist glücklich, daß es mich gibt. Natürlich habe ich genug Mädchen vor ihr gehabt, doch obwohl Michèle noch sehr jung ist, ist sie weiblicher als alle, die ich kenne. Sie zieht sich an wie eine Frau, sieht aus wie eine Frau, riecht wie eine Frau. Sie ist eine hundertprozentige Frau, wie ihre Mutter.«

Michèle kam herein, mit einer Reisetasche. Sie wollten in die Nähe von Dieppe ans Meer fahren. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Wetter am Kanal zu schlecht, um zu baden oder sich in die Sonne zu legen, aber sie hatten ein hübsches Wochenendhaus mit Kamin und würden dann eben lange gefühlvolle Spaziergänge am Strand machen, Musik hören und sich unterhalten. Anscheinend konnten sie sich endlos unterhalten. François und Michèle lächelten einander zu.

»Verzeih, daß ich dich warten ließ.«

»Wir wären besser schon unterwegs, um vor dem Hauptverkehr aus Paris herauszukommen.«

»Verlebt ein schönes Wochenende. Sonntag abend erwarte ich euch zurück.«

François versprach Nicole, mit seinem Sportwagen nicht leichtsinnig durch die Gegend zu rasen, und verabschiedete sich.

»Ich lasse dich so ungern allein, Mama.«

»Unsinn.«

»Warum fährst du nicht nach Montrichard?«

»An diesem Wochenende habe ich keine besondere Lust, Großpapa Devereaux zu sehen. Und nun ab mit dir, laß deinen jungen Mann nicht warten.«

Sie tauschten zwei Wangenküsse. An der Tür drehte sich Michèle noch einmal um. »Ist er nicht wunderbar – oder bin ich verrückt?«

»Ja, er ist wunderbar, und mit ihm wirst du ein Leben haben . . .« – Nicole stockte, ehe sie fortfuhr – »das einsam und quälend ist.«

»Nicht, Mama. Ich bin so glücklich.«

Nicole sah den beiden durchs Fenster nach und beobachtete, wie sie davonfuhren – in eine Welt, die sie nun ganz für sich allein erschaffen konnten. Eine Weile würden sie jene andere Welt, die sie bald verschlingen und ihre Seligkeit zerstören würde, vergessen.

Nervös begann sie auf und ab zu gehen, im Mund eine Zigarette, in der Hand ein Glas Likör. Vor dem Plattenspieler blieb sie stehen und las die Aufschriften der Plattenalben. Irgendwie erinnerte sie in diesen Tagen schon der kleinste Hinweis auf Musik an André.

Sie warf einen Blick auf das Telefon. Sollte sie eine Freundin anrufen, um mit ihr zu Mittag zu essen und ein wenig zu plaudern? Aber diese Art Zeitverschwendung war ihr innerhalb weniger Wochen über geworden.

Abendessen und Theater? Von ihren vielen Freunden in Paris wurden sie ständig dazu eingeladen. *Sie beide!* Nicole war jetzt das fünfte Rad am Wagen, und die Einladungen beruhten auf dem Mitleid ihrer Freunde. Dem würde sie sich nicht mehr aussetzen.

Sie war eingeschlossen in die Wände ihrer Einsamkeit.

Ein gutes Buch? Ach, es gibt ja keine guten Bücher mehr.

Einsamkeit war eine Qual. Es treibt einen in zweitklassige Gesellschaft, man setzt sich zu irgendeinem langweiligen Menschen, nur um dem Alleinsein zu entrinnen.

Aber der Angst, die kommt, wenn man schließlich das Licht löschen muß, und der Leere beim Erwachen aus einem unruhigen Schlaf, wenn man sich allein in seinem Bett wiederfindet – man entgeht ihnen nicht.

Die Leere ist immer da, selbst in einer Menschenmenge.

Sie zündete sich eine Zigarette an und versuchte, eine Illustrierte durchzublättern. Das Heft wanderte in den Papierkorb.

Nicole hatte gehofft, durch die Trennung von ihrem Mann zu einem Entschluß zu kommen, aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt. Die Dinge waren verworrener denn je. Als sie und André noch jung waren, hatte sie geglaubt, daß er ohne sie nicht leben könne. Nun erkannte sie jeden Tag deutlicher, daß genau das Gegenteil der Fall war. Er würde seine Arbeit fortsetzen ... vielleicht ein bißchen langsamer und müder, aber er würde als lebendiges menschliches Wesen weiterexistieren.
Nicole war nur noch ein lebloser, Zigaretten rauchender Stein, völlig verloren in ihren Schwierigkeiten und in ihrem Elend.
Das Klingeln des Telefons hatte einen glückverheißenden Klang.
»Hallo.«
»Nicole, mein Schatz, hier ist Jacques.«
Es war Granville, der älteste und engste Freund, den André und sie hatten.
»Ich bin ein Schuft«, meinte er.
»Allerdings, mein Lieber. Das ist nichts Neues.«
»Nein, nein. Schau, ich wußte, daß du am Wochenende entweder in Montrichard sein oder eine Verabredung haben würdest. Deshalb zögerte ich, dich anzurufen.«
»Ich hatte mir vorgenommen, ein paar Tage in Ruhe Platten zu hören und mich in Bücher zu vertiefen, die ich schon lange lesen wollte.«
»Du mußt mir einen großen Gefallen tun. Erinnerst du dich an Guy de Crécy?«
»Ja, wir sind uns gelegentlich begegnet. Botschafter in Ägypten, ja?«
»Ganz recht ... das heißt, er war es bis vergangene Woche. Wir haben ihn nach Paris zurückgerufen. Der arme Teufel ist gestern erst angekommen, und in ein paar Tagen schon jage ich ihn mit einem Sonderauftrag nach Fernost. Ich gebe ihm bei mir ein kleines Abendessen, ganz unter uns, weißt du, nur fünf oder sechs Paare.
»Ist er denn nicht mehr verheiratet?«
»Witwer. Hat seine Frau vor einem Jahr verloren.«
»Oh, das wußte ich nicht.«
»Sei ein Schatz, Nicole, und komm.«

»Nur dir zuliebe, Jacques.«
»Ich liebe dich, ich liebe dich. De Crécy holt dich gegen acht ab.«
Mit einem starken Gefühl der Erleichterung – die Einsamkeit war wieder einmal für einen Abend verscheucht – hängte Nicole ein. Seltsamerweise verursachte ihr dann die Aussicht, Guy de Crécy wiederzusehen, ein angenehmes Herzklopfen.

4

Nicole war lange vor Guy de Crécys Ankunft fertig und ließ ihn nur ein paar klug berechnete Augenblicke warten. Sie erschien in blendender Aufmachung, und es freute sie, daß er sich über ihren Anblick freute.
Guy de Crécy war ein Mann von fünfzig Jahren, alles andere als hübsch, aber mit jener Art von kräftig durchgebildetem Gesicht, das einen Mann oft begehrenswerter macht. Er gab sich mit der höflichen Sicherheit und Ungezwungenheit, die durch jahrelanges Florettfechten auf diplomatischem Parkett erworben werden.
Während sie zu Granvilles Wohnung fuhren, floß die Unterhaltung leicht und angenehm dahin. De Crécy hatte erwachsene Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Nach dem Tod seiner Frau sei das Leben für ihn recht einsam geworden. Er sei froh, aus Ägypten wegzukommen, und erbost darüber, daß man ihn schon in wenigen Tagen in den Fernen Osten hetze. Nun ja, später werde es für ihn ein paar Monate in Paris geben.
Nicole erzählte nichts über ihre Trennung von André, sondern erwähnte nur, sie sei nach Paris zurückgekehrt, um über den Stand der Dinge in Frankreich auf dem laufenden zu bleiben und weil ihre Tochter an der Sorbonne zu studieren beginne. Sie liebe Washington, log sie.
Mehr als einmal hatte André, wenn er in bissiger Stimmung

war, erklärt, sie hätte von vornherein einen Mann wie Guy de Crécy heiraten sollen. Der werde nie an Überarbeitung sterben, werde stets auf der richtigen Seite des politischen Zaunes stehen und sich nie erlauben, einen heiklen oder unpopulären Entschluß zu fällen; er gedeihe im Gesellschaftsklüngel und offiziellen Gepränge und bete die äußeren Zeichen des Erfolgs an.

Jacques Granville bewohnte ein Appartement im *Hôtel Meurice*. Er war vom kleinen Offizier im Zweiten Weltkrieg zum Stellvertretenden Chef des Präsidialamts aufgestiegen und bekleidete damit eine der einflußreichsten Stellungen Frankreichs.

Die Eleganz seiner Pariser Wohnung im *Meurice* bekundete Granvilles Rang und Reichtum. Paulette, seine vierte und jüngste Frau, begrüßte die Gäste im Empfangsraum, und der charmante Jacques, ein silbergrauer, mit allen Wassern gewaschener Weltmann, belebte die Willkommensgrüße mit gallischen Temperamentsausbrüchen.

Bald war der Salon von Diplomatenklatsch erfüllt, gewürzt mit dem dafür typischen Witz und ausgezeichnetem Champagner. Alle Anwesenden, mit Ausnahme des NATO-Wirtschaftsreferenten Henri Jarré, waren Persönlichkeiten von hohem Rang, die zum engsten Kreis um La Croix gehörten.

Die Unterhaltung geriet natürlich in antiamerikanisches Fahrwasser.

Am lautesten und giftigsten äußerte sich Henri Jarré, ein Mann mit einem dichten schwarzen Haarschopf, buschigen Augenbrauen, einem mageren blassen Gesicht und einem nach Intellektuellenart zynisch verzogenen Mund. »Ich sage, zum Teufel mit den Amerikanern. Gar nicht wegen ihrer diplomatischen Schnitzer oder vielmehr ihres völligen Mangels an Diplomatie, sondern weil sie den Finger am atomaren Abzug haben. Ich möchte jedenfalls nicht erleben, daß diese Parvenüs einen Krieg auslösen, bei dem Frankreich, ohne gefragt zu werden, vernichtet werden kann. Wir müssen alle dankbar sein, daß im Elysée-Palast La Croix sitzt. Bei Gott, er hat ihnen mit seiner Forderung nach dem Goldumtausch schön eins übergebraten.«

Guy de Crécy war das, was man einen Diplomaten durch und

durch nennen könnte, der zu keiner Frage einen ausgeprägten Standpunkt vertrat. Und so fand sich, abgesehen von Nicole, die sich wohlweislich still verhielt, in diesem Raum kein Streiter, der für die beschimpften Amerikaner eingetreten wäre.
Sie trank ihren Champagner, ein paar Glas zuviel, und unterdrückte die Versuchung, eine von jenen spitzen Bemerkungen fallenzulassen, die André für solche Fälle bereithielt, einfach um den blöden Ausdruck auf ihren Gesichtern zu sehen. Insbesondere Jarré benötigte jemanden, der ihm über den Mund fuhr.
Wie merkwürdig, daß sie hier an diesem Ort Andrés Ansichten völlig teilte! Es ärgerte sie. Es ärgerte sie auch, daß sie Washington haßte und trotzdem in Paris oder Montrichard nicht glücklich war.
Guy de Crécys Aufmerksamkeit tat Nicole wohl. Während die anderen um ihn herum sich erhitzten, blieben seine Gesten und sein Benehmen kultiviert – er sprach ruhig und höflich und wählte seine Worte sorgfältig.
Erfreulicherweise setzte Paulette Granville sie bei Tisch nebeneinander, und die Sympathie zwischen ihnen wuchs. Mit einem angedeuteten Lächeln, einer sie streifenden Berührung oder einem auf ihr ruhenden Blick gab er Nicole zu verstehen, daß ihn ihre Nähe nicht gleichgültig ließ.
Irrte sie sich, oder spielte er das unmerkliche Spiel der Verführung? Nicole errötete, als sie sich in Gedanken diese Frage stellte. Oder ist er nur höflich? Wie, wenn ich mich irrte und einen Korb bekäme? Die Worte ›Korb bekäme‹ ließen sie nicht mehr los. Bin ich noch begehrenswert genug für ihn? Ich bin es nicht ... ich bin zu alt ...
»Noch etwas Wein?«
»Ja, bitte.«
Himmel nein, dachte sie. Benimm dich nicht wie eine Amerikanerin, rechtfertige dich nicht mit Hilfe des Alkohols!
Sie besann sich eines Besseren und hielt ihr Glas zu.
Als sie im Auto heimfuhren, ergriff Guy de Crécy mit beiden Händen auf die unschuldigste Weise ihre Hand und sprach davon, wie nett der Abend gewesen sei und wie sehr er Granville danke, daß er ihm den kurzen Aufenthalt so angenehm mache.

Dieses Spiel und die Art, wie sie es spielten, war keine Verführungsszene. Gewaltanwendung vor der Haustür oder Liebesschwüre waren etwas für Kinder. Am Ende würde Nicole die Entscheidung treffen müssen. Und wer das Spiel so gut spielte wie Guy de Crécy, hatte sich und seinen Fall mit großem Charme präsentiert und würde nun auf ein Zeichen von ihr warten müssen.

Auch Nicole hatte das Spiel bis zu einem gewissen Punkt mitgespielt. Sie spielte mit, solange es niemanden verletzte. Schon andere hatten, so wie Guy de Crécy jetzt, auf ein Zeichen von ihr gewartet. Sie hatte es nie gegeben, denn Nicole begehrte und brauchte niemand anderen als ihren Mann.

Der Wagen hielt in der Rue de Rennes 176. Der Chauffeur ging um das Auto herum und öffnete die Fondtür.

»Vielen Dank für den reizenden Abend«, plapperte sie nichtssagend, als sei sie verlegen und ihrer Worte nicht recht mächtig.

De Crécy zeigte sich in keiner Weise verstimmt, als sie zur Tür gingen. Nicole übergab ihm den Hausschlüssel, wich aber seinem Blick aus. Er schloß die Tür auf und öffnete sie. Nicole gab ihm die Hand.

»Bitte, verzeihen Sie mir«, sagte sie.

»Ich verstehe Sie sehr gut, Madame Devereaux«, erwiderte er, küßte ihre Hand und ging.

Nicole machte die Wohnungstür hinter sich zu und lehnte sich erregt atmend dagegen. Sie nahm langsam ihren Umhang ab und ließ ihn über eine Stuhllehne fallen. Die Wohnung war entsetzlich still. Als sie den Motor anspringen und das Auto davonfahren hörte, verwünschte sie ihren Entschluß. Sie ging über den Flur in das leere Schlafzimmer... mit dem leeren Bett. Sie setzte sich vor den Ankleidespiegel, betrachtete sich lange wie durch einen Schleier und sah in dem Dämmerlicht eine unscharfe fremde Gestalt. Und Tränen rannen über ihr Gesicht, bis sie keine mehr hatte.

5

Durchnäßt vom strömenden Regen, betrat Jacques Granville Nicoles Wohnung. Erst zwei Straßen weiter hatte er einen Parkplatz gefunden.

»Mein Armer«, sagte Nicole, nahm ihm den Mantel ab und hängte ihn zum Trocknen über den Heizkörper im Flur.

Jacques rieb sich die eiskalten Hände, schüttelte den Kopf wie ein nasser Hund und ging gleich zur Bar im Wohnzimmer.

»Gott sei Dank, daß Michèle angerufen hat und ich ihr ausreden konnte, heute abend noch von Dieppe zurückzufahren.«

»Aaaah!« sagte Jacques, als der Cognac ihm durch die Kehle rann. »Übrigens bin ich Strohwitwer. Paulette ist heute früh in die Normandie gefahren – in einem Anfall von Ärger, fürchte ich. Da ich dich nun ganz für mich allein habe, könnte ich dich doch gut zum Essen ausführen.«

»Ich habe eine bessere Idee. Laß uns bei dem Wetter nicht fortgehen, ich koche uns hier etwas.«

»Wundervoll.« Jacques rief sein Büro an, um zu hinterlassen, wo er zu erreichen sei, und zog sich dann die Schuhe aus. Auch seine Socken waren durch und durch naß.

»Du bist ja halb ertrunken«, sagte Nicole. »Lauf in Andrés Zimmer, plündere seinen Kleiderschrank und mach's dir bequem.«

Als Jacques in die Küche kam, hatte Nicole sich eine Schürze vorgebunden und flitzte umher, um etwas für den Bratofen vorzubereiten. Das flauschige Veloursheмd, das Jacques anhatte, die alte Hose und Andrés Hausschuhe fanden ihren Beifall.

»Ist es etwas Ernstes zwischen dir und Paulette?«

»Offen gestanden sind wir auf dem besten Weg zu einem Zerwürfnis.«

»Doch nicht schon wieder, Jacques!«

»Eine besondere Begabung von mir«, klagte er sich selbst an, setzte sich an den Küchentisch und schenkte sich ein Glas Wein ein. Nicole durchsuchte ihren Kühlschrank.

»Du hast die Wahl zwischen ... hmm ... schauen wir mal ... Hammel, aber das dauert eine Weile, Kalbsbries und ... ach ja, ich habe noch Muscheln.«
»Ich lasse mich überraschen.« Er nahm eine Illustrierte vom Tisch, deren Titelblatt mit seinem Herrn und Meister Pierre La Croix geschmückt war, blätterte sie flüchtig durch und legte sie wieder beiseite.
»Wie bist du mit Guy de Crécy zurechtgekommen?«
»Ach, ganz gut. Reizender Mann. Sehr traurig, das mit seiner Frau. Schenk mir etwas Wein ein.«
Er stellte ihr das Glas in den Ausguß, wo Nicole Kartoffeln schälte. Als sie fertig war, wischte sie sich die Hände an der Schürze ab, strich sich ein paar Haare aus der Stirn und prostete ihm zu. – Jacques wurde plötzlich todernst. »Ich wollte mit dir sprechen, weil ich mir Gedanken über André mache.«
»Das tue ich auch«, erwiderte Nicole.
»Nicole, ich muß dir etwas sagen, worüber ich eigentlich nicht sprechen dürfte, aber ich habe unbedingtes Vertrauen zu dir.«
»Keine Angst, Lieber. Ich bin schon lange, sehr lange mit einem Mann vom Geheimdienst verheiratet.«
»Du weißt natürlich, daß er in Kuba war.«
»Manchmal erzählt er mir, wohin er fährt, manchmal nicht. In diesem Fall war es nicht schwer zu erraten.«
»Trotz vieler Widerstände hat er es auf sich genommen, einen Auftrag auszuführen, der in erster Linie den Amerikanern zugute kommt«, sagte Jacques. »Sein Bericht liegt jetzt dem SDECE vor. Wir entnehmen ihm, daß die Sowjets offensichtlich Angriffsraketen nach Kuba bringen.«
»Wie schrecklich!«
»Schrecklich ist gar kein Ausdruck. Wenn das stimmt, müssen die Amerikaner eingreifen, und zwar bald. Der Himmel mag wissen, was daraus entsteht. Doch nun zu André. Er ist französischer Beamter. Er könnte uns durch sein Verschulden in eine heikle Lage bringen, indem er uns gegen unseren Willen in die Geschichte hineinzieht.«
»So ist unser André nun einmal«, sagte Nicole in schneidend ironischem Ton. »Ich bin aber überzeugt, daß er schlau genug war, sich die Folgen vorher auszumalen.«

»Selbst wenn er seine Sache gut vertreten kann, sitzt er bei diesem ewigen Tanz mit den Amerikanern genauso in der Tinte wie schon einmal vor fünf Jahren. Die NATO ist unbeliebt, und Andrés Standpunkt ist auch unbeliebt. Du kennst Oberst Brune. Brune ist das Herz unseres Geheimdienstes, und er ist versessen darauf, André zur Strecke zu bringen. Ich weiß, mein Titel als Stellvertretender Chef des Präsidialamts klingt nach wer weiß was, aber im Grunde bin ich nur La Croix' Laufbursche. Immerhin konnte ich eine Reihe herabsetzender Berichte über André zurückhalten.«

»Als sein ältester und engster Freund«, sagte Nicole, »weißt du ja wohl, daß er sich immer so idiotisch aufopfern muß.«

»Nicole, es liegt auch ein Bericht über seinen Gesundheitszustand vor, in den ich Einblick nehmen konnte. Was da auf ihn zukommt, kann ich mit meinen begrenzten Möglichkeiten nicht aufhalten.«

»Wie willst du ihn aus Washington herausholen ... lebend?« fragte sie bitter.

»André hat überall in der Regierung Freunde. Er genießt beinahe den Ruf eines Heiligen. Ich habe mich umgehört. Wir können ihn auf ehrenvolle Weise herausholen.«

»Ich würde alles dafür geben«, sagte Nicole leise.

»In Kürze wird ein Botschafterposten frei. Wenn er will, bekommt er ihn.«

»Wo?« fragte sie unsicher.

»Ein bißchen weit weg, aber sehr angenehm. Und vor allem ist es dort friedlich. Neuseeland.«

Nicole wandte sich um und barg das Gesicht in den Händen, faßte sich aber schnell und hielt die Tränen zurück.

»Du mußt mir helfen, ihn zu überreden«, sagte Jacques.

»Ich weiß ja nicht einmal, ob ich noch einen Ehemann habe. André und ich haben uns entzweit.«

»Er kehrt bestimmt zu dir zurück«, sagte Jacques ruhig.

»Wahrscheinlich hat er eine andere.«

»Ich kenne doch meinen André«, sagte Jacques, »er ist kein Granville. Er wird zurückkommen.«

Nicole beruhigte sich und wandte sich wieder ihren Essensvorbereitungen zu. Jacques schenkte sich neu ein und sah sie

dann lange und eindringlich an. »Ich bin froh, daß es regnet«, sagte er. »Und ich bin froh, daß Michèle heute nicht mehr heimkommt, und ich bin froh, daß Paulette in der Normandie ist. Mein Leben lang bin ich nichts anderes als ein Schuft gewesen, und ich werde mich nicht ausgerechnet in diesem Augenblick ändern. Nicole, ich möchte mit dir ins Bett gehen.«
Sie nahm es gelassen auf, lächelte dann und zwickte ihn in die Nase. »Was willst du nach vier hübschen jungen Frauen mit einem alten Mädchen wie mir noch anfangen? Ich weiß, du sagst das nur, um mich zu trösten, und ich fühle mich sehr geschmeichelt.«
»Nein, zum Teufel, ich habe schon von jeher etwas für dich übrig gehabt. Zwanzig Jahre lang habe ich mich korrekt benommen, aber unter den gegenwärtigen Umständen . . .«
»Jacques . . . ich glaube wirklich, du meinst es ernst.«
»Ich möchte mit dir schlafen, Nicole. Du kannst ablehnen, aber du darfst nicht denken, es sei ein Scherz.«
Der Mann vor ihr war viel zu hübsch und viel zu sympathisch. Er war ein ausgemachter Lebemann, und sie war sicher, daß ihr Name in der endlosen Liste seiner Geliebten bald vergessen sein würde. Sie legte ihm den Arm um den Nacken und küßte ihn. Früher oder später würde sie den Preis dafür bezahlen müssen, doch für den Augenblick meisterte sie die Situation diskret und charmant.

6

Einige Tage nach seiner Rückkehr aus Kuba hatte sich André eingehend mit den Aussagen Kuznetows vertraut gemacht und war bereit, den entscheidenden Enthüllungen beizuwohnen.
Vor dem Verhör bat Boris Kuznetow um eine Unterredung mit André unter vier Augen, und man rollte ihn in ein kleines, ruhiges Bürozimmer.

»Hallo«, begrüßte ihn André, »Sie sehen viel besser aus als das letztemal.«
»Ich wollte, ich könnte Ihnen das Kompliment zurückgeben«, erwiderte der Russe. »Es scheint, als hätten Sie eine schwere Reise hinter sich.«
»Das kann man wohl sagen.«
»Die Vorstellung eines Lebens nach dem Tode ist zwar ein holder Schwindel, doch gäbe es eins, dann würden wir uns wohl beide ein anderes Arbeitsgebiet aussuchen.«
»Darf ich rauchen?«
»Bitte.«
»Haben Sie die bisherigen Verhörprotokolle durchgelesen?«
»Ja.«
Der fröhliche Ton, den Kuznetow in den Wochen seines Verhörs angenommen hatte, verschwand plötzlich, und er war wieder der gleiche angsterfüllte Mann wie in den Tagen nach seinem Übertritt.
»Ich wollte allein mit Ihnen sprechen«, sagte er mit aufflackernder Verzweiflung. »Sagen Sie mir offen und ehrlich, werden die Amerikaner die Abmachung mit mir einhalten?«
»Haben Sie einen Grund, das Gegenteil zu vermuten?«
»Nein, keinen konkreten. Aber andererseits habe ich ihnen bis jetzt noch nicht viel Wertvolles erzählt.«
»Ich persönlich habe nie erlebt, daß Michael Nordstrom sein Wort bricht.«
»Von Nordstroms guten Absichten bin ich überzeugt«, antwortete Kuznetow, »aber er hat nicht das letzte Wort. Angenommen, sie ändern ihre Taktik, oder angenommen, ein Vorgesetzter macht einen Rückzieher. An wen soll ich mich wenden, wenn Nordstrom sich plötzlich nicht durchsetzen kann? Was ist, wenn sie beschließen, mich loszuwerden?«
»Sie wissen doch verdammt gut, daß sie diese Tour mit Ihnen nicht machen. Sehen Sie, Kuznetow ... Boris ... Ihre Furcht ist verständlich, aber Sie haben nun mal einen Handel geschlossen, und nun müssen Sie die Sache durchstehen und ihnen vertrauen.«
»Schön, nehmen wir an, ich tu's. Nun möchte ich Ihnen noch eine persönliche Frage stellen. Mit der Auskunft, die Sie von

mir erhalten, könnten Sie in eine sehr unangenehme Lage gegenüber Ihrer eigenen Regierung kommen.«
»Das wäre absolut nichts Neues.«
»Aber auch Sie könnten auf amerikanische Hilfe angewiesen sein. Sind Sie so sicher, daß man Ihnen nicht die kalte Schulter zeigt, wenn man Sie nach Kräften ausgenutzt hat?«
André dachte lange darüber nach. Kuznetow wies ihn warnend darauf hin, daß sie im gleichen Boot saßen, und nun zögerte er – genau wie der Russe.
»Wie dem auch sei«, flüsterte André, »wir können beide nicht zurück.«
»Wenn ich einen religiösen Glauben hätte«, meinte Kuznetow, »würde ich Ihnen vorschlagen, daß wir füreinander beten.«
Der Raum, in dem das Verhör stattfand, war Boris so vertraut wie ein zweites Zuhause. Er kannte die Maserung des großen Tisches, den Faltenwurf der Vorhänge und das Rauschen des Ahornbaums vor dem Fenster. Er kannte jede Bewegung und jede Eigenheit der Männer, denen er jetzt ein »Guten Morgen« zunickte. Außer Kramer, Jaffe, W. Smith und Dr. Billings wohnten auch Michael Nordstrom und Sanderson Hooper dem Verhör bei. Nie hatte eine solche Spannung über dem Raum gelegen.
Man rollte Kuznetows Stuhl an die Kopfseite des Tisches, und während die Schwester ihren Platz einnahm, sahen die vier Männer, die die Fragen stellten, ihre Notizen und das dicke Buch mit Kuznetows bisherigen Aussagen durch. Dr. Billings schaltete das Tonband ein. Einen Augenblick herrschte Verwirrung, bis man sich entschloß, das Verhör wegen der Neuanwesenden auf englisch fortzusetzen.
»1952«, begann W. Smith, »waren Sie Resident in Berlin, und von dort wurden Sie nach Moskau zurückgerufen. Weswegen?«
Kuznetow wollte nicht mit der Sprache heraus und warf André einen ziemlich kläglichen Blick zu. Dann schenkte er sich langsam ein Pepsi-Cola ein. Sie warteten geduldig. »Ich hätte gern eine große Tafel«, sagte er schließlich.
Man ließ eine Tafel holen und stellte sie so neben Boris auf, daß jeder Mann im Raum sie sehen konnte. Trotz mehrerer Einwände erhob sich der Russe aus seinem Rollstuhl. Er ver-

sicherte den Männern, der Arzt habe ihm erlaubt, für kurze Zeit aufzustehen und umherzugehen. Dann zeichnete er mit Kreide eine Anzahl Quadrate, die offenbar die Kommandokette irgendeiner Organisation darstellen sollten.

»Wissen Sie, was das hier ist, Devereaux?«

»Vielleicht.«

Oben an die Tafel schrieb er die Buchstaben SDECE, die Initialen des französischen Geheimdienstes. Langsam und sorgfältig begann Kuznetow die Quadrate auszufüllen, wobei er oben mit dem Büro des Direktors anfing. Danach wandte er sich den Quadraten auf der linken Tafelseite zu.

»R – 1 ist Ihr Nachrichtendienst.« Darunter schrieb er in die entsprechenden Quadrate:

R – 2 Osteuropa
R – 3 Westeuropa
R – 4 Afrika
R – 5 Mittlerer Osten
R – 6 Ferner Osten
R – 7 Amerika und Westliche Hemisphäre

In jede Rubrik setzte er die Namen der Chefs, ihrer Vertreter und die beiden Decknamen ein. Dann wandte er sich der Tafelmitte zu und füllte wieder eine Reihe von Quadraten aus.

»Der französische Abwehrdienst läuft unter der Bezeichnung Service 2«, sagte Boris. Er führte die verschiedenen Abteilungen dieser weltweiten Organisation auf, einschließlich der streng geheimen 3/5-Untergruppe Kommunismus, nannte auch ihren Chef und seine wichtigsten Leute.

Halb rechts füllte er ein einzelnes großes Quadrat aus: Service 7 – Verwaltung. Und auf die äußerste rechte Seite schrieb er: Service 5 – Einsatz.

Unterabteilungen der Gruppe Einsatz waren: A/1 – Halbmilitärisch und: FFF – Geheimaufträge.

Kuznetow legte die Kreide hin, wischte sich die Hände ab und ließ sich wieder in seinen Rollstuhl packen. Dann wandte er sich an André.

»FFF, Ihre Abteilung Geheimaufträge, wird von Robert Proust, einem Ihrer engsten Freunde, geleitet. Sein Deckname ist ›Panorama‹.«

Im Raum herrschte gespanntes Schweigen. André saß mit versteinertem Gesicht da.
»Wie Sie gleich sehen werden, ist FFF für uns von besonderem Interesse, weil diese Abteilung eine Unterabteilung hervorgebracht hat. Der wichtigste Mann Ihres Freundes Robert Proust ist ein gewisser Ferdinand Fauchet. Kennen Sie Ferdinand Fauchet?«
André nickte flüchtig.
»Erlauben Sie mir, unsere amerikanischen Freunde über ihn aufzuklären. Ferdinand Fauchet führt ein kleines Büro im Flughafen Orly, angeblich zur Zollkontrolle. In Wirklichkeit ist sein Büro mit einigen ansehnlichen Abhörgeräten, Kameras und sinnreichen Vorrichtungen zum Aufbrechen von Schlössern und Siegeln ausgestattet. Fauchet ist Fachmann im Öffnen nachlässig versiegelter Diplomatentaschen und im Abfotografieren ihres Inhalts. Seien Sie also vorsichtig, wenn Ihre Diplomatenpost über Orly geht.«
André fühlte, wie er zitterte, aber er beherrschte sich.
»Ich möchte Ihnen noch einiges über Robert Proust und seinen Adlatus Fauchet erzählen. Fauchet ist der Verbindungsmann des SDECE zu gewissen Vertretern der französischen Unterwelt, die die meisten Überfälle, Entführungen und Morde für die Abteilung Geheimaufträge ausführen. Vor zwei Jahren hat Fauchet ein kleines Hotel, das *Miami*, in der Rue Montparnasse gekauft. Es gehört aber nicht ihm, sondern dem französischen Geheimdienst.«
Sid Jaffe fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, weil ihm einfiel, daß er Bar und Restaurant des *Miami* verschiedentlich aufgesucht hatte, einmal gemeinsam mit Michael Nordström, der ihm jetzt einen Blick zuwarf.
»Ferner hat man aus der Unterwelt eine Reihe von sehr kultivierten und vorzüglich geschulten Prostituierten bezogen. Sie arbeiten für den SDECE auf diplomatischen Empfängen, gewöhnlich als Mannequin oder sogar als Gastgeberin getarnt. Ein verliebter oder betrunkener Diplomat ist gern bereit, die Gesellschaft in Begleitung einer dieser jungen Damen zu verlassen und mit ihr ins *Miami* zu gehen. Möchte ein verheirateter Diplomat sich mit einem sogenannten verheirateten Mäd-

chen in dieser Gruppe verabreden, bestellt sie ihn ebenfalls ins *Miami*. Jedes Zimmer kann dort abgehört und mit versteckten Kameras fotografiert werden.«

Kuznetow strich sich nachdenklich über die Nasenspitze.

»Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, dann gibt es in Frankreich zweiundzwanzigtausend Telefon-Zapfstellen und viertausend allein in Paris, die von einer zentralen Stelle aus geschaltet werden. Doch zurück zu Ferdinand Fauchet. Manchmal verzichtet er auf Gangster und bestellt sich seine Morde statt dessen bei einer fanatisch rechtsextremen Organisation. Ein Beispiel ist die Ermordung der drei deutschen Industriellen, die im vergangenen Jahr scheinbar bei einem Autounfall in der Schweiz ums Leben kamen. Durch ihren plötzlichen Tod konnte eine französische Firma einen NATO-Auftrag für Kurzstreckenraketen und Trägerraketen erhalten, der den Deutschen zugesprochen werden sollte.«

Kuznetow ging noch auf Einzelheiten anderer Morde und Unternehmungen ein, die nur jemand wissen konnte, der über außerordentlich gute Kontakte verfügte. Es gelang André nur mit Mühe, den äußeren Anschein der Ruhe zu wahren.

»Alles, was Sie uns da erzählen«, sagte er, »beweist lediglich, daß Sie über vorzügliche Informationsquellen bezüglich der Arbeit des SDECE verfügen.«

»Es gibt also nichts, worin Sie mich berichtigen möchten?«

»Es gibt nichts, zu dem ich mich äußern möchte.«

»Würden Sie sagen, daß dieses Organisationsschema des SDECE stimmt?«

»Vielleicht.«

»Stellen Sie fest, daß irgend etwas fehlt?«

André musterte die Übersicht an der Tafel, gab aber keine Antwort auf die Frage.

»Es fehlt in der Tat etwas«, fuhr Kuznetow fort. »Es gehört zu Robert Prousts Abteilung ›Geheimaufträge‹ und wird einmal Ferdinand Fauchet unterstellt sein. Es wird den Namen Sektion P bekommen und vorwiegend aus französischen Wissenschaftlern bestehen, die man gegenwärtig schult, um sie dann in der amerikanischen Forschung und Industrie unterzubringen.«

»Amerika ist unser Verbündeter. Wir haben ein offizielles Programm zum Austausch von Wissenschaftlern.«
»Aber die Sektion P hat einen völlig anderen Zweck.«
»Welchen?«
»Sie übt nicht nur Wachsamkeit, die jedes Land auch gegenüber seinen Freunden walten läßt, sondern sie treibt Spionage. Die Sektion P wird in den Vereinigten Staaten Industrie- und Forschungsspionage treiben.«
André spürte fast körperlich den Blick der anderen. »Das ist eine Lüge«, sagte er leise.
»Die Sektion P wird in den Vereinigten Staaten Spionage treiben, als ob die Vereinigten Staaten der Feind Frankreichs wären«, wiederholte Kuznetow.
»Sie wollen mir erzählen, daß es im Jahr 1962 die Politik der französischen Regierung ist, vorsätzlich einen Spionagering gegen Amerika aufzuziehen?«
»Ja.«
»Das ist eine Lüge«, sagte André noch einmal. »Es ist undenkbar.«
»Im Geheimdienst ist es durchaus üblich, an das Undenkbare zu denken.«
Andrés Demütigung vor Freunden und Kollegen wurde vollständig. Er wußte, jetzt galt es, um jeden Preis Haltung zu bewahren. Der Gedanke, daß Boris Kuznetows Ausführungen sich bis jetzt als hieb- und stichfest erwiesen hatten, machten ihn fast krank.
»Darf ich fortfahren?« fragte Kuznetow.
»Bitte.«
»Bei Ihrem nächsten Aufenthalt in Paris wird entweder Robert Proust oder ein höherer Beamter des SDECE Sie über die Sektion P unterrichten und Ihnen den Auftrag erteilen, die Amerika-Spionage über Ihr Büro laufen zu lassen.«
»Wenn das stimmt, weiß jeder, wie ich mich verhalten werde.«
»Das ist es ja gerade. Nordstrom, McKittrick, der Chef des CIA – jeder vertraut Ihnen völlig. Deshalb kann die Sektion P ein Meisterstück der Täuschung werden. Dem KGB in Moskau gefällt der Plan so gut, daß er ihn als Hebel für seine eigene Industriespionage in Amerika benutzen will.«

Zum erstenmal seit zwei Jahrzehnten verlor André Devereaux vor einem Gegner die Fassung. Er sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Sie versuchen Frankreich herabzuwürdigen! Sie wagen es, mein Land der Zusammenarbeit mit der Sowjetunion anzuklagen? Sie lügen!«
Erschrocken über seinen Ton, schwieg André plötzlich. Er hatte vor diesen Männern, die vom gleichen Schlag waren wie er, einen schweren Fehler gemacht. »Es ist reine Phantasie«, sagte er grob.
»In unserem Beruf muß man Phantasie haben, oder nicht?« erwiderte Kuznetow. Er nahm seine Brille ab, legte sie müde auf den Tisch und rieb sich die Augen. Es tat ihm leid, daß er André das antun mußte. Schließlich setzte er die Brille wieder auf und musterte die Gesichter der Amerikaner, die er kennengelernt hatte. Sie waren ungläubig.
»Ich bin Boris Kuznetow«, sagte er flüsternd. »Zum Zeitpunkt meines Übertritts war ich Chef einer supergeheimen Abteilung der KGB, der Anti-NATO-Gruppe.«
Keiner der Anwesenden hatte von ihrer Existenz etwas gewußt, alle waren sprachlos.
»Die von der Sektion P gesammelten Informationen werden auf die gleiche Weise nach Moskau gelangen wie schon die NATO-Dokumente. Das Code-Wort für die Franzosen, die innerhalb der französischen Regierung als Agenten der Sowjetunion arbeiten, heißt Topas. Sie sitzen überall, in jedem militärischen Stab, in jedem Ministerium. Der SDECE ist durchsetzt von ihnen. Topas-Mitglieder haben Zugang zur höchsten Regierungsspitze. Die Nummer Eins ist ein Mann mit dem Decknamen Columbine. Wenn Sie herausfinden, wer Columbine ist, haben Sie eine Person entdeckt, die das Vertrauen und das persönliche Wohlwollen von Staatspräsident Pierre La Croix genießt.«
»Wollen Sie damit behaupten, daß der französische Staatschef von einem sowjetischen Agenten informiert und beraten wird?«
»Jawohl«, sagte Boris Kuznetow, »das will ich.«

7

Prominente Kubaner aus dem ›Vaterland‹ herauszuholen war in jenen Wochen an der Tagesordnung. Der Flüchtlingshandel blühte. Nachdem André die Tasche mit den Schmuckstücken zur Weiterbeförderung an die neuen Eigentümer dem FBI übergeben hatte, kümmerte er sich mit Mike Nordstroms Hilfe um ein Boot für Juanita de Córdoba. Sie machten einen einfachen Plan, dessen Kernstück ein äußerst schnelles Boot mit einer in Kuba-Angelegenheiten erfahrenen Mannschaft war. Die Besatzung wußte, wo und wann man anlegte, und kannte den Dienstplan der kubanischen Patrouillen. Im Schutz der Nacht konnte das Boot rasch die kubanischen Hoheitsgewässer hinter sich bringen und im Fall einer Entdeckung seinen Verfolgern davonfahren.

Eines der Paradoxe in den kubanisch-amerikanischen Beziehungen bestand darin, daß es noch immer möglich war, von einem Land zum anderen zu telefonieren. Nachdem der Fluchtplan fertig war, telefonierte André in einem für solche Fälle vereinbarten Geheimcode mit Alain Adam, kehrte dann nach Washington zurück, schickte den Plan durch einen diplomatischen Kurier nach Kuba und wartete darauf, daß er ihm ›Grünes Licht‹ zurückbringe.

Brigitte Camus betrat Andrés Büro und blieb vor seinem Schreibtisch stehen. Er sah auf und erblickte eine offensichtlich erzürnte Sekretärin.

»Ist der Kurier aus Havanna schon da?«

»Ja«, antwortete sie, »er ist auf dem Weg vom Flughafen hierher und dürfte jeden Augenblick in der Botschaft eintreffen.« Sie fuhr fort, ihm ihren Verdruß zu zeigen, indem sie ein Flugbillett auf den Schreibtisch knallte.

André tat so, als bemerke er nichts, und studierte seine Rückflugkarte nach Miami. »Wenn alles gutgeht«, sagte er, »sitze ich in zweiundsiebzig Stunden wieder an meinem Schreibtisch.«

»*Wenn* alles gutgeht«, fauchte sie.

Brigitte Camus war immer eine äußerst ergebene, verschwie-

gene und verläßliche Mitarbeiterin gewesen. In diesen zehn Jahren war sie in die meisten Pläne eingeweiht worden und trug große Verantwortung. Gelegentlich bat André sie sogar um ihren Rat.
Die Fälle, in denen Brigitte Camus ungebeten einen Rat erteilte, waren seltener.
»Lassen Sie bitte auf meinem Schreibtisch alles, wie es ist«, sagte André.
»Bevor Sie mich hinauswerfen« – so eröffnete sie stets solche Unterhaltungen – »habe ich Ihnen etwas zu sagen – und ich werde es sagen.«
André warf seinen Kugelschreiber hin, setzte die Brille ab und lehnte sich ergeben in seinen Ledersessel zurück. »In diesem Fall sollten Sie sich hinsetzen und es sich bequem machen.«
Brigitte blieb stehen. »Es ist gefährlich für Sie, nach Kuba zurückzukehren.«
»Wie kommen Sie darauf, daß ich nach Kuba will?«
»Warum haben wir uns nicht an einen der -zig Agenten im Raum Florida gewandt, die Juanita de Córdoba aus Kuba herausholen könnten? Zum Beispiel an Pepe Vimont?«
»Und wenn ich nun die Absicht habe, in Miami mit Pepe zu sprechen? Haben Sie daran nicht gedacht? Sind Sie nie auf die Idee gekommen, ich könnte einfach den Wunsch haben, dort zu sein, wenn das Boot zurückkommt?«
»Sie mögen vielleicht der beste Sicherheitsbeamte der Welt sein, aber mir machen Sie nichts vor. Und Sie wissen ganz genau, daß ein Mann in Ihrer Stellung an solchen Unternehmungen nicht teilnimmt. Es verstößt gegen jede Regel unseres Berufs.«
Er war eindeutig entlarvt. Der Versuch, diese Frau zu täuschen, war nutzlos. »Jahre hindurch«, erwiderte André leise, »habe ich Unternehmungen geplant und mich, während ich abwartend zusah, innerlich aufgerieben. Es gab Fälle – Sie kennen Sie –, in denen ich Männer und Frauen in den Tod geschickt habe. Was wäre gewesen, wenn ich an ihrer Stelle gestanden hätte? Ich hätte fast jedesmal durchkommen können. Brigitte«, fuhr er mit ungewohnter Vertraulichkeit fort, »Brigitte, dieses eine Mal muß ich es selbst tun. Wenn irgend etwas schiefginge,

wenn sie umkäme und ich wäre nicht dort... dann würde ich vielleicht nicht mehr weitermachen wollen.«
Brigittes Zorn verwandelte sich in Mitleid. »Ich werde es verstehen müssen, Monsieur Devereaux.«
»Der Botschafter darf nichts wissen.«
»Gut.« Sie wollte schon hinausgehen, wandte sich aber noch einmal um. »Auf meinem Schreibtisch liegt wieder ein Brief von Ihrer Frau. Diesmal hat sie ihn in einen zweiten Umschlag gesteckt, an mich adressiert und mich flehentlich gebeten, dafür zu sorgen, daß Sie ihn nicht wie die anderen ungeöffnet zurückschicken. Bitte, lesen Sie ihn, bevor Sie nach Miami fliegen.«
»Nein.«
»Es könnte doch irgend etwas passieren. Bitte hinterlassen Sie Ihrer Frau nicht einen ungeöffneten Brief.«
»Sie hat mich nicht ohne Grund verlassen, und er besteht nach wie vor. Solange es mein sehnlichster Wunsch ist, Juanita de Córdoba aus Kuba herauszuholen, werde ich meiner Frau nicht etwas anderes vorheucheln. Ich weiß, Juanita und ich stehen unter einem unglücklichen Stern, aber ich kann diesen Traum von einem Leben mit ihr nicht aufgeben...«
»Und wenn der Traum sich nicht erfüllt?«
»Warum sollte Nicole das Opfer meiner Torheit sein? Sie ist noch jung und hübsch genug, um für sich selbst ein erfülltes Leben zu finden.«
»Wissen Sie denn nicht, daß Sie unter jeder Bedingung zu Nicole zurückkehren können und daß sie irrsinnig glücklich sein wird?«
»Schicken Sie den Brief zurück.«
Brigitte schüttelte den Kopf. »Wie kann ein so kluger Mann ein solcher Narr sein?«
»Ich habe mein Leben lang logisch gedacht. Diesmal will ich ein kompletter Narr sein.«
In diesem Augenblick klopfte es, und die Sekretärin der Nachrichtensammelstelle trat ein. Brigitte quittierte ein Bündel Briefe. Sie sah sie rasch durch, fand den Kurierbrief Alain Adams aus Havanna und riß den Umschlag auf.
André setzte sich die Brille auf.

Mein lieber André,
es tut mir leid, daß wir uns am Telefon nur so verklausuliert unterhalten konnten, ich muß aber sagen, daß ich über alle Maßen froh war, als ich Ihre Stimme hörte und wußte, daß Sie sicher in Miami angekommen waren. Ich habe Ihren Brief mit der Weisung, Juanita Samstag nacht zur verabredeten Stelle zu bringen, erhalten. Obgleich die Fischer, die Sie erwähnen, vorbereitet sind, ist doch etwas eingetreten, über das ich Ihnen berichten muß.
Nachdem ich Sie am Flughafen verlassen hatte, ging ich sofort zu Juanita, um sie mitzunehmen und unter den exterritorialen Schutz der Botschaft zu stellen. Juanita war nicht zu Hause, und ich konnte nicht erfahren, wohin sie gegangen war. Um unseren Plan nicht zu gefährden, mußte ich meine Bemühungen zunächst einstellen. Nach stundenlangen vergeblichen Versuchen, Che Guevara zu sprechen, erkämpfte ich mir buchstäblich den Zutritt zu seinem Büro und warnte ihn: Wir wüßten, daß man Sie entführen wolle.
Der weitere Verlauf Ihrer Abreise aus Kuba ist bekannt. Dem Himmel sei Dank, daß Sie durchgekommen sind.
Den ganzen Tag über versuchte ich stündlich, Juanita zu erreichen, leider vergeblich. Als ich am nächsten Morgen bei ihr anrief, wurde mir von jemandem, der neu im Haus sein mußte, ziemlich barsch erklärt, sie sei nicht zu erreichen.
Daraufhin schickte ich Blanche in einem Wagen der Botschaft hin; sie sollte so tun, als überbringe sie eine gesellschaftliche Einladung. Bei diesem Besuch erlebte Blanche recht merkwürdige Dinge. Juanita war offensichtlich nicht sie selbst und behandelte Blanche beinahe unhöflich. Sie schlug jegliche Einladung aus unter dem Vorwand, sie fühle sich nicht wohl. Blanche hoffte, sie könnte ihr einen Zettel zustecken oder ein Zeichen geben, aber man ließ sie keine Sekunde aus den Augen.
Am nächsten Morgen fuhr ich selbst zu der Villa. Am Tor standen zwei Milizsoldaten. Außer der Tatsache, daß der Hausdiener, die Köchin und der Gärtner durch neues

Personal ersetzt worden waren, konnte ich nicht viel in Erfahrung bringen. Juanita schien praktisch eine Gefangene zu sein.

Vorgestern erschien sie zum erstenmal seit Ihrer Abreise in der Öffentlichkeit, und zwar anläßlich der Einweihung eines neuen Krankenhauses. Ich nahm natürlich an den Feierlichkeiten teil, denn es schien mir die letzte Chance zu sein, mit Juanita Verbindung aufzunehmen und sie über das Boot zu unterrichten.

Mein guter André, es fällt mir entsetzlich schwer, Ihnen diese Zeilen zu schreiben. Juanita erschien am Arm Rico Parras. Sie wurde die ganze Zeit streng bewacht, und es war mir unmöglich, ihr außer ein paar offiziellen Begrüßungsworten etwas zu sagen. Es ist furchtbar, Ihnen das schreiben zu müssen, aber man munkelt, sie sei Parras Geliebte geworden.

Anscheinend hat sie damit Ihr Leben erkauft, mein lieber André, und löst nun ihre Schuld ein.

Blanche und ich teilen Ihren Kummer.

In herzlicher Freundschaft
Alain Adam

André saß da wie eine Wachsfigur. »Sagen Sie meinen Flug nach Miami ab«, flüsterte er heiser. »Ich schwöre . . . solange sie lebt, werde ich einen Weg suchen, sie aus Kuba herauszuholen . . . ich schwöre es . . .«

8

Inspektor Marcel Steinberger parkte seinen Wagen am Boulevard Murat und ging zu Fuß die zwei Straßen bis zu seiner Wohnung. Bei den vielen neuen Autos war das Parken in Paris zu einem großen Problem geworden.

Mit gesenktem Kopf und auf dem Rücken verschränkten Händen ging er gedankenverloren dahin; die Jungen, die auf der Straße Fußball spielten, sah und hörte er nicht.
Als er die Wendeltreppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, schlugen ihm mannigfache Essensgerüche entgegen.
Sophie begrüßte ihn an der Tür und nahm ihm Hut, Mantel, Schal und Schirm ab. Geistesabwesend stapfte er in die Küche, nahm den Deckel von dem Topf mit der scharf gewürzten Kohlsuppe – das übliche Donnerstag-Abendessen – und segnete das Mahl, wie er es immer tat.
Seine Frau war gebürtige Polin. Sie hatten sich im Konzentrationslager Dachau kennengelernt. An die fünfzig Angehörige aus Sophies engerem Verwandtenkreis waren in den Gaskammern umgekommen; sie war die einzige Überlebende. Nach der Befreiung verloren sie sich in dem allgemeinen Durcheinander der Verschickungen aus den Augen, aber wie durch ein Wunder fanden sie sich wieder. Unter den Hunderttausenden verzweifelter und erschütternder Botschaften, die an die Wände der Flüchtlingslager geheftet waren, hatte Steinberger gelesen:

> MARCEL STEINBERGER... ICH LEBE, IN WIEN, UND WARTE AUF ABTRANSPORT NACH PALÄSTINA... SUCH MICH DURCH HIAS (HEBREW IMMIGRATION ASSISTANCE SOCIETY), WIEN... SOPHIE PERLEMUTTER.

Ähnlich wie viele Ehepaare, die sich im Konzentrationslager kennengelernt hatten, sahen sie in ihrem Sohn Emile ein stellvertretendes Leben für die zahlreichen ermordeten Verwandten, ein besonderes Geschenk Gottes zur Fortführung eines Familiennamens, von dem man schon geglaubt hatte, er sei untergegangen, und wie viele Eltern, die dieses Schicksal teilten, waren sie gegenüber ihrem Sohn manchmal zu nachsichtig. Doch der junge Emile begriff, welche Bedeutung seine Existenz hatte, und schlug wenig Vorteil daraus. An diesem Abend saßen Vater und Sohn gemeinsam über einer Mathematikaufgabe, die der Junge noch nicht gemacht hatte, bis sie zum Abendessen gerufen wurden.

Emile und Sophie waren gesprächig, aber Marcel hing seinen Gedanken nach und stocherte teilnahmslos in seinem Essen herum. Er war ganz in das kriminalistische Puzzlespiel der ihm übertragenen Untersuchung versunken.
Nach dem Krieg hatte Marcel sechs Jahre lang rastlos und aufopfernd Kriegsverbrecher gejagt, und nun stürzte er sich mit der gleichen Rachsucht auf die neue Aufgabe.
Bis jetzt hatten sich Oberst Galande und Guillon nicht verdächtig gemacht. Bei der Sûreté waren neue Berichte vom ININ eingetroffen, aus denen hervorging, daß bei den drei nichtfranzösischen NATO-Vertretern auch keine Verdachtsmomente vorlagen. – Wiederum deutete alles darauf hin, daß Henri Jarré, der erbitterte, haßerfüllte Amerika-Gegner, die NATO-Dokumente weitergeleitet hatte.
»Marcel, iß deine Kohlsuppe, sie wird kalt.«
Er kam der Aufforderung geräuschvoll nach.
Aber wie ging Jarré vor? Inspektor Steinberger galt als einer der besten »Fassadenkletterer« der Sûreté. Er hatte ein Wochenende abgewartet, an dem Jarré mit seiner Frau verreist war, und persönlich die Wohnung durchsucht.
Bücher, Pfeifenzubehör, Schränke, Mantelfutter, Beleuchtungskörper, Toilette, Betten, Schreibtisch, Heizkörper – nichts blieb ungeprüft. In jedem Zimmer brachte er glänzend getarnte Mikrophone unter und zapfte die Telefonleitung an.
Doch es kam nichts dabei heraus. Henri Jarré wurde Tag und Nacht beschattet – umsonst.
Trotzdem war Marcel überzeugt, daß Jarré der Verräter war.
Er tunkte sein Brot in die Suppe – und hielt plötzlich inne. Seine Augen bekamen ihren merkwürdigen Ausdruck. »Natürlich«, flüsterte er vor sich hin. »Ich war ein Narr.«
Er schob seinen Stuhl zurück, stand ohne ein Abschiedswort auf, küßte Frau und Sohn und murmelte, er komme bald wieder. Dergleichen war für seine Familie nichts Neues.
Hastig rief Steinberger einen Kollegen an, mit dem er schon bei vielen Gelegenheiten zusammen gearbeitet hatte, Oberst Jasmin vom Sicherheitsdienst im NATO-Hauptquartier, und wenige Minuten später raste er schon hinaus nach Rambouillet, gut zwanzig Kilometer südlich von Paris.

Jasmin erwartete ihn in bequemer Wochenendkleidung auf der Terrasse seines Häuschens, das unweit der NATO-Gebäude lag, und begrüßte Steinberger mürrisch. Er paffte eine dicke Zigarre und fragte: »Na, hinter wem ist die Sûreté heute her?«

»Jarré«, antwortete Marcel kurz.

»Weswegen? Üble Nachrede?«

»Wir vermuten, daß er den Sowjets NATO-Dokumente zugespielt hat.«

Jasmin lachte grunzend. »Bei Jarré ist jeder Verdacht angebracht. Ich habe nie verstanden, wie ein so erbitterter Antiamerikaner sich als NATO-Wirtschaftsreferent halten konnte.«

»Eine der von Präsident La Croix erzwungenen Berufungen.«

»Ja, darin ist unser Staatsoberhaupt groß. Nun erzählen Sie mal, Steinberger, wie sieht die Sache aus?«

»Jarré bekommt unzählige NATO-Unterlagen verschiedener Geheimhaltungsstufen zu Gesicht.«

»Ja.«

»Er ist ein bekannter, hochgestellter Beamter, er wird daher innerhalb und außerhalb des NATO-Geländes weder verdächtigt noch überwacht.«

Jasmin nickte.

»Theoretisch«, fuhr Steinberger fort, »könnte Jarré also mit einer Aktentasche voller Geheimpapiere zum Tor hinausfahren.«

»Aber nur theoretisch«, betonte Jasmin. »Für jedes Dokument, das mit einer Geheimhaltungsstufe versehen ist, muß er mit seiner Unterschrift quittieren und es noch am gleichen Tag in die Sicherheitstresore zurückschicken. Verläßt er das NATO-Gelände, muß er die Dokumente sofort zurückgeben.«

»Aber, mein Bester, so überlegen Sie doch. Angenommen, Jarré kopiert die Dokumente in seinem Büro, gibt die Originale zurück und nimmt die Kopien mit?«

Oberst Jasmins Gesicht erstarrte. Er griff zum Telefon und ließ sich die Schlüssel zu dem Gebäude bringen, in dem Jarrés Büro untergebracht war.

Wenig später standen die beiden Männer vor dem barackenähnlichen Haus. Sie schlossen auf, traten ein, machten die Tür

hinter sich zu und knipsten das Licht an. Jarrés Büro war ein großer Raum am Ende des langen Korridors.
Jasmin fand den Schlüssel. Der Schreibtisch war unaufgeräumt, das Zimmer mit Bücherregalen und zusammengewürfelten brüchigen Ledermöbeln ausgestattet.
Steinbergers geübter Blick wanderte vom Fußboden zu den Wänden und suchte nach etwas Auffälligem.
»Fangen wir mit seinem Schreibtisch an«, meinte Jasmin.
»Nein. Er wird uns nicht den Gefallen tun und eine Kamera hier einfach so liegenlassen.«
»Glauben Sie, er hat eine Minox oder Tessina eingeschmuggelt?«
»Mit solchen Methoden arbeitet er nicht. Filme können unzuverlässig und gefährlich sein. Ich habe mir seine private Fotografiererei angesehen. Sie ist kläglich. Außerdem hat er in seinem Fotoladen in den letzten Jahren keine ungewöhnlichen Filmkäufe gemacht.« Steinberger deutete fragend auf eine Tür.
»Das Büro der Sekretärin«, sagte Jasmin.
Die Tür war unverschlossen. Steinberger trat ein und kam in ein kleines, sauber aufgeräumtes Zimmer. Wieder deutete er mit der Hand, diesmal auf eine durch einen Vorhang abgeteilte Nische.
»Wahrscheinlich irgendeine Abstellkammer«, meinte Jasmin, »die gibt's überall in diesen Barackenhäusern.«
»Dort ist es drin«, sagte Steinberger lächelnd.
»Was?«
Der Inspektor zog den Vorhang zur Seite und zeigte auf ein Kopiergerät. Es war ein einfacher, nach dem Naßverfahren arbeitender Apparat, wie er in Millionen Büros auf der ganzen Welt benutzt wird, um von einem Original eine Kopie anzufertigen.
»Genial«, murmelte Jasmin, »einfach genial. Es dürfte Hunderte von diesen Geräten in allen NATO-Gebäuden geben.«
»Nun müssen wir herausfinden, ob seine Sekretärin mit ihm gemeinsame Sache macht. Wenn sie eine reine Weste hat, wird sie uns helfen. Wenn nicht – wird sie uns trotzdem helfen, um ihren eigenen Kopf zu retten.«

9

Der amerikanische Präsident war ein ungemein tatkräftiger Wahlkämpfer. Die donnernden Ovationen, die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, das Gedränge der Menschen und die Fähigkeit, seine Landsleute zu begeistern, beflügelten ihn. Zum ewigen Kummer seiner Leibwache durchbrach er ständig die Sicherheitsvorschriften.

An diesem Oktobertag hatte der Präsident zugunsten dreier Kandidaten seiner Partei in drei Landeshauptstädten eine Rede gehalten und war dann im Hubschrauber nach Washington zurückgekehrt. Er hatte aus dem Jubel der Begeisterung einen gewissen Unterton herausgehört: die schwelende Forderung nach einem Eingreifen in Kuba. Auf einem der gezeigten Transparente hatte gestanden: MEHR MUT – WENIGER PROFIL, und das hatte ihn gekränkt.

Inzwischen war Mitternacht vorüber, die Aufregungen und Plagen des Tages waren abgeklungen. Der Präsident saß in Schlafanzug und Morgenrock mit untergeschlagenen Beinen auf dem Bett und warf einen Blick in die letzten Abendzeitungen, die um ihn herum lagen.

Seine beiden engsten Vertrauten Lowenstein und McKittrick saßen mit schlaftrunkenen Augen vor einem niedrigen Tischchen, auf dem ein Stoß der neuesten U-2-Fotos lag.

Mit düsterer Miene erhob sich der Präsident vom Bett und fuhr in seine Hausschuhe.

»Glauben Sie, daß Devereaux' Bericht so zuverlässig ist, daß es zu einem Zusammenprall mit Chruschtschow kommen muß?«

»Ja«, erwiderte McKittrick. »Und die Fotos von heute zeigen, daß in der Finca San José eine Zeltstadt entsteht. Ein weiterer Beweis sind diese Bodenvertiefungen. Wir haben sie in früheren Fällen eindeutig als sowjetische Raketenstellungen identifizieren können.«

»Auch ich halte die Information für zuverlässig«, sagte Lowenstein.

»Unseren politischen Kurs werden wir in den nächsten Tagen festlegen«, sagte der Präsident. »Heute nacht möchte ich von Ihnen einen rückhaltlos offenen Rat haben.«
McKittrick stand auf, vergrub die Hände in den Taschen und zögerte.
»Heraus mit der Sprache«, beharrte der Präsident, »schonen Sie mich nicht.«
»Also gut. Ich habe Ihren Vorgänger angefleht, in Budapest einzugreifen, obwohl ich wußte, daß wir keine Möglichkeit hatten, nach Ungarn hineinzukommen. Die Sowjets hielten alle Trümpfe in der Hand. Andererseits gab es Gebiete in der Welt, wo sie verwundbar waren, und wir hätten Vergeltung üben sollen.«
»Weiter.«
»Ich habe Sie gebeten, Vergeltung zu üben, als die Berliner Mauer gebaut wurde. Solange wir die Russen gewähren lassen, ohne daß sie eine Vergeltung befürchten müssen, werden wir immer wieder vor Problemen wie dieser Raketengeschichte stehen.«
Der Präsident strich seinen zerwühlten Haarschopf zurück. Er erinnerte sich an seine Begegnung mit dem sowjetischen Ministerpräsidenten Chruschtschow in Finnland. Wegen des Fiaskos in der Schweinebucht hatte der Russe ihn beschimpft und bedroht und ihn einzuschüchtern versucht.
»Chruschtschow weiß«, sagte Lowenstein, »daß wir ihn mit unserer Rüstung überholt haben. Er glaubt aber auch, daß wir uns nicht die Hände schmutzig machen wollen.«
Es bestand die Gefahr, daß wieder einmal ein Land dem klassischen und schon historischen Irrtum über das Temperament und die Entschlossenheit des amerikanischen Volkes verfiel. Diesmal die Sowjetunion.
Nun, da die Stunde der Entscheidung nahte, war der junge Präsident ruhig und entschlossen. »Lowenstein«, sagte er, und seine Stimme klang nach ›Entscheidung‹, »sagen Sie keine meiner laufenden Verabredungen ab. Ich möchte, daß alles so normal wie möglich erscheint. Mac, Sie unterrichten mich ständig über neues Nachrichtenmaterial. Ich schließe mich Ihrer Meinung an, der Devereaux-Bericht läßt keinen Zweifel zu. Nun,

wir werden sehen, was für ein Pokerspieler Mister Chruschtschow ist.«
McKittrick antwortete nur mit einem breiten Lächeln.
»In dieser Woche«, schloß der Präsident, »werde ich mir mein Gehalt redlich verdienen.«

10

Michael Nordstrom läutete an Devereaux' Haustür in Georgetown. Er hatte noch ganz verschlafene Augen und gähnte.
André öffnete die Tür. Er war pünktlich auf die Minute bereit, eine Gewohnheit, die er widerwillig von den Amerikanern übernommen hatte. Sie schüttelten sich die Hand und wünschten sich einen guten Morgen. André nahm seine Aktenmappe, und sie gingen zu Mikes Wagen hinunter.
Mike bog in den Verkehr ein, gähnte wieder und entschuldigte sich dafür. »Hatte einen kleinen Zank mit Liz«, erklärte er. »Sie liegt mir wegen eines neuen Autos in den Ohren. Jedenfalls wurde ich vor die Tür gesetzt und mußte auf der Couch schlafen. Mein Rücken ist so gut wie gebrochen. Viel Schlaf hat in der letzten Nacht vermutlich keiner von uns beiden bekommen.«
»Das kann man wohl sagen«, stimmte André zu.
Beide schwiegen lange. Noch immer steckte ihnen der Schreck über Boris Kuznetows Enthüllungen in den Gliedern.
»André«, sagte Mike schließlich, »ich hatte gestern noch eine lange Unterredung mit meinen Leuten. Wir alle glauben, daß Sie von der Sektion P und der Existenz von Topas nichts gewußt haben. Das gilt auch für McKittrick.«
André brummte etwas vor sich hin.
»Ich will damit sagen, daß wir Sie in Ihrer Stellung behalten möchten, was immer Kuznetow noch enthüllen mag. Bleiben Sie trotzdem.«
»Lauten so meine Befehle?« fragte André spitz.

»Ich habe gesagt, daß wir Ihnen vertrauen.«
»Ich bin Franzose. Das ist meine erste Pflicht. Vergessen Sie das nicht, Mike.«
Aus dem Zimmer, in dem Kuznetow verhört wurde, war die freundliche Stimmung verflogen. Die Atmosphäre war kühl, förmlich, sachlich. Als Boris hereingefahren wurde, warf er André einen raschen Blick zu und nickte; er hatte ein Gefühl wie ein Boxer, der seinen Gegner übel zugerichtet hat. Und in dieser Stimmung wechselseitigen Unbehagens begann die Sitzung. Das Tonband wurde eingeschaltet.
»Als ich von meinem Posten als Resident in Berlin abberufen wurde«, begann Boris langsam, »und den Auftrag erhielt, die Anti-NATO-Abteilung des KGB zu bilden, ordnete ich als erstes ein eingehendes Studium der NATO-Länder an, ihrer politischen Gepflogenheiten, ihrer Führer, ihrer Truppen und ihrer Nachrichtendienste. Meine Gruppe ist klein, aber erstklassig.«
»Wie stark?«
»In Moskau siebzig bis hundert Mann.«
»Und in den NATO-Ländern?«
Boris schüttelte den Kopf. »Wir bedienten uns nur der sowjetischen Residenten in den NATO-Hauptstädten und ihrer jeweiligen Spionageringe.«
»Sie behaupten also, daß Sie ihre Anti-NATO-Agenten außerhalb Moskaus nicht kannten?«
»Das ist richtig.«
»Sie kennen niemanden von Topas?«
»Nicht einen einzigen.«
»Und Sie haben auch keine Ahnung, wer Columbine, die Nummer Eins, ist?«
»Nein. Es ist ein grundsätzliches Gebot für jeden Abteilungsleiter, seine Agenten nicht zu kennen, das wissen Sie ja. Der KGB hält sich noch strenger daran als die westlichen Systeme.«
»Fahren Sie fort.«
»Anfang der fünfziger Jahre verfehlte die Sowjetunion zwei ihrer wichtigsten Nachkriegsziele. Einmal gelang es uns nicht, den Zusammenschluß Westdeutschlands zu verhindern. Zum anderen gelang es uns nicht, den Westen aus Berlin zu verdrängen.«

Er machte eine Pause, um einen Schluck Pepsi-Cola zu trinken, und dachte, daß er den Tag preisen werde, an dem man ihm einen Wodka erlauben würde.

»Die NATO dürfte das wirksamste und weitgehendste Militärbündnis sein, das je geschaffen wurde. Das Zerbrechen des NATO-Schildes hat im sowjetischen Denken höchsten Vorrang, denn solange die NATO intakt bleibt, kann sich die Sowjetunion in Westeuropa nicht weiter ausdehnen. Bei meinen Nachforschungen galt es, das schwache Glied in der NATO zu finden. Es ist Frankreich.«

Boris wagte einen Blick in Devereaux' brennende Augen. »Es tut mir leid für Sie, Devereaux, aber die NATO wird durch Frankreich gesprengt werden, und deshalb haben wir unsere Anstrengungen auf Frankreich konzentriert.«

André vermied es weiterhin, die Amerikaner anzuschauen. Er wußte, was nun kam, und er wußte, daß der Russe die Wahrheit sprach, und es verdroß ihn.

»Ich bin durch meine Untersuchung zu der Ansicht gelangt, daß Frankreich politisch ein traditionell unsicheres Land ist und daß die Franzosen einzig und allein sich selber treu bleiben. Ihre Arroganz ist bodenlos. Der französische Traum von Überlegenheit, von einer Rückkehr zu nationaler Größe ist für sie so etwas wie ein Rauschgift.

Dann kam Pierre La Croix. La Croix ist ein Mann, den die Demütigung durch die Niederlage Frankreichs im Krieg unendlich erbittert hat. Frankreichs Demütigung durch die Vereinigten Staaten hat La Croix für diejenigen, die sich seiner Erbitterung zu bedienen wissen, verwundbar gemacht. Seine Schwäche ist ein Umstand, der den Russen sehr zustatten kommt. Natürlich ist er kein Kommunist, aber er läßt sich vor Moskaus Wagen spannen.«

Die Demütigung Frankreichs war eine Tatsache, die André Devereaux nur zu gut kannte, denn er hatte die Anfänge des Freien Frankreich miterlebt. Damals hatte er in La Croix den Retter gesehen. O ja, Boris Kuznetow hatte seine Untersuchung sehr gut durchgeführt.

»Frankreich ist in Vietnam, Marokko, Tunesien und am verheerendsten in Algerien besiegt worden. La Croix hat einen

Papiertiger geerbt und ein Volk, das des Blutvergießens und der seit hundert Jahren andauernden Niederlagen auf dem Schlachtfeld überdrüssig ist.
Aber der Präsident kannte seine Franzosen. Sprich einem Franzosen von Ehre, und er ist im innersten Kern seines Wesens getroffen. Ein Zauberwort.«
Kuznetow erhob sich aus seinem Rollstuhl, reckte sich und schritt langsam am Tisch entlang.
»Aber seine Stärke ist fragwürdig. Milliarden werden in die französische Atomstreitmacht gepumpt. Wie Sie wissen, meine Herren, nimmt niemand die *force de frappe* ernst. La Croix muß sich, um Erfolge zu haben, der diplomatischen Erpressung bedienen. In diesem Spiel ist er konkurrenzlos. Das Wesen der französischen Politik besteht darin, der amerikanischen Vorherrschaft Widerstand entgegenzusetzen. *Was kann Moskau mehr verlangen?*«
Der Russe kehrte an seinen Platz zurück und nahm ein Buch vom Tisch. Auf dem Schutzumschlag stand: *Die Kriegserinnerungen Pierre La Croix'*. Er schlug den Band an der ersten von etlichen Markierungen auf.
»Ich zitiere aus seinen Erinnerungen.« Boris setzte sich die Brille auf, suchte die Stelle und sah die Männer vom ININ noch einmal an; dann begann er: » ›In den Augen Rußlands durfte es nicht noch eine dritte Macht geben, die Vichy-Frankreich gegen das Kämpfende Frankreich ausspielte. Amerika glaubte, es könne Frankreich, das auf eine jahrhundertealte Erfahrung zurückblickt, bevormunden. Rußland dagegen hatte völliges Verständnis für die Lage des Kämpfenden Frankreich und ehrte es durch Anerkennung des Französischen Befreiungskomitees.‹ «
An anderer Stelle, so führte Kuznetow aus, beklagte sich La Croix wütend und beleidigt darüber, daß die Anglo-Amerikaner das Freie Frankreich nicht anerkannt hätten, daß sie es bei ihrer strategischen Planung nicht hinzugezogen, es nicht bewaffnet und ohne seine Mitsprache und Zustimmung internationale Beschlüsse über Frankreich getroffen hätten.
»›Franzosen und Russen verbindet zweifellos ein verwandter Geist‹«, las Kuznetow weiter, »›in vieler Hinsicht neigen die

Russen dem Gedanken einer europäischen Einigung und Hegemonie eher zu als die Anglo-Amerikaner.‹«
Kuznetow schloß das Buch. »Pierre La Croix verbindet eine lange Freundschaft mit Rußland, und er glaubt aus verschiedenen Gründen, daß Frankreich als ein europäisches Land den Russen näherstehe als den Anglo-Amerikanern.«
Boris setzte die Brille ab und spielte mit seinen knorrigen Fingern. »Wenn man erst einmal begriffen hat, daß Frankreich unter der Knute von La Croix steht, und wenn man seinen grundsätzlichen Haß auf die Anglo-Amerikaner erkannt hat, dann ist es nicht allzu schwer, das, was kommen wird, vorauszusehen. Er hat mit der *force de frappe* herumexperimentiert, mit dem Unsinn einer dritten Macht in der Welt, bestehend aus einer europäischen Allianz unter Frankreichs Vorherrschaft. Mit seinen Partnern im Gemeinsamen Markt ist er wie mit dummen Jungen umgesprungen und hat erreicht, daß Frankreich in dieser Wirtschaftsunion den Ton angibt.
Nun wird er versuchen, Frankreich zum Makler einer paneuropäischen Einigung zu machen, die den östlichen und den westlichen Block Europas umfaßt. Aber die Sowjetunion läßt sich nicht übers Ohr hauen. Vielmehr beabsichtigen wir, diese Schwächen auszunutzen. So wie Deutschland Pétain ausgenutzt hat, beabsichtigen wir, La Croix auszunutzen. Ich prophezeie Ihnen, daß er Frankreich innerhalb von fünf Jahren aus der NATO herausnehmen wird, denn was ihn wurmt, ist die Vorherrschaft der Amerikaner, die, so glaubt er, Frankreich um sein eigentliches Schicksal – oder was ein beklagenswerter alter Mann dafür hält – betrogen haben.
Topas unterminiert die französischen Fundamente. Für einen sowjetischen Residenten in Paris ist es ein Kinderspiel, einen Spionagering zu unterhalten, weil er auf drei Millionen Moskau treu ergebene französische Kommunisten zurückgreifen kann. La Croix hat sich mit den französischen Kommunisten auf einen Handel eingelassen, um an der Macht zu bleiben. Wenn er aber meint, er komme um die Endabrechnung mit ihnen herum, dann täuscht er sich.
Auf Moskaus Programm steht Umsturz, ein gewaltiger Umsturz. Wenn Frankreich aus der NATO ausgetreten ist und

wenn die französischen Kommunisten nach dem Tode Pierre La Croix' fest im Sattel sitzen, wird eine Welle der Unruhe über Frankreich hinweggehen, und dann, meine Herren, wird die kommunistische Machtübernahme folgen.«

II

Liebster Papa,
eine große Traurigkeit hat Mama überfallen. Eine Art Lethargie. Sie hat Paris verlassen und hält sich jetzt ständig in Montrichard auf. Ich glaube, irgend etwas ist geschehen, das sie erschreckt hat; sie fürchtet sich, ehrlich in sich zu gehen, weil die Wahrheit zu schmerzlich für sie sein könnte.
Ich habe mir soviel Sorgen um Mama gemacht. Mama ist ein schöner Vogel, aber einer, der in niedrigen Himmelsregionen bleiben muß. Wenn sie versucht, zu hoch zu fliegen, brechen ihr die Flügel. Sie möchte sich mit den Himmelsstürmen bis zu den Sternen erheben, aber sie kann es nicht. Sie sieht, wie Du das Wagnis und die Anstrengung auf Dich nimmst und die Höhe erreichst, aber sie kann Dir nicht folgen, und deshalb haßt sie Dich – und auch sich selbst wegen ihrer Unfähigkeit. Ist es unrecht von mir, das zu denken?
Ich freue mich, daß ich an der Sorbonne studieren darf. Als Tucker mir nach Frankreich folgte und seinen albernen Einspruch erhob, da merkte ich, welch ein oberflächliches Leben er mit mir führen wollte. Gott schütze mich davor, ein gepflegter, mechanisch lebender Spießbürger zu werden.
Mit François dem Ersten möchte ich etwas wagen, möchte klettern und fliegen und so mutig sein wie Du. Ich möchte etwas gelten in dieser Welt, Papa, und etwas leisten.

Was für ein trostloser Tag ist das hier in der Normandie. Wir sind wegen einer heraufziehenden Regenwand in unser Häuschen zurückgekehrt. Jetzt sitze ich vor dem Kamin und höre Brahms. François sitzt drüben vorm Fenster, das ihn einrahmt; er ist schrecklich hübsch und schrecklich eifrig. Im Augenblick beugt er sich über seine Schreibmaschine und verbessert einen Fehler. Er murrt, weil er seinen Artikel für den *Moniteur* schreiben muß. Papa, ich bin hoffnungslos verliebt. Deine Michèle.

Sie faltete den Brief zusammen, tat ihn in einen Umschlag und schrieb die Adresse. Dann trat sie, nachdem sie das Feuer geschürt hatte, hinter François' Stuhl, schloß die Arme um ihn, legte die Wange auf seinen Kopf und streichelte ihm die Brust. François nahm ihre Hand und küßte sie; dann las Michèle, was er geschrieben hatte:

HIER SPRICHT FRANÇOIS PICARD
Was nun, Herr Präsident! Die neue französische Forderung nach amerikanischem Gold zum Ausgleich der Zahlungsbilanz versetzt unserer dahinsiechenden Diplomatie einen neuen Tiefschlag.
Aber wieder einmal hat unser Präsident seinen Hieb mit leichtfertiger Taktik ausgeteilt. Man greift nicht mit einer Reiterschwadron eine ganze Panzerdivision von vorn an. Dieser schlecht beratene Überfall auf den amerikanischen Dollar, ein Schritt, der aus reiner Rachsucht unternommen wurde, ist ein Schuß, der nach hinten losgehen muß, denn die Stabilität der Welt hängt vom Dollar ab.
Wenn der Dollar geschwächt wird, kann Frankreich über Nacht ins Chaos stürzen. Niemand wird darüber in lauteres Geschrei ausbrechen als die von Habgier zerfressene französische Öffentlichkeit, die sich von dem guten Willen eines Verbündeten hat mästen lassen und ihn nun zu zerstören trachtet.
Wie lange wollen die Franzosen noch dulden, daß Pierre La Croix dem Kreml in die Hände arbeitet, als würde es ihm befohlen?

Michèle machte sich los, blickte in den windgepeitschten Regen, der an das Fenster klatschte, und seufzte.
»Was ist, Michèle? Gefällt es dir nicht?«
»Es ist ausgezeichnet.«
»Was dann?«
»Es ist aber auch sehr gefährlich. Ich habe Angst um dich.«
»Ich kann das nicht aufgeben, Michèle. Ich kann nicht.«
»Darum würde ich dich niemals bitten. Nur verlange nicht von mir, keine Angst zu haben.«
Er verließ seinen Platz an der Schreibmaschine und ging zum Kamin.
»François, kümmere dich nicht darum, wie ich damit fertig werde. Ich halte zu dir, was immer du unternimmst. Liebster . . .«
»Ja?«
»Was wolltest du mir schon das ganze Wochenende sagen?«
»Bin ich so leicht durchschaubar?«
»Wahnsinnig. Ich glaube nicht, daß du mich je belügen könntest. Du bist wie ein kleiner Junge.«
Einen Augenblick ließ er den Kopf hängen; er betete dieses junge Mädchen an, das von einer Reife schien, die weit über ihr unschuldiges Gesicht, das Nymphenlächeln und die großäugige Bewunderung hinausging.
»Michèle, dies ist für eine Weile unser letztes Wochenende.«
»Oh!«
»Der erste sanfte Druck von seiten des staatlichen Fernsehens. Unter dem Vorwand, daß ich über einen Haufen Quatsch als Sonderberichterstatter schreiben soll, schickt mich die Nachrichtenredaktion zuerst in den Süden und anschließend nach München zum Oktoberfest. Ich habe das Gefühl, sie halten mich so lange fern, bis ich kusche oder den Dienst quittiere.«
Sie ging zu ihm, und er nahm sie in die Arme. »Darf ich ein wenig weinen?« fragte sie.
»Michèle«, flüsterte er, »Michèle . . . Michèle . . . Michèle . . .«

12

Justine de Vore nahm Oberst Jasmin gegenüber Platz. Inspektor Marcel Steinberger saß etwas abseits auf der Ledercouch und musterte die junge Frau. Sie hatte hübsch geformte Beine und schmale Fußgelenke; eines war mit einem winzigen goldenen Kettchen geschmückt. Justine de Vore war Anfang Dreißig und der Typ der eleganten Französin. Verführerisch schlug sie die Beine übereinander, um den Blick der Männer einzufangen; es gelang.

»Ich möchte Ihnen Inspektor Steinberger vom Fahndungsdienst der Sûreté vorstellen«, begann Jasmin.

Die beiden nickten einander zu.

»Wir möchten Ihnen ein paar Fragen bezüglich der Sicherheitsvorkehrungen in Ihrer Abteilung stellen und Sie um Ihre Mitarbeit bitten«, fuhr er fort. »Ich meine, natürlich nur, wenn Sie nichts dagegen haben . . .«

»Durchaus nicht«, erwiderte sie mit der festen Stimme einer berufstätigen Frau, die nicht die leiseste Unsicherheit kennt.

Marcel Steinberger sprang von seinem Sitz auf, kratzte sich am Kopf und ging ein paar Schritte auf und ab. »Mademoiselle de Vore«, sagte er, »wie lange arbeiten Sie schon als Privatsekretärin bei Henri Jarré?« – »Über drei Jahre.«

Er nahm ihre Personalakte von Jasmins Schreibtisch, warf einen Blick hinein und begann ihr diesbezügliche Fragen zu stellen. Justine de Vore war mit den Fachkenntnissen einer Direktionssekretärin eingestellt worden. Sie kam aus einer ausgezeichneten Familie des gehobenen Mittelstands französischer Staatsbeamter, besaß eine gute Schulbildung einschließlich mehrerer Semester an der Sorbonne, war unabhängig, wurde gut bezahlt, und ihre Personalakte wies nichts Ungewöhnliches auf.

Plötzlich blieb Steinberger stehen. »Mögen Sie Jarré?« fragte er.

Zum erstenmal stockte sie. »Wie soll ich diese Frage verstehen?«

»Haben Sie ihn gern«, wiederholte Steinberger, »als Persönlichkeit, als Menschen, als Vorgesetzten? Finden Sie ihn nett, freundlich oder schwierig? Schätzen Sie seine Gewohnheiten?«

Sie wich aus und nahm ihre Zuflucht zu beruflicher Loyalität. »Monsieur Jarré ist mein Chef. In meiner Stellung möchte ich eine solche Frage lieber nicht beantworten.«
»Hmm«, brummte Steinberger, »hmm.«
Oberst Jasmin zündete sich gemächlich eine seiner dicken Zigarren an und paffte eine Rauchwolke über den Schreibtisch, die zu der hohen Decke des Schloßzimmers hinaufstieg. »Mademoiselle de Vore«, sagte er bedächtig, »zu Beginn unserer Unterhaltung habe ich Sie darauf hingewiesen, daß es wünschenswert wäre, wenn Sie uns die erbetenen Auskünfte freiwillig gäben. Wenn Sie zu irgendeinem Punkt lieber nicht antworten möchten oder wenn Sie aus irgendeinem Grund mit dem Gedanken spielen, uns eine unrichtige Antwort zu geben, dann sollte ich Sie lieber an Ihre gesetzlichen Rechte erinnern, und wir fangen die Geschichte anders an. Habe ich mich klar ausgedrückt?«
»Sehr klar«, sagte sie leise.
»Also, wie wollen Sie sich verhalten?«
»Ich stehe Ihnen natürlich zur Verfügung, ich hatte nur gehofft, ich würde dadurch nicht in eine unangenehme Lage kommen, aber ich will offen sprechen.«
»Mögen Sie Henri Jarré?« wiederholte Steinberger seine Frage.
»Ich verabscheue ihn.«
»Wollen Sie uns das bitte erklären?«
»Er ist ein Mann, der nur Haß und Bitterkeit kennt. Nie macht er einen Scherz. Seine Frau . . .«
»Ja?«
»Er führt eine sehr unglückliche Ehe, weil er ein ganz unleidlicher Mensch ist.«
Marcel Steinberger stellte einen Stuhl ihr gegenüber, setzte sich verkehrt herum darauf und stützte das Kinn auf die Lehne. »Sie sind mit Jarré öfters verreist.«
»Geschäftlich.«
»Ausschließlich?«
Hilfesuchend sah sie Oberst Jasmin an, aber er half ihr nicht. »Nein«, gab sie zu, »nicht ausschließlich.«
»Wie oft waren Sie bis jetzt außergeschäftlich mit ihm verreist?«

»Fünf-, sechsmal, genau weiß ich es nicht.«
»Nach Cannes?«
»Ja.«
»In die Normandie?«
»Ja.«
»Auch nach London?«
»Das war geschäftlich.«
»Und auf all diesen Reisen haben Sie ihn verabscheut?«
»Ja, ich verabscheue ihn.«
»Warum sind Sie dann mitgefahren?«
»Ich lebe mein Leben auf meine Art. Monsieur Jarré hat von Anfang an keinen Zweifel darüber gelassen, daß er das von mir erwartet. Ich bin zweiunddreißig und war einmal verheiratet, aber ich möchte nicht wieder heiraten. Meine Unabhängigkeit geht mir über alles. Ich habe sogar meinen Mädchennamen wieder angenommen. Oberst Jasmin kann bestätigen, daß ich eine ausgezeichnete Position bekleide. Wenn also Monsieur Jarré diese Bedingung stellt . . . warum soll ich mich weigern?«
»Wir wissen Ihre Aufrichtigkeit zu schätzen«, sagte Steinberger. »Nun wollen wir genauso aufrichtig sein. Wir möchten, daß Sie mit der Sûreté zusammenarbeiten.«
»Auf welche Weise?«
»Sie sollen Henri Jarré überwachen. Er steht nämlich unter dem Verdacht, Mademoiselle de Vore, NATO-Dokumente an die Sowjets auszuhändigen.«
Einen Augenblick lang war sie sprachlos, versuchte zu begreifen. Dann kam ein heiseres Kichern. »Donnerwetter noch mal«, sagte sie, und das Kichern schlug in lautes Lachen um.
»Also, wie ist es? Wollen Sie uns helfen?«
»Es wird mir ein Vergnügen sein, Herr Inspektor.«
»Gut«, sagte Jasmin, »ausgezeichnet.«
»Und nun, Mademoiselle de Vore, müssen wir uns ein paar grundsätzliche Einblicke verschaffen, in Arbeitsgewohnheiten, Routinedinge und so weiter und so weiter. Ich würde gern Näheres über Ihren Vervielfältigungsapparat erfahren, der in der Abstellnische Ihres Büros steht. Es ist ein Repco-Gerät, nicht wahr?«
»Ja.«

»Damit fertigen Sie Kopien an für Ihre Ablage, für den Umlauf oder zum Verschicken, das heißt, Sie benutzen den Apparat zum Herstellen von Kopien für den üblichen Bürobedarf?«
»Ja, das ist richtig.«
»Wer bedient den Apparat in Ihrem Büro?«
»Ich, und zwar für das ganze Haus. Sie wissen, daß man zur Bedienung des Geräts durch mein Büro muß, und im Anfang hat es mich gestört, wenn die Kollegen andauernd rein- und rausrannten; darum habe ich einen Korb aufstellen lassen, in den jeder seine Vorlagen mit Angabe der benötigten Kopien hineinlegt. Ab drei Uhr nachmittags bin ich praktisch nur noch mit Kopieren beschäftigt. Die fertigen Sachen lege ich in einen Abholkorb, so daß jeder seine Sachen noch rechtzeitig für die letzte Post holen kann.«
»Sagen Sie, Mademoiselle de Vore, benutzt auch Monsieur Jarré diesen Apparat? Kennt er sich damit aus? Haben Sie je gesehen, daß er ihn benutzt?«
»Ja, daran erinnere ich mich ganz genau. Bis vor etwa anderthalb Jahren hatten wir einen alten Thermo-Fax, der dann durch den Repco ersetzt wurde. Ein paar Tage, nachdem wir das neue Gerät bekommen hatten, kam ich mittags vom Essen zurück und traf Monsieur Jarré in meinem Zimmer an; er hantierte fluchend an dem Apparat herum. Er hatte irgend etwas von dem Flüssigkeitsbehälter verstellt und stand hilflos vor den Negativ- und Positivbogen. Er bat mich, ihm zu zeigen, wie der Apparat bedient wird.«
»Fanden Sie das nicht merkwürdig?«
»Ehrlich gesagt, nein. Ich konnte ja mal krank sein oder aus irgendeinem anderen Grund nicht zur Verfügung stehen, wenn er gerade eine Kopie brauchte. Ich sah darin nichts Ungewöhnliches.«
»Kommt es vor, daß Sie Ihr Büro während des Tages für längere Zeit verlassen?«
»Was verstehen Sie unter einer längeren Zeit?«
»Eine halbe Stunde, vierzig Minuten, eine Stunde.«
»Außerhalb der Mittagszeit?«
»Ja.«
»O ja, ich verlasse mein Büro oft.«

»Schickt Jarré Sie fort?«
»Manchmal.«
»Wollen Sie uns das bitte näher erklären.«
»Das Pressegebäude liegt zehn Minuten entfernt. Häufig gebe ich dort eilige Mitteilungen persönlich ab. Es kann auch sein, daß ich in ein anderes Büro gerufen werde, um das Sitzungsprotokoll bei einer Besprechung zu schreiben. Aus den verschiedensten Gründen komme ich in fast allen Abteilungen herum. Ich komme sogar zu Oberst Jasmin, dem ich mindestens einmal im Monat Akten bringe.«
»Man kann also mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß Sie wenigstens einmal die Woche für eine halbe Stunde oder länger nicht in Ihrem Büro sind?«
»Ja.«
»Hätte Jarré währenddessen genügend Zeit, in Ihr Büro zu gehen, mit dem Kopiegerät, sagen wir, zehn oder fünfzehn Kopien herzustellen und in sein Zimmer zurückzukehren?«
»Ja, die Zeit dürfte ausreichen.«
»Erinnern Sie sich, daß Sie ihn jemals in der Abstellnische Ihres Büros überrascht haben?«
»Einmal. Ich hatte das Gebäude schon verlassen, ging aber noch einmal zurück, um meine Zigaretten zu holen. Er war sehr erschrocken, fing sich aber rasch. Ich habe mich übrigens auch immer gewundert, daß mein Papiervorrat – Sie wissen, man braucht zum Kopieren ein Spezialpapier – so schnell aufgebraucht war.«
Inspektor Steinberger und Oberst Jasmin führten das Verhör abwechselnd, und Jasmin fragte nun nach weiteren Einzelheiten über Jarrés Arbeitsgewohnheiten.
»Pünktlich um halb zehn sitzt er am Schreibtisch«, berichtete Justine de Vore, »außer donnerstags.«
»Warum nicht donnerstags?«
»Da fährt er mit der Vorortbahn.«
»Jeden Donnerstag?«
»Ja. Manchmal kommt er zu spät.«
»Fährt er dann auch stets mit dem Zug nach Hause?«
»Ja.«
»Hat er Ihnen gesagt, warum?«

»Er sagte einmal, donnerstags überlasse er den Wagen seiner Frau zum Einkaufen.«
»Wußten Sie nicht, daß ein Beamter in seiner Stellung Anspruch auf einen Dienstwagen mit Chauffeur hat?« fragte Jasmin.
»Doch. Ich habe ja bei vielen Gelegenheiten einen Dienstwagen bestellt. Er hat mir erklärt, er fahre von Zeit zu Zeit gern einmal mit der Bahn, und das habe ich ihm geglaubt.«
Justine de Vore bekam den Geheimauftrag, Jarré zu beobachten. An die verdächtige Büronische wurde eine Signallampe angeschlossen, die bei Betätigung des Kopiergeräts in Jasmins Büro aufleuchtete.
An einem angrenzenden Wandschrank wurde ein Spiegel angebracht, durch den man von der Rückseite hindurchschauen konnte; sein Gucklock war von der Nische aus nicht zu entdecken. Jedesmal, wenn Justine de Vore das Gebäude verließ, benachrichtigte sie vorher Oberst Jasmin, und der Beobachtungsposten im Schrank wurde alsbald von einem Sicherheitsbeamten besetzt.
Besonders an Donnerstagen wurde die Überwachung mit peinlicher Sorgfalt durchgeführt.
Am zweiten Donnerstag nach Beginn dieser Aktion kopierte Henri Jarré während der Abwesenheit seiner Sekretärin vier Geheimdokumente. Marcel Steinberger fuhr am Abend im Vorortzug nach Paris zurück und setzte sich auf den Platz hinter Jarré. Er beobachtete, wie Jarré mit einem Kontaktmann die Aktentasche austauschte. Auf strenge Anordnung seines Chefs Léon Roux schritt Steinberger jedoch nicht zur Verhaftung.

»Gute Arbeit, Inspektor«, sagte Léon Roux zu Steinberger.
»Wann darf ich den Gauner festnehmen?« fragte Steinberger.
»Nicht so hitzig«, erwiderte Roux, und in seine Augen kam ein Funkeln.
»Was haben Sie vor?«
Roux' runzeliges Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, die man zur Not als ein Lächeln bezeichnen konnte. »Oberst Jasmin und ich werden dafür sorgen, daß Henri Jarré in den

nächsten Wochen nur falsche Akten zu Gesicht bekommt. Auf diese Weise wird er die Kameraden in Moskau reichlich mit Unsinn versorgen und ihre militärische Planung samt Abschirmdienst ein Jahr lang durcheinanderbringen. Zumindest soll Jarré einiges von dem Schaden, den er angerichtet hat, wiedergutmachen. Wenn wir merken, daß den Russen der Kopf schwirrt und daß sie uns auf die Schliche kommen, machen wir mit Jarré kurzen Prozeß und lassen die Falle zuschnappen.«

Marcel Steinberger brach in lautes Lachen aus, was bei ihm selten vorkam.

»Was meinen Sie, Steinberger? Wir werden den Idioten vom SDECE schon zeigen, wer mehr kann, sie oder die Sûreté!«

»Übrigens müssen wir die Frau verhaften«, sagte Steinberger. »Ich fürchte, Mademoiselle de Vores Bankkonto und ihre Ausgaben stehen nicht in Einklang mit ihrem Gehalt. Offensichtlich hat sie von Anfang an mit Jarré zusammengearbeitet. Schändlich.«

»Nun, andererseits hat sie uns geholfen«, meinte Roux, »und Jarré edelmütig betrogen, um ihren eigenen Kopf zu retten. Wir wollen zusehen, daß sie ein mildes Urteil bekommt.«

13

Fregattenkapitän Farrow, Herzspezialist im Marinehospital und behandelnder Arzt von Boris Kuznetow, verließ mit Sid Jaffe das Krankenzimmer des Russen. Sie gingen ins Arztzimmer hinüber, wo Dr. Billings, Devereaux, Kramer und W. Smith schon warteten. Farrow schloß die Tür hinter sich. »Er ist erschöpft, überanstrengt. Er hat mehr als sechzig Verhöre durchgemacht und braucht unbedingt Ruhe.«

»Ist es ernst?«

»Noch nicht. Wenn wir aber fortfahren wie bisher, dann –

verzeihen Sie mir den Ausdruck – spielen wir Russisch Roulette.«
»Aber Kuznetow besteht doch darauf, uns noch einmal zu sprechen«, sagte Jaffe.
Der Marinearzt spielte mit seinem Stethoskop. »Einmal noch, in seinem Zimmer, und bitte kurz. Ich sage das nicht zum Scherz.«
»Vielen Dank, Doktor. Könnten Sie uns einen Augenblick Ihr Büro zur Verfügung stellen?« Als der Arzt gegangen war, wandte sich Jaffe zu den anderen. »Kuznetow hat darum gebeten, daß heute Nordstrom, Sanderson Hooper und der dem Präsidenten verantwortliche Sicherheitsbeamte anwesend sind.«
Die anderen nickten zustimmend. Jaffe rief den ININ in Foggy Bottom an. »Mike ... hier ist Sid Jaffe. Unserem Freund geht es nicht besonders, der Arzt hat uns aber erlaubt, ihn zu sehen; der Patient besteht darauf, daß Sie mit Sandy und Marsh dabei sind.«
»Gut«, antwortete Nordstrom.
Mit den sieben Amerikanern und den zwei Krankenschwestern war das Krankenzimmer so voll, daß man sich gegenseitig auf die Zehen trat. Die eine Schwester schüttelte Kuznetow das Kissen auf, damit er aufrecht sitzen konnte; die andere wiederholte noch einmal die Anordnungen des Arztes und erließ ein Rauchverbot.
Kuznetow war der Zerreißproben überdrüssig. Eine Woche lang hatte er um die Sache herumgeredet.
»Ich wollte Sie heute alle sprechen, um Ihnen eine Geheimabteilung des KGB zu enthüllen; sie ist für die genialste und erfolgreichste Spionagetätigkeit verantwortlich, die je von der Sowjetunion ausgeübt wurde. Ich meine die Abteilung Nachrichtenfälschung.«
Sie zeigten gespannteste Aufmerksamkeit, als er in ihren Gesichtern nach einer Reaktion forschte. Das neuenthüllte Amt war ihnen genauso unbekannt, wie es seine eigene Anti-NATO-Abteilung gewesen war.
»Die Abteilung Nachrichtenfälschung wird von einem KGB-Offizier namens Sergej Mikeloff geleitet. Sie hat die Aufgabe, Nachrichten zu entstellen oder zu erfinden und sie durch den

Geheimdienst des Feindes an die gegnerische Regierung heranzutragen, ich wiederhole: durch den Geheimdienst des Feindes. Topas verrichtet diese Arbeit innerhalb des SDECE. Ich möchte mit Nachdruck darauf hinweisen, meine Herren, daß das Ganze viel ausgeklügelter und unheilvoller ist als die üblichen Tarnungsmanöver und Abwehrtricks.

Die falschen Daten werden in Moskau erdacht, gelangen von dort an den Pariser Residenten und zu den Topas-Agenten im SDECE. Diese wiederum schleusen sie in die Ministerien und ins Kabinett ein oder wohin immer wir sie haben möchten. Diese Lügen, die den authentischen Stempel des SDECE tragen, werden dann von dem Mann mit dem Decknamen Columbine Präsident Pierre La Croix vorgetragen.«

»Wie oft haben Sie das schon praktiziert?«

»Dutzende von Malen. An die hundert Male. Und nirgends so erfolgreich wie in Frankreich, dem schwachen Glied der Kette. Während der Algerien-Krise konnten wir der französischen Regierung Berichte zuleiten, wonach dem CIA in Algerien Pepsi-Cola-Konzessionen und verschiedene Zeitungen gehörten; diese habe der amerikanische Geheimdienst als Tarnorganisationen benutzt, um die algerischen Aufständischen mit Geld zu unterstützen. Sie wissen, meine Herren, daß viele Franzosen der Meinung sind, Amerika sei für den Verlust Algeriens verantwortlich. Das ist zum großen Teil das Werk unserer Abteilung Nachrichtenfälschung.

Als im vergangenen Jahr die französischen Generale in Algerien revoltierten«, fuhr Kuznetow fort, »und mit einer Luftlandung in Paris und mit der Besetzung des französischen Mutterlandes drohten, konnten wir große Verwirrung stiften. Der amerikanische Präsident bot seine Hilfe an, doch über Topas gelang es uns, La Croix zu veranlassen, darin einen amerikanischen Versuch der Einmischung in Frankreichs innere Angelegenheiten zu sehen; ja, er unterstellte den Amerikanern sogar, sie wollten diese Aktion als Sprungbrett benutzen, um in Frankreich starke Truppenverbände zu stationieren.

Ich könnte Ihnen noch manches nennen. Wenn der Präsident außer Landes reist, wird ihm vielfach durch unsere gefälschten Nachrichten eingeredet, daß die Amerikaner seine Besuche zu

untergraben versuchen und antifranzösische Demonstrationen anzetteln. La Croix ist überzeugt, daß dergleichen das Werk des CIA ist.
Wie Sie wissen, hat der Präsident sehr schlechte Augen und kann lange Dokumente nicht lesen. Infolgedessen ist er weitgehend von mündlichen Darstellungen abhängig. Das macht ihn besonders verwundbar, und durch Columbine sorgen wir dafür, daß unsere Meldungen bei ihm Gehör finden.«
»Wer ist Columbine?« fragte André.
»Wer weiß«, erwiderte Kuznetow. »Er kann im SDECE, im Kabinett, in der militärischen Führung sitzen. Ich weiß nur das eine: Wenn wir La Croix mit einer falschen Nachricht versehen wollen, bekommt sie Columbine.«
»Großer Gott!« entfuhr es Michael Nordstrom.
»Kuznetow«, fragte McKittrick eindringlich, »haben Sie auch in der Suez-Krise mit Ihren Falschmeldungen gegen uns gearbeitet?«
Boris Kuznetow lächelte. »Sie haben es erfaßt. Es war einer unserer größten Triumphe.«
»Natürlich!« rief André, »natürlich! Nur so war es möglich. Man hat uns getäuscht!«
Auf dem Gang nahm Marshal McKittrick Nordstrom beiseite. »Schicken Sie mir das Protokoll dieser Sitzung sofort ins Weiße Haus«, sagte er, offensichtlich höchst beunruhigt.

14

Der Präsident der Vereinigten Staaten las seinen Brief an den Präsidenten von Frankreich noch einmal durch:

20. Oktober 1962

Sehr geehrter Herr Präsident La Croix,
durch Quellen, die wir für unbedingt zuverlässig halten, ist uns ein Sachverhalt von so weitreichenden Folgen bekanntgeworden, daß ich zu der ungewöhnlichen Form die-

ses mit nur einer Kopie ausgefertigten Briefes greife, den Ihnen mein Sonderberater Marshal McKittrick persönlich überbringen wird.

Man hat uns über das Vorhandensein eines ausgedehnten Spionagenetzes unterrichtet, in dem französische Staatsbürger als Sowjetagenten arbeiten. Dieses Spionagenetz läuft unter dem Codewort Topas. Allem Anschein nach ist es gelungen, bis hoch in die Regierung und insbesondere in Ihren Geheimdienst Agenten einzuschleusen.

Mit Hilfe einer einzigartigen Methode, genannt ›Nachrichtenfälschung‹, die der Russe Sergej Mikeloff vom sowjetischen KGB in Gemeinschaft mit dem sowjetischen Residenten in Paris, Gorin, anwendet, hat man Falschmeldungen und entstellte Geheimberichte bis in Ihre höchsten staatlichen Gremien leiten können.

Durch die gleiche Quelle wurde uns enthüllt, daß sich ein Topas-Mitglied (oder auch mehrere) in Ihrem engsten Kreis befindet.

Ich bitte Sie dringend, eine Gruppe von Fachleuten in die Vereinigten Staaten zu schicken, damit sie die uns vorliegenden Unterlagen prüfen und bei unserer Hauptquelle weitere Auskünfte einholen können.

Wir haben ferner erfahren, daß der Spionagering Topas in der Lage ist, dem sowjetischen KGB geheime NATO-Dokumente in die Hand zu spielen, und daher vertrauen wir darauf, daß Sie unsere Bemühungen um Entlarvung und Aushebung dieses Agentenrings mit aller gebotenen Umsicht unterstützen.

Mit aufrichtigen Grüßen

Der Präsident unterschrieb den Brief und gab ihn Marshal McKittrick, der ihn zusammenfaltete und in seine Brusttasche steckte.

»Ich versiegle ihn, wenn Devereaux ihn gelesen hat«, sagte er.

Der Präsident nickte. »Den französischen Botschafter rufe ich später noch an. Ich wünsche, daß Sie sich morgen auf dem Weg nach Paris befinden.«

»Jawohl«, erwiderte McKittrick.
»Großer Gott!« seufzte der Präsident. »Ich hoffe nur, La Croix hält dies nun nicht auch für eine Finte.«

15

Während in Washington der erste kühle Herbstwind wehte, wurde die explosive Stimmung durch äußerliche Ruhe und den Anschein der Normalität vertuscht.
Im Westflügel des Weißen Hauses herrschte ein ständiges Kommen und Gehen von »Tauben« und »Falken«; die Tage verrannen in pausenloser Geschäftigkeit. Nachdem das Vorhandensein sowjetischer Raketen auf Kuba ohne jeden Zweifel erwiesen war, erreichte die Krise ihren Höhepunkt.
Die »Falken« und die »Tauben« diskutierten das Für und Wider der verschiedenen Standpunkte. Die Ratgeber, Auswerter, Sachverständigen und Referenten berieten, bewerteten, begutachteten und berichteten.
Und dann stand ein einziger Mann, der Präsident, vor der schweren Entscheidung.
An einem regnerischen Tag Ende Oktober wurde der französische Botschafter René d'Arcy ins Weiße Haus gebeten. Man ließ ihn das Bollwerk von Sicherheitsbeamten und Empfangsdamen passieren und führte ihn gleich in das Zimmer des Präsidenten.
Der Präsident begrüßte d'Arcy herzlich, er ging ihm entgegen und führte ihn zu den Sesseln vor dem Kamin. Während sie noch ein paar Begrüßungsworte wechselten, gesellte sich Marshal McKittrick zu ihnen.
»Wir haben in den letzten Monaten«, begann der Präsident, »den Verdacht geschöpft und inzwischen den unumstößlichen Beweis erhalten, daß die Sowjets auf Kuba Mittelstreckenraketen aufbauen. Zweifellos sind Sie durch den französischen

Nachrichtendienst, insbesondere durch Monsieur Devereaux, darüber unterrichtet.«

»Ja, ich weiß davon«, sagte d'Arcy und hoffte, der Präsident werde nicht bemerken, daß er eine Havanna rauchte.

McKittrick gab einen genauen Bericht über Stellung, Reichweite und geschätzte Stärke der sowjetischen Waffen, die nun in der westlichen Hemisphäre in Bereitschaft standen. Als er seinen Vortrag beendet hatte, sprach der Präsident weiter: »Wir haben die Lage unter jedem erdenklichen Gesichtspunkt durchdacht und sind zu einem Entschluß gekommen. Den britischen Botschafter habe ich schon verständigt. Innerhalb der nächsten sechsunddreißig Stunden werden wir unsere sämtlichen NATO-Verbündeten unterrichten, und dann erfährt es das amerikanische Volk.«

D'Arcy lief ein Schauer über den Rücken, denn was der Mann, dem er hier gegenübersaß, ankündigte, konnte durchaus Krieg bedeuten.

»Die günstigste Maßnahme ist meiner Meinung nach im Augenblick eine Seequarantäne.«

»Denken Sie an eine Blockade, Herr Präsident?«

»Nicht an eine Blockade gegen harmlose Frachtschiffe, sondern an eine Quarantäne für Schiffe, die Angriffswaffen geladen haben; wir werden sie stoppen, kontrollieren und an der Weiterfahrt hindern.«

Vielleicht war das in dieser Situation noch der maßvollste Schritt; trotzdem begann damit die Lunte zu glimmen, und wenn die Menschen nicht rasch vernünftig wurden, konnte ein Zusammenprall auf offener See oder ein Luftangriff gegen die Raketenbasis auf Kuba zu allgemeinem Säbelrasseln, zu einer Invasion Kubas und damit zum Vorspiel einer weltweiten Massenvernichtung führen.

D'Arcy wußte, daß Präsident La Croix über das einseitige Vorgehen Amerikas vor Wut schäumen würde, denn die USA entschieden über Leben und Tod, ohne ihre Verbündeten zu konsultieren. – »Was erwarten Sie von Frankreich?« fragte er.

»Daß es unserer Lage Verständnis entgegenbringt, die Quarantäne beachtet und unseren Standpunkt, daß wir in Gefahr sind, teilt.«

Und damit ziehen Sie Frankreich gegen seinen Willen in einen Krieg, dachte d'Arcy, aber er sagte es nicht.
»Ich schicke McKittrick als meinen persönlichen Beauftragten nach Paris und London, um Präsident La Croix und den britischen Premierminister zu unterrichten. Wir bitten Sie, die Angelegenheit bis zu seiner Ankunft in Paris vertraulich zu behandeln.« – D'Arcy versprach es.
»Nun noch eins«, sagte McKittrick. »Da André Devereaux mit der Raketenangelegenheit genauestens vertraut ist, wäre es mir lieb, wenn er in Paris dabeisein könnte. Außerdem müssen wir eine wichtige Sicherheitsfrage klären, die seine Anwesenheit erfordert.«
»Devereaux steht Ihnen gern zur Verfügung.«
»Vielen Dank, Exzellenz. Ich fliege in zwei Stunden von Andrews ab.«

Zu der Zeit, da Marshal McKittrick und André Devereaux an Bord der Maschine gingen, bezogen starke Streitkräfte gleichmäßig verteilte Stellungen entlang der amerikanischen Küste, und die Flotte lief in den Atlantik aus, um den Seeweg nach Kuba abzuschneiden. In der Luft kreisten die Bombenflugzeuge des Strategic Air Command, bereit zum atomaren Einsatz, und in unterirdischen Stellungen wurde das fürchterliche Arsenal der Raketen, die auf vorausberechnete Ziele in der Sowjetunion gerichtet waren, in Alarmbereitschaft versetzt. Alles war darauf vorbereitet, auf ein Zeichen hin die schrecklichste Katastrophe der Menschheitsgeschichte zu entfesseln.

16

Die Kurier-Düsenmaschine der Air Force zog ihren Kondensstreifen über die äußerste Landspitze Amerikas. Marshal McKittrick zeigte André den Brief, den er Pierre La Croix bringen sollte. André las ihn und gab ihn kommentarlos zurück.

Dann wurde eine kalte Platte und etwas zu trinken serviert, und man stellte ein Kartentischchen auf. Mit einem Besatzungsmitglied als Partner spielte André eine Partie Bridge gegen McKittrick und den Steward; der Franzose gewann haushoch.
»Wo, zum Teufel, haben Sie so gut Bridge gelernt?« fragte McKittrick.
»Es gab mal eine Zeit, da spielte ich um mein Leben, oder vielmehr, um zu überleben. In guten Nächten verdienten wir meistens so viel, daß wir Brot und Wein für ein Dutzend Kameraden kaufen konnten. Manchmal konnten wir uns sogar ein neues Paar Schuhe leisten«, erwiderte André.
»Wann war das?«
»Als ich in Spanien interniert war. Damals lernte ich übrigens Nicole kennen«, sagte er und stockte plötzlich, denn ihm wurde bewußt, daß er auf dem Weg zu ihr war. »Das ist eine lange, lange Geschichte, Marsh.«
Eine Weile hingen sie ihren Gedanken nach, keiner von ihnen brachte die nagenden Fragen zur Sprache, die mit dem von Kuznetow enthüllten Betrugsmanöver zusammenhingen.
»Ich habe in meinem Beruf nie aus Rache gehandelt«, sagte André schließlich, »aber diesmal wird mir jemand büßen. Ich werde ihn finden und entlarven, und wäre es auch meine letzte Tat auf Erden.«
»Seien Sie nur vorsichtig«, erwiderte McKittrick. Er stand auf und ging über den Gang zu seinem Sitz, öffnete seine Aktenmappe, versiegelte den Brief an Pierre La Croix und tat ihn zu den übrigen Papieren.
André wärmte sich mit einem Cognac auf und beobachtete gedankenverloren, wie das Düsenflugzeug in die Dämmerung glitt. Es war jener Augenblick – den er von mancher Flugreise her kannte –, in dem der Alkohol, die Flughöhe und der Eindruck des Losgelöstseins einen verwandelten, einlullten und in ein Gefühl der Zeitlosigkeit eintauchten.
Seit André Devereaux von der Topas-Verschwörung wußte, hatte er seine Nächte in ruheloser Stimmung, nur halb schlafend oder zornig auf und ab gehend verbracht; der Verrat seiner Landsleute quälte ihn. Männer, die Frankreich aus Dummheit oder Schlechtigkeit vernichten wollten, zerrten die Jahre

aufopfernder und mühevoller Arbeit, die er aus Liebe zu seinem Land geleistet hatte, in den Schmutz.
In welches Wespennest würde er nun in Paris hineinstechen müssen? Die Falle, die man Henri Jarré gestellt hatte, würde wohl bald zuschnappen, aber da war noch ein anderer, über ihm ... Columbine. André war entschlossen, den obersten Verräter aufzustöbern, koste es, was es wolle.
Immer wieder ging ihm der Name eines Mannes im Kopf herum: Oberst Gabriel Brune, Stellvertretender Verwaltungschef des SDECE. Nach den Enthüllungen über die sowjetischen Nachrichtenfälschungen und ihre Wirkung in der Suez-Krise erschien die Haltung Oberst Brunes höchst verdächtig.
André warf einen Blick zu Marshal McKittrick hinüber, der eingenickt war. Merkwürdig, dachte er, es war fast auf den Tag sieben Jahre her, daß er und McKittrick während der Suez-Krise schon einmal die gleiche Tragödie erlebt hatten.
Die Israelis waren in die Halbinsel Sinai eingedrungen und rückten in Richtung auf den Kanal vor. André hielt sich damals gerade in Paris auf. Aufgrund seiner engen Beziehungen zu den Amerikanern zog man ihn ins Vertrauen; man unterrichtete ihn und bat um seinen Rat. André wußte, daß Marshal McKittrick im Auftrag des amerikanischen Präsidenten in Rom weilte, und ließ ihn bitten, nach Paris zu kommen.

Oktober 1956

André Devereaux und der amerikanische Botschafter Rawlins holten Marshal McKittrick in Orly ab. Die Angelegenheit war so dringend, daß André die beiden Amerikaner noch im Wagen auf der Fahrt nach Paris informierte.
»In vier Stunden«, erklärte er, »stellen wir – gemeinsam mit Großbritannien – den Ägyptern und Israelis ein Ultimatum: Feuereinstellung und Anerkennung einer Demarkationslinie in zehn Kilometern Entfernung vom Kanal.«
»Ein einseitiger Schritt?«
»Ja.«
»Stehen Sie mit Israel im Bunde?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte André. »Wird das Ultimatum zur Feuereinstellung nicht angenommen, greifen englisch-französische Streitkräfte ein und besetzen den Kanal.«
Die Amerikaner nahmen die Nachricht mit erzwungener Ruhe auf und überlegten sich, welche Folgen dieser Schritt für ihr eigenes Land haben könnte. Es war durchaus möglich, daß Amerika durch Frankreich und England ohne vorherige Konsultation in einen Krieg hineingezogen wurde.
»Hätten Sie uns nicht wenigstens einen Tag vorher verständigen können?« fragte McKittrick schließlich.
»Ich möchte annehmen, daß wir uns von niemandem mehr dreinreden lassen wollten«, erwiderte André.
»Nun, das scheint ein arbeitsreicher Nachmittag zu werden«, meinte der Botschafter. »Was erwartet Frankreich von den Vereinigten Staaten?«
»Daß Sie als Verbündete unsere Haltung billigen und verstehen, daß wir diesen Schritt im internationalen Interesse tun.«
Während Botschafter Rawlins und Marshal McKittrick sich in die Arbeit stürzten, Washington verständigten und Weisungen entgegennahmen, teilte André dem stellvertretenden Verwaltungschef des SDECE, Oberst Gabriel Brune, mit, daß die Vereinigten Staaten über die bevorstehende Aktion unterrichtet seien.
So nahm einer der letzten Feldzüge, die aus unverhohlenem, überkommenem Imperialismus unternommen wurden, Gestalt an. Als die Nachricht den Präsidenten der Vereinigten Staaten erreichte, rief er eilig seine Ratgeber zu sich.
Die Lage schien eindeutig zu sein. Frankreich und Großbritannien, die traditionellen Verbündeten, waren auf eine internationale Kontrolle des Suezkanals angewiesen, wenn sie nicht auf Gnade und Barmherzigkeit dem ägyptischen Diktator Gamal Abdel Nasser ausgeliefert sein wollten. Frankreich hatte überdies allen Grund, Nasser wegen offener Sympathie und Hilfeleistung für die algerischen Aufständischen niederzuwerfen.
Der Westen war tief beunruhigt über Nassers Liebäugeln mit der Sowjetunion, über die Masseneinfuhr sowjetischer Waffen nach Ägypten und über die erschreckende Aussicht, daß Rußland in den Mittelmeerraum vorstoßen könnte.

Für Israel war die Besetzung der Halbinsel Sinai eine Frage des Überlebens, denn es galt, den ägyptischen Überfällen ein Ende zu setzen und die Konzentration der von Rußland gelieferten Waffen zu unterbinden. Außerdem mußte Israel die Blockade des Roten Meers durchbrechen, um den Seeweg nach Asien freizubekommen.

Das ganze Unternehmen roch nach einem heimlichen Einverständnis zwischen Franzosen, Briten und Israelis. Aber das sollte offensichtlich ein Geheimnis bleiben.

Dreieinhalb Stunden nach seiner Ankunft in Paris und eine halbe Stunde vor dem Ultimatum betrat André Devereaux das Büro des amerikanischen Botschafters.

»Die Vereinigten Staaten«, erklärte ihm der Botschafter, »nehmen folgende Haltung ein: Offiziell sind wir über Frankreichs Absicht, den Kanal zu besetzen, nicht verständigt worden. Nach Veröffentlichung des Ultimatums und nach Beginn der Invasion werden wir unserer Überraschung und Empörung Ausdruck geben. Auf keinen Fall dürfen wir bei diesem Wagnis als Partner in Erscheinung treten. Nur so haben wir freie Hand, die Sowjetunion als gleichfalls neutrales Land aus dem Konflikt herauszuhalten . . .«

»Und nun tun Sie uns den einen Gefallen«, beschwor ihn McKittrick, »und nehmen Sie diesen verdammten Kanal innerhalb der nächsten zweiundsiebzig Stunden ein. Schaffen Sie eine vollendete Tatsache, denn danach müssen wir Sie vor den Vereinten Nationen als Aggressor verurteilen. Holen Sie sich den Kanal, dann diskutieren wir anschließend die Sache zu Tode.«

Die Haltung der Vereinigten Staaten wurde Oberst Brune fast gleichzeitig mit der Übersendung des Ultimatums an Nasser und Ben Gurion mitgeteilt.

Nasser wies das Ultimatum zurück, London und Paris waren im Kriegsfieber, britische und französische Flugzeuge griffen zur Vorbereitung der Invasion ägyptische Flugplätze an, die gemeinsame Expeditionsflotte lief von Zypern aus.

So weit reichte Andrés persönlicher Einblick in die Vorgänge um die Suez-Krise.

Zu jener Zeit war La Croix erst auf dem Weg zur Macht. Doch wenn auch die offizielle Macht in den Amtszimmern des

Premierministers ausgeübt wurde, La Croix handelte als der eigentliche Drahtzieher hinter dem Thron. In seiner nicht fest umrissenen Stellung umgab ihn ein Heer von militärischen Führern, Geheimdienstleuten und Speichelleckern, die einen Regierungswechsel kommen sahen und rechtzeitig auf den neuen Kurs umschwenkten.

Sein Beraterstab war vor allem ihm und erst in zweiter Linie der Regierung gegenüber loyal, und oft genug war La Croix' Meinung wichtiger als die des Premierministers.

Als sich die anglo-französischen Streitkräfte dem Kanal näherten, ersuchte Oberst Gabriel Brune dringend um eine Rücksprache mit La Croix. Brune, ein Mitglied der Generalsclique, war für La Croix die größte Macht- und Informationsquelle innerhalb des SDECE.

Jacques Granville, Pierre La Croix' persönlicher Adjutant, führte Brune in das Zimmer des Generals; es war der Augenblick, in dem die Invasion begann.

»Seit Stunden verfolgen wir eine verhängnisvolle Entwicklung«, eröffnete Brune dem General. »Ich habe noch auf eine Bestätigung gewartet, sie liegt jetzt vor. Kurz nach Mitternacht liefen beim SDECE Nachrichten von unseren Verbindungsleuten bei Heer und Marine ein, die besagten, daß amerikanische Kriegsschiffe der Siebten Flotte unsere Expeditionstruppe gestellt haben. Die ganze Nacht hindurch haben Zerstörer und Flugzeuge unsere Verbände verfolgt und überwacht. Als wir heute morgen in ägyptische Hoheitsgewässer kamen, setzten uns die Amerikaner Warnschüsse vor den Bug.«

Ohne sichtbare Reaktion nahm Pierre La Croix die Depeschen entgegen – scheinbar lauter echte SDECE-Dokumente – und blätterte sie durch.

»Ist der Premierminister schon verständigt worden?« fragte er.

»Nein.«

La Croix nickte. »Der Premierminister ist so israelfreundlich eingestellt, daß wir in dieser Sache ohne sein Wissen handeln müssen.«

»Ich kann es nicht glauben. Die Amerikaner haben uns ihr Wort gegeben«, wandte Granville ein.

»Offensichtlich ein Betrug«, meinte Oberst Brune.

»Ich kann es einfach nicht glauben«, wiederholte Granville.
Der amerikanische Botschafter Rawlins wurde gebeten, den zuletzt doch noch informierten Premierminister aufzusuchen. Der französische Staatschef überfiel den Botschafter mit der Nachricht über den amerikanischen Verrat, wobei er einen ganz undiplomatischen gallischen Wutanfall bekam.
Rawlins war zutiefst bestürzt. Da man in der Suez-Frage den üblichen Nachrichtenweg vermeiden wollte, wurde Marshal McKittrick zur Klärung der Angelegenheit nach Washington geschickt. Man brauchte mehrere Tage, um festzustellen, daß die Amerikaner keineswegs eingegriffen hatten und daß die vom französischen SDECE empfangenen Berichte falsch sein mußten.
Das Ganze war ein Werk des Topas-Rings gewesen, und die Meldung, die man General Pierre La Croix zugespielt und die dieser wiederum dem französischen Kabinett übermittelt hatte, entstammte sowjetischer Nachrichtenfälschung.
Moskau schlug sehr rasch Kapital aus der verfahrenen Situation und bluffte mit der säbelrasselnden Drohung, man werde Raketen auf Paris loslassen, wenn die Franzosen sich nicht zurückzögen.
So kam die Eroberung des Suezkanals nicht zustande, und nur die Israelis erreichten ihre Ziele.
Um ihrem falschen Spiel die Krone aufzusetzen, redeten die Sowjets Nasser ein, in Wahrheit hätten die Vereinigten Staaten hinter dem Komplott der Kanalbesetzung gestanden, wohingegen in Frankreich ein abschließendes Propagandasperrfeuer den Amerikanern ein für allemal die Schuld am Mißlingen der Aktion zuschob.
Langsam wurde es dunkel. McKittrick schlief jetzt fest.
Doch André fand keinen Schlaf. Wer hatte in der Suez-Krise die sowjetische Falschmeldung La Croix und über ihn dem französischen Premierminister zugespielt?
Die falschen Depeschen stammten vom SDECE. Welcher SDECE-Beamte stand in ständiger Verbindung mit La Croix und Matignon? Wer vom Geheimdienst erstattete ihnen Bericht?
Die Chefs des SDECE bekleideten im allgemeinen politische

Ämter. Viele von ihnen waren proamerikanisch und als Beamte völlig von ihren Parteien abhängig. Die eigentliche Macht lag bei den Verwaltungsspitzen im zweiten Glied, den Berufsagenten, wie Oberst Gabriel Brune einer war.
Das alles stimmte mit einer bekannten kommunistischen Taktik überein, nach der die Macht einem Stellvertreter zugeschoben werden muß, der unter einem harmlosen Chef arbeitet.
Und wie stand es mit Brunes Charakter und seiner Vergangenheit? Er war ein undurchsichtiger Typ, der sich stets aus dem Rampenlicht herausgehalten hatte. Im Nachrichtennetz der NATO-Staaten nahm er eine Schlüsselstellung ein und war obendrein mit Henri Jarré befreundet. Bei näherem Hinsehen entdeckte man in ihm einen erbitterten Antiamerikaner, der Berichte und Urteile bewußt verfälschte.
Als sich die Amerikaner wegen der undichten Stellen innerhalb der NATO plötzlich scheuten, ihre Geheimberichte mit den Franzosen auszutauschen, wurde Brune unauffällig aus dem ININ in die französische Regierung berufen – als Stellvertretender Verwaltungschef des SDECE –, wo er in die Anonymität untertauchte.
Mit Zugang zu höchsten Staatsgeheimnissen und in einer Stellung, die es ihm erlaubte, Regierungsmitglieder zu beeinflussen, konnte Brune, wenn er tatsächlich ein Sowjetagent war, unglaublichen Schaden anrichten.
Als Pierre La Croix an die Macht kam, nahm Brunes Einfluß noch zu. Man sah in dauernd an La Croix' Seite, und es bestand kein Zweifel, daß er das Vertrauen des Staatspräsidenten besaß.
Die Maschine flog Paris an. André wußte: Wenn er sich auf diesen Kampf einließ, konnte es ihn das Leben kosten. Seine Gegner waren böse und mächtig, und sein Regierungschef war ein besessener, hochmütiger, alternder Diktator.
Er wußte aber auch, daß er diesen Kampf durchstehen mußte, mochte kommen, was wollte.
Als André die Erde unter sich erblickte, überfiel ihn für einen Augenblick ein Gefühl der Furcht. War denn nicht alles schon zu spät und sinnlos?

17

Gorin fand für seinen Peugeot einen Parkplatz auf der Place d'Armes gegenüber dem Versailler Schloß und ging zu Fuß in den Park. Die breiten Wege durch die Gartenanlagen führten ihn an vielen Springbrunnen vorbei bis zu dem großen Kanal, der inmitten dieses einmaligen Zeugnisses einer hochgezüchteten Gartenbaukunst liegt. Als sowjetischer Resident und Leiter des russischen Geheimdienstes in Frankreich steuerte er die Unternehmungen von Topas. Seine wahre Tätigkeit wurde mit dem offiziellen Titel eines Zweiten Kulturattachés verschleiert.

Als er den kilometerlangen, künstlich angelegten kreuzförmigen Wasserweg erreichte, blieb er stehen und blickte sich um; er stellte fest, daß er nur ein harmloser Spaziergänger unter anderen war, und wandte sich befriedigt dem vereinbarten Treffpunkt zu.

Vorbei am Petit Trianon ging er zwischen gestutzten Hecken bis zu den englischen Gärten mit ihrem Labyrinth von Pfaden, auf denen man sich ungestört unterhalten konnte. Es war ein Weg von fünf Minuten. Mit seinen plumpen Händen schob Gorin die Hemdmanschetten zurück. Die Luft war kühl, die Bäume trugen schon fast keine Blätter mehr. Ein Windstoß wirbelte ihm eine Laubwolke um die Füße. In der Ferne hörte er spielende Kinder rennen und rufen. Gorin hatte ein fleischiges Gesicht mit funkelnden Augen und war im Gegensatz zu seinen verschlossenen Kollegen ein geselliger und mitteilsamer Mensch. Er schlug die kalten Hände gegeneinander, schob sie dann in die Taschen und sah den Weg entlang.

Vor ihm auf dem von Bäumen gesäumten Parkweg tauchte eine dunkle Gestalt auf; es war der wohlvertraute Umriß Columbines. Er war größer als die meisten Franzosen, hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und vor dem Kinn zugeknöpft, um sich vor dem kühlen Herbstwind zu schützen. Den dunklen Hut hatte er tief in die Stirn gezogen, und in einer Hand hielt er die nie fehlende Zigarette. Columbine blieb vor Gorin stehen

und nickte ihm zu, dann setzten die beiden Männer ihren Weg gemeinsam fort und unterhielten sich in oft geübter Unauffälligkeit.

»Irgend etwas hat mit den letzten vier NATO-Dokumenten nicht gestimmt«, sagte der Russe, »sie haben Moskau viel Kopfzerbrechen bereitet.«

»Was soll mit ihnen los sein?«

»Der KGB hält sie möglicherweise für gefälscht. Es könnte sein, daß die NATO-Agenten Jarré auf der Spur sind, und wenn das der Fall ist, verliert er für uns jeglichen Nutzen.«

»Jarré ist ein elender Trottel. Ich habe nie etwas von ihm gehalten.«

Gorin holte den ersten von zwei Umschlägen, die er mitgebracht hatte, aus der Tasche und gab ihn Columbine. »Es handelt sich um drei NATO-Unterlagen aus der Fünfzehnhunderterserie. Setzen Sie sich mit Jarré in Verbindung und fordern Sie Kopien an. Der KGB ist durch andere Quellen im Besitz authentischer Reproduktionen. Wenn Jarré uns etwas anderes liefert, müssen wir eingreifen.«

Der Weg vor ihnen gabelte sich, die beiden Männer blieben stehen und ließen ein älteres Ehepaar vorbei, ehe sie in anderer Richtung weitergingen.

»Die Amerikaner haben ihre U-2-Flüge auf die Gegenden konzentriert, in denen wir unsere Raketenbasen angelegt haben«, sagte Gorin. »Wahrscheinlich wissen sie Bescheid.«

»Und was werden sie Ihrer Meinung nach tun?«

»Vermutlich nichts.« Gorin händigte Columbine den zweiten Umschlag aus. »Sollten die Amerikaner wider Erwarten doch störrisch werden und es zu einer Krise kommen lassen, so finden Sie in diesem Umschlag Ihre Anweisungen. La Croix muß über den Vorfall so unterrichtet werden, daß er den amerikanischen Motiven mißtraut. Das Ziel ist, Frankreich neutral zu halten. La Croix darf nicht auf die Seite der Amerikaner treten.«

Columbine nahm seine Weisungen entgegen und nickte. In solchen Angelegenheiten war er ein erfahrener Meister.

»Zum Schluß noch etwas anderes«, sagte Gorin. »Es ist möglich, daß der übergelaufene KGB-Agent den Amerikanern die Existenz von Topas verraten hat.«

»Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht«, erwiderte Columbine. »Kurz bevor ich hierherkam, erfuhr ich, daß Devereaux auf dem Weg nach Paris ist ... an Bord eines Düsenflugzeugs der amerikanischen Luftwaffe.«
»Das kann Topas bedeuten oder die Raketengeschichte oder beides. Wo hat sich Devereaux in der letzten Zeit aufgehalten?« fragte Gorin.
»Ich habe festgestellt«, erwiderte Columbine, »daß er vor ein paar Monaten Washington des öfteren über Nacht oder übers Wochenende verlassen hat. Anscheinend ist er nicht weit gefahren. Er benutzte den Wagen und war mehrmals in Begleitung Nordstroms. In einem Gespräch zwischen ihnen fielen die Worte ›Maryland countryside‹. In letzter Zeit fuhr er nicht mehr so weit, die Reisen waren kürzer, aber wiederum wurde er häufig von Nordstrom begleitet. Die einzige Möglichkeit wäre das Bethesda Naval Hospital.«
Gorin blieb stehen und dachte über etwas nach ... »Bethesda Naval Hospital?« murmelte er.
»Es liegt nicht weit von Washington und wird von vielen Kongreßmitgliedern und hohen Offizieren in Anspruch genommen. Zuweilen haben auch amerikanische Präsidenten dort gelegen. Daher ist das Krankenhaus mit ausgeklügelten Sicherheitsvorkehrungen abgeschirmt.«
»Das würde sich gut mit der Tatsache zusammenreimen, daß der Überläufer herzkrank war«, meinte Gorin. »Er könnte durchaus in diesem Krankenhaus sein. Jedenfalls besteht Ihre Hauptaufgabe darin – und das ist von höchster Wichtigkeit –, Devereaux in Mißkredit zu bringen.«
»Sie wissen, daß das nicht leicht ist«, erwiderte Columbine. »Er hat einen makellosen Ruf und viele Freunde, außerdem ist er ein schlauer Fuchs. Wir haben immer wieder versucht, ihm eins auszuwischen, aber La Croix läßt sich nicht so schnell gegen ihn einnehmen. Obgleich seine und Devereaux' politische Ansichten weit auseinandergehen, hat er doch große Achtung vor ihm.«
»Wir werden einen Handel mit ihm abschließen«, sagte Gorin. »Devereaux muß zu uns kommen.«
»Er läßt sich niemals kaufen, d. zu ist er viel zu ehrlich.«

»Große Männer haben große Schwächen«, meinte Gorin. »Auch Devereaux hat seinen schwachen Punkt, und wir kennen ihn. Er wird sich auf einen Handel einlassen.«
Columbine blieb stehen, trat seinen Zigarettenstummel aus und nahm sich eine neue Zigarette, die er hinter vorgehaltener Hand mit dem Feuerzeug in Brand setzte. Dann blickte er auf, seine grauen Augen sahen den Russen neugierig an.
»Devereaux hat in Kuba eine Geliebte«, sagte Gorin. »Juanita de Córdoba. Wahrscheinlich hat sie für ihn gearbeitet.«
»Sie sind ein Narr, Gorin. Devereaux ist viel zu schlau, um sich in etwas einzulassen, das mehr als eine Liebelei ist.«
»Große Männer haben große Schwächen«, wiederholte der Russe. »Er ist wahnsinnig in sie verliebt. Würde ein Geheimdienstchef sonst wohl versuchen, ein Boot zu mieten, um seine Geliebte aus Kuba herauszuholen?«
Columbine zog schweigend an seiner Zigarette.
»Wenn die Zeit reif ist, wird er mit uns verhandeln, um ihr Leben zu retten. – Nächsten Freitag treffe ich Sie hier wieder.«
Columbine sah dem Russen nach, der sich in dem rasch abnehmenden Licht entfernte. Er fragte sich, ob endlich die lang ersehnte Gelegenheit gekommen sei, seinen Erzfeind André Devereaux zu vernichten.

Vierter Teil · LE GRAND PIERRE

I

Im Jahr 1940

Frankreich war besiegt!
André Devereaux' Weg begann in Montrichard, einer Stadt im Loiretal, jener berühmten Landschaft, die der Garten Frankreichs ist.
Das Loiretal mit der Pracht seiner hundert großen Schlösser – seinen Seen, Gärten und Wäldern – war einst der Spielplatz der Könige und über tausend Jahre lang die Herrin der Geschichte gewesen.
Jeanne d'Arc und ihr Orléans, Karl der Große und sein Kloster Pont-Levoy, die älteste Schule von ganz Europa, St. Florentin in Amboise, die letzte Ruhestätte Leonardo da Vincis, und Schloß Chambord mit den Werken seiner genialen Hand.
Und die Schlösser von Loir-et-Cher! Chaumont, Montrésor, Amboise, wo da Vinci gestorben ist, und Schloß Chenonceaux mit seinen fünf über den Cher gebauten Bögen!
Der schwankende Felsen in Le Puy, gekrönt von der Statue der Schwarzen Jungfrau; und die Jagd, die Hatz auf Bär und Fuchs hinter den herrlichen Cheverny-Hunden; und die Reben von Tours, die funkelnden Perlweine von Vouvray, die armseligen Bauernhöfe, der Ziegenkäse von Sancerre.
Montrichard, André Devereaux' Heimat, lag im Herzen Frankreichs. Straßen mit Kopfsteinpflaster führten durch zerklüftete Felsen zu den weißen Sandufern des Cher. Die Weinkellerei Montmousseau am Stadtrand hatte ihre Fässer tief in Felskammern gelagert, die noch aus römischer Zeit stammten. Ringsum erstreckten sich Himbeer- und Erdbeerfelder. Die uralten primitiven Höhlenwohnungen in den Felsen wurden während der Weinlese noch immer von den Bauern benutzt.

Montrichard! Der Berg des Richard Löwenherz, benannt nach dem König von England, der auf der Rückkehr von seinen Kreuzzügen hier haltmachte.
In den frühen Sommertagen des Jahres 1940 lag Trauer über dem Land, denn Frankreich war besiegt.
Die Nation war geteilt. Wenige Kilometer südlich von Montrichard, wo der Cher in sanftem Lauf nach Chenonceaux fließt, verlief jetzt eine Grenze. Montrichard lag im besetzten Frankreich. Jenseits der Grenze – in Vichy – hatte eine Schwindelregierung von Kollaborateuren ihren Sitz bezogen, geführt von dem einst verehrungswürdigen Marschall Pétain.
Als Frankreich kapitulierte, war André Devereaux zwanzig Jahre alt und arbeitete als Volontär im Anwaltsbüro seines Vaters. Der alte Devereaux, ein vermögender Grundbesitzer, war Witwer. Seine Frau war bei einem Autounfall ums Leben gekommen und hatte André im Säuglingsalter als Halbwaise zurückgelassen. Der Vater hatte sich an dem Unfall schuldig gefühlt und sich mit Selbstvorwürfen zerfleischt. Die Sehnsucht nach der Mutter und die Selbstanklage des Vaters hatten André damals in einen heftigen Gefühlskonflikt gestürzt.
Schloß Devereaux lag am Westrand der Stadt an der Straße nach Schloß Chenonceaux und besaß achtundzwanzig Zimmer – wenig im Vergleich mit anderen Schlössern dieser Gegend.
Das Leben verlief jetzt in geordneten Bahnen. André bereitete sich darauf vor, in einem Landstrich, in dem nichts Umwälzendes mehr geschah, die Verantwortung für die Familie zu übernehmen.
Ein, zwei Monate nach der Eroberung Frankreichs saß André eines Morgens am Schreibtisch, als ihn sein bester Freund Robert Proust besuchte.
»Was gibt's?« fragte André.
»Könntest du zum Mittagessen ins *La Tête Noire* kommen?«
»Freilich.«
»Ich möchte dich dort mit jemandem bekannt machen.«
»Warum tust du so geheimnisvoll?«
»Warte nur ab.«
Als André später das Restaurant betrat, führte ihn Robert an einen separaten Tisch, an dem ein schlanker, hübscher junger

Mann Anfang Zwanzig saß. Er wurde ihm als Jacques Granville aus der Nachbarstadt Blois vorgestellt. Jacques war im Krieg Offizier gewesen und aus der Gefangenschaft entflohen.
»Robert hat mir erzählt, daß Sie alte Freunde sind«, sagte Jacques, als er die Weinflasche entkorkte.
»Ja«, erwiderte André. »Wir sind zusammen in die Klosterschule Pont-Levoy gegangen.«
Jacques schenkte ein. »Dann sind wir ja Schulkameraden. Ich bin nämlich auch dort zur Schule gegangen.«
Robert Proust, ein einfacher Bursche, klein und schüchtern, nippte nervös an seinem Wein. »Jacques ... Monsieur Granville hat viele Verbindungen in Blois, um ... um Leuten zu helfen.«
»Das verstehe ich nicht ganz.«
»Robert hat mir gesagt, ich könnte offen mit Ihnen sprechen«, sagte Jacques.
»Ja, natürlich.«
»Wir helfen Juden«, sagte Robert.
»Was meinst du mit ›helfen‹?«
»Ich selbst bin Halbjude, das weißt du ja«, sagte Robert.
»Darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht«, erwiderte André.
»Für die Juden wird die Situation im besetzten Frankreich immer schwieriger. Die Deutschen sind ein gemeines Pack. Erst wurden die Juden öffentlich gedemütigt. Jetzt werden sie geschlagen, und man nimmt ihnen ihren Besitz weg. Der Himmel mag wissen, was das nächste ist. Viele Juden versuchen, aus dem besetzten Frankreich über die Grenze nach Vichy-Frankreich zu entkommen. Wir richten eine Untergrundverbindung ein.«
»Warum?«
»Es sind Franzosen«, sagte Jacques Granville eifrig, »und sie sind in Schwierigkeiten. Wenn sich die Lage weiter verschlimmert, werden noch ihre eigenen Landsleute über sie herfallen.«
»Widerlich«, sagte André.
»Robert hat den Vorschlag gemacht, daß ich mich mal mit Ihnen zusammensetze, weil Ihr Vater – das stimmt doch? – mehrere Bauerngüter am Cher besitzt.«

»Ja.«
»Wären Sie bereit, den Juden zu helfen?«
»Natürlich«, erwiderte André, ohne zu zögern.
Proust und Granville atmeten tief auf und warfen sich einen Blick zu. Jacques beugte sich mit aufgestützten Ellbogen vor.
»Es ist aber nicht ganz ungefährlich.«
»Die Deutschen sollen zur Hölle gehen«, erwiderte André, »ich hasse sie. Was soll ich für euch tun?«
»Kann man den Pächtern auf den Bauernhöfen Ihres Vaters trauen?«
André dachte nach. »Wir haben vier kleine Bauern am Cher. Für zwei von ihnen würde ich meine Hand ins Feuer legen.«
»Gut«, sagte Granville. »Wie Sie wissen, verläuft der Duberry-Kanal parallel zum Cher. Das dazwischenliegende Gebiet lassen die Deutschen von ihren Grenzposten überwachen. Wenn es uns gelingt, von einem der Bauernhäuser aus die deutschen Wachtposten zu beobachten, können wir eine Art Plan machen und dann bei Nacht die Juden über den Fluß bringen.«
Der Vorschlag erfüllte den jungen André mit Furcht und Begeisterung zugleich. Er fühlte sich schuldig, weil er nicht wie der ein Jahr ältere Robert gegen die Deutschen mitgekämpft hatte.
»Ich helfe euch«, sagte er, »wenn ihr mir versprecht, meinem Vater nichts davon zu sagen.«
Der feurige Jacques Granville lächelte strahlend, der sanfte Robert Proust nickte nur.
»Sei uns willkommen, Kamerad«, sagte Jacques, und die drei schüttelten sich die Hände.

2

Der Cher ist ein träger Fluß. An vielen Stellen hat er in jahrhundertelanger Arbeit ein Netzwerk von flachen Sandbänken und Inselchen angeschwemmt.

Solange sie denken konnten, hatten André und sein Freund Robert Proust im Cher gebadet, geangelt und ihn mit Booten befahren. Für sie war es ein Kinderspiel, eine Stelle zu finden, an der man ihn in ganzer Breite durchschwimmen konnte.
Seinem Vater erzählte André, er habe in Blois eine Freundin gefunden; auf diese Weise hatte er eine Entschuldigung, wenn er jede Woche mehrere Nächte ausblieb, um die Kontrollgänge der deutschen Wachtposten zwischen Fluß und Kanal zu beobachten. Die Deutschen waren unglaublich pünktlich. Man konnte die Uhr nach ihnen stellen.
In Blois beschaffte sich Jacques Granville sechs Fahrräder, die er in einer Scheune versteckte. Als sie das Kontrollsystem der Deutschen genau kannten, fanden sich André, Jacques und Robert abwechselnd bei der Scheune ein, wo jede Nacht fünf Juden aus Blois warteten. Mit dem Fahrrad fuhren sie die vierzehn Kilometer bis zur Furt, und dort wurden die Flüchtlinge über den Fluß ins unbesetzte Frankreich geleitet. Die Fahrräder wurden mit einem Pferdewagen zurückgebracht und wieder in der Scheune verstaut.
In manchen Nächten waren sie alle drei unterwegs und schafften zwei oder drei Grenzübergänge, andere Kameraden aus ihrer Gruppe halfen ihnen. Das Unternehmen wurde so erfolgreich, daß sie zehn weitere Fahrräder beschaffen mußten. Während der folgenden sechs Monate wurden an die dreitausend Juden und andere von den Nazis Verfolgte illegal nach Vichy-Frankreich gebracht.
Eines Tages verlor Andrés Vater die Geduld – er kochte vor Zorn: »Was ist das für eine Flegelei, du verbringst deine Nächte mit diesem Mädchen aus Blois und schläfst den ganzen Tag. Entweder du heiratest sie, oder du suchst dir eine, die näher bei uns wohnt.«
André entschuldigte sich gähnend.
Als er schließlich so erschöpft war, daß er nicht mehr richtig arbeiten konnte, gab er es auf und vertraute sich seinem Vater an. Der war mächtig stolz auf seinen Sohn und stimmte seiner Tätigkeit zu. Von da an wandte André seine ganze Zeit an die Untergrundarbeit. Es war der eigentliche Beginn seiner Geheimdienstlaufbahn.

Als er eines Nachts zur Scheune kam, waren keine Juden da. Statt dessen tauchten nach einer Weile Robert Proust und Jacques Granville auf; sie waren aufgeregt und ängstlich.
»Man hat mich gewarnt«, stieß Jacques hervor. »Die Deutschen haben uns in den letzten Tagen beobachtet.«
»Verdammt!«
»Ich bin überzeugt, sie warten nur noch ab, um uns auf die Spur zu kommen und dann unsere gesamte Untergrundbewegung auszuheben. Das ist unsere einzige Chance davonzukommen.«
»Abhauen?«
»Ja«, sagte Robert bebend. »Wir müssen sofort fliehen. In Blois haben sich schon alle verkrümelt. Ich habe ein paar Sachen für dich eingepackt.«
»Aber ich muß Papa auf Wiedersehen sagen!«
Jacques packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn. »Nein!«
»Ich muß.«
»Es könnte deinen Vater in die Geschichte hineinziehen, wenn du ihn noch einmal triffst. Wir schicken ihm eine Nachricht, sobald wir können.«
»Wer hat uns verpfiffen?«
»Franzosen«, zischte Jacques Granville erbost. »Franzosen, die den Deutschen in den Hintern kriechen. Und die französische Polizei macht gemeinsam mit den Deutschen Jagd auf uns.«
»Diese Schweinehunde . . .«
»Komm, André, wir müssen weg.«

In jener Nacht flohen sie bis Tours und wurden dort von Mitgliedern der Untergrundbewegung in einer Mansarde versteckt. Am nächsten Morgen erfuhren sie, daß gegen sie und die restlichen Leute aus der Blois-Gruppe eine große Fahndung lief.
Jede Nacht wechselten sie ihr Versteck und warteten auf Hilfe von der Untergrundbewegung. Nach einer Woche suchte sie ein grauhaariger alter Mann namens Duval auf.
»Wir haben jetzt einen sicheren Fluchtweg für euch – bis Bordeaux. Unsere Leute dort geben euch Papiere und Atteste, die euch als lungenkrank ausweisen. Mit den Tb-Bescheinigungen könnt ihr zu einem der Kurorte am Fuß der Pyrenäen reisen.«

Er breitete auf dem klobigen Tisch eine Karte aus, blinzelte und fuhr mit dem Finger die spanische Grenze entlang.
»Hier ist es, Cambo. Dort werdet ihr Verbindung mit einem Bergführer aufnehmen können, der euch nach Spanien hinüberbringt.
»Und weiter?«
Duval zuckte die Achseln. »Ich kann euch nur einen einzigen Namen nennen: Miss Florence Smith von der britischen Botschaft in Madrid. Vermutlich gehört sie zur Abteilung MI-5 des britischen Nachrichtendienstes. Etlichen Leuten von uns hat sie geholfen, nach Französisch-Nordafrika zu kommen.«
Duval gab ihnen Geld. »Tut mir leid, daß wir keine Papiere für euch haben, ihr müßt sehen, daß ihr in Bordeaux welche bekommt. Es wird eine anstrengende Reise. Ihr müßt bei Nacht marschieren und euch von dem ernähren, was ihr auf den Feldern findet. Und vergeßt nicht: Die Schurken in Vichy sind um nichts besser als die im besetzten Frankreich.«
»Wir schaffen es schon«, sagte Jacques, aber seine Stimme klang nicht besonders überzeugt.
»Heute abend komme ich wieder und zeige euch den Weg. Und vor allem, Jungs, möchte ich euch danken für das, was ihr getan habt. Ich bin Jude. Ihr habt meine ganze Familie über den Cher gebracht. Der Himmel weiß, was mit ihnen geschehen wäre, wenn sie drüben hätten bleiben müssen.«

Zwei Monate später kamen André Devereaux, Robert Proust und Jacques Granville in Cambo an der französisch-spanischen Grenze an – abgerissen, halb verhungert und ohne einen Pfennig Geld.
Vor ihnen ragte die gewaltige Sperrkette der Pyrenäen auf.

3

In Cambo verlebte André Devereaux seinen einundzwanzigsten Geburtstag. Er hatte sich einen Bart stehenlassen, einen recht hübschen Bart, der ihn viel älter machte.
Robert Proust hatte sich unterwegs als der Schwächste von ihnen erwiesen; er ermüdete rasch, verlor leicht den Mut und klagte ständig über Hunger.
Dagegen hielt Jacques Granville, der Älteste, sie nach Kräften bei Laune. Er war der geborene Bonvivant. Selbst unter diesen jämmerlichen Umständen fand er überall eine Schlafgefährtin, auf Heuböden, auf offenen Feldern, in den Kellern der Bauernhäuser. Wenn es galt, eine Frau aufzutreiben – Jacques trieb sie auf.
Hinter den Pyrenäen lag Spanien, und von dort führte vielleicht ein Weg zu den vichytreuen Truppen des Admirals de St. Amertin in Casablanca. Sie waren überzeugt, daß diese Truppen eines Tages von Vichy abfallen und gegen die Deutschen kämpfen würden.
In London gab es eine andere Gruppe von Franzosen. General Pierre La Croix, den sie über Geheimsender im Radio gehört hatten, hatte Vichy und das Regime Pétain verurteilt und einen Teil der französischen Besitzungen zu seinem »Komitee für die Verteidigung des französischen Weltreichs« zusammengeschlossen. Sie nannten sich »Freies Frankreich« oder auch »Kämpfendes Frankreich.«
Ohne Frage besaß Pierre La Croix für die drei jungen Franzosen die größere Anziehungskraft, aber nach London zu gelangen schien ihnen unmöglich, und so waren Casablanca und Admiral de St. Amertin ihr Ziel.
Cambo war überfüllt mit Lungenkranken aus ganz Europa. Nun hatten sie zwar alle drei falsche Atteste, die sie als Tbc-Kranke auswiesen, aber auf diesen Trick waren schon so viele von ihnen verfallen, daß sie mit ihrer Entdeckung rechnen mußten.
Eine Woche lang versuchten sie vergeblich, irgendeine Verbin-

dung aufzunehmen. Ihr Geldbeutel war leer, und ohne Führer war es unmöglich, das Gebirge zu überqueren.
Verzweifelt ging André in eine Kirche und vertraute sich im Beichtstuhl dem Priester an.
»Vater«, sagte er, »ich bin mit zwei Kameraden in Cambo, und wir versuchen, nach Spanien zu entkommen.«
»Warum?«
»Um für Frankreich zu kämpfen.«
»Warum flieht ihr? Die Wahrheit.«
»Die Deutschen suchen uns, weil wir Juden geholfen haben, nach Vichy-Frankreich zu entkommen.«
»Ja, davon haben wir gehört. Es kann sich nur noch um ein oder zwei Tage handeln, bis die Polizei euch hier sucht. Ihr müßt aus Cambo verschwinden.«
»Bitte helfen Sie uns. Wir haben kein Geld.«
»Das ist eure Sache.«
»Aber Vater . . .« sagte André empört und fassungslos.
»Ich habe genug von kriminellen Elementen, die sich hierher nach Cambo flüchten.«
»Vater! Wir sind doch keine kriminellen Elemente!«
»Wer mit dem Gesetz in Konflikt gerät, ist kriminell. Entweder seid ihr bis morgen aus Cambo verschwunden, oder ich melde euch der Polizei.«
»Vater! Wir sind Franzosen!«
»Gehen Sie.«
Wie betäubt verließ André die Kirche und lief zu seiner Unterkunft. Er keuchte die Treppe hinauf und öffnete die Tür.
»Der Priester droht uns mit einer Anzeige.«
Robert Proust zitterte, setzte sich hin und weinte.
»Nun hör schon auf, Robert«, herrschte Jacques ihn an. »Gott, es ist nicht zu fassen . . . dieses Schwein . . . dieses Schwein!«
In diesem Augenblick hörten sie lautes Klopfen. Entsetzt sahen sie auf.

4

André öffnete die Tür. Vor ihnen stand ein kräftiger kleiner Mann, der wie ein Akademiker wirkte.
»Ich bin Dr. Aumont«, stellte er sich vor, »Leiter eines Sanatoriums. Darf ich eintreten?«
Der seltsame Besucher sah sie einen nach dem anderen an. »Jungs, ihr wollt türmen, stimmt's?«
Schweigen.
»Keine Angst«, sagte Dr. Aumont, »ich will euch nicht der Polizei ausliefern.«
Jacques schüttelte den Kopf, aber André gab es zu: »Wozu lügen, Jacques? Ja, wir wollen fliehen.«
»Aus welchem Grund?«
»Wir stammen vom Cher. Unsere Untergrundgruppe hat Juden nach Vichy geschleust.«
»Dann braucht ihr euch keine Sorgen zu machen. Ich leite hier in Cambo einen Ring, der sich um Flüchtlinge kümmert. Wir haben einen Fonds eingerichtet, mit dem wir unseren Leuten helfen, sich zur kämpfenden Truppe durchzuschlagen.«
André lehnte das Gesicht gegen den Fensterrahmen; die billige Spitzengardine drückte sich in seinen Bart, und die Tränen standen ihm in den Augen. »Gott sei Dank gibt es auch noch ein paar anständige Franzosen.«
»Und nun müßt ihr sofort aufbrechen. Ihr geht zunächst bis zum Dorf Espelette, das ist ein Weg von mehreren Stunden. Dort sucht ihr den Gasthof Berhard. Ein Serviermädchen namens Geneviève zeigt euch ein Versteck und besorgt euch einen Basken, der euch über das Gebirge führt.«
»Dr. Aumont, ich kann Ihnen gar nicht sagen . . .«
»Keine Zeit, irgend etwas zu sagen. Wer ist euer Anführer?«
Die beiden anderen deuteten mit dem Kopf auf Jacques Granville. Aumont gab Jacques ein Päckchen Banknoten, einhundertfünfzig Dollar, und erklärte ihren Wert in Francs.
»Mit dem Bergführer müßt ihr eiskalt handeln«, erklärte ihnen der Arzt. »An sich bringt er euch für dreißig Dollar pro Kopf

hinüber, aber auf halbem Weg durch die Pässe wird er versuchen, mehr Geld herauszuschlagen, und damit drohen, euch mitten in den Pyrenäen zu verlassen. Gebt ihm ein paar Dollar zusätzlich und versprecht ihm noch ein paar für später, wenn ihr in Spanien angekommen seid. Versteckt aber einen Teil des Geldes. Und nun viel Glück!«

Sie fanden Geneviève im Gasthaus Berhard; sie gab ihnen zu essen und versteckte sie in einem Lattenhaus – ausgenommen Jacques, für den sie gleich eine Schwäche entdeckte und der für diese Nacht wieder einmal ein Bett hatte.
Im ersten Morgengrauen tauchte ein mürrischer, strohdummer Bergführer, dessen Gesicht wie gegerbtes Leder aussah, an ihrem Bretterverschlag auf. Er trug eine schwere Schaffelljacke und Pelzgamaschen.
»Ich bin Ezkanazi«, sagte der Baske. »Ich bringe euch nach Spanien. Dreitausend Francs für jeden im voraus.«
Als gute Franzosen feilschten und lamentierten sie ausgiebig, bis sie den Handel endlich abschlossen. Geneviève gab jedem einen kleinen Beutel mit Käse und Brot und eine Flasche Wein mit. Dann machte sich die Gesellschaft auf den Weg in die kahlen, unheimlichen Berge.

Die den Basken seit Jahrhunderten bekannten Schmugglerpfade waren eher für Ziegen als für Menschen geeignet. Die Männer kletterten durch die zerklüftete Wildnis. Der Wind heulte und blies ihnen die Wärme aus dem Körper, und während sie höher und höher zu den Rändern ewiger Schneefelder hinaufstiegen, wurde jeder Atemzug zu einem Kampf.
Der Baske fluchte, weil ihm seine Begleiter zu langsam gingen. Am späten Nachmittag sackte Robert Proust zusammen, er war völlig erschöpft. Sein Herz hämmerte, und die Kehle war ihm wie ausgedörrt; er könne nicht weitergehen, ächzte er.
Jacques und André zerrten ihn wieder auf die Beine, und Jacques spritzte ihm ein koffeinhaltiges Mittel ein, das Dr. Aumont ihnen zur Aufputschung mitgegeben hatte.
Als die Dunkelheit über die Bergkämme kroch, machte Ezkanazi halt.

»Mehr Geld«, sagte er.
Wieder wurde heftig gefeilscht.
»Mehr Geld, oder ich lasse euch hier stehen, und ihr könnt euch allein euren Weg suchen.«
Jacques meisterte die Lage vorbildlich, er gab ihm etwas und versprach ihm etwas. Wütend und brummig nahm der Baske das Geld an sich und führte sie dann auf eine hohe Alm, wo sie in einer verlassenen Schäferhütte übernachteten.
Ein Feuer wurde angezündet, und jeder kaute lustlos an seinem Proviant. Robert hatte Schüttelfrost, er klagte und stöhnte und fiel schließlich in einen unruhigen Schlaf voller Alpträume.
André und Jacques schliefen und wachten abwechselnd. Einer saß immer mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt und behielt den Basken im Auge, damit er ihnen nicht davonlief.
Am nächsten Tag erreichten sie abends einen kleinen Bauernhof und durften im Heuschober übernachten. Robert war in schlimmer Verfassung, er hatte Fieber und hustete. André und Jacques kühlten ihm die Stirn mit feuchten Lappen und flehten ihn an, nur noch einen Tag durchzuhalten. Die Nacht schien kein Ende zu nehmen, und der Heuschober bot nur wenig Schutz gegen die Witterung. Steif und unausgeschlafen erwarteten sie den Morgen.
Dann erschien Ezkanazi und führte sie in das Bauernhaus. Mitten in der Stube stand ein Sarg aus Kiefernholz. Er enthielt Schmuggelware, war zugenagelt und auf zwei Pfählen aufgebockt.
»Wir sind jetzt in Spanien«, sagte der Baske barsch. »Zu viert werden wir diesen Sarg nach Elizando tragen und auf den Friedhof bringen. Die Grenzposten und die Polizei werden euch als Familienangehörige passieren lassen.«
Jacques sammelte alle Ausweise ein und verbrannte sie im Herd. Das hatte man ihm in Bordeaux aufgetragen. Bordeaux – wie weit das schon zurücklag!
Sie stiegen nach Elizando hinunter und trugen den Sarg auf den Schultern – es war ein wunderlicher Trauerzug. Robert taumelte hinterdrein. Kaum hatten sie den Friedhof betreten, ließ man sie durch eine kleine Gittertür entwischen.
Doch als sie auf der Landstraße ungefähr einen Kilometer hin-

ter Elizando waren, wurden sie plötzlich von vier Autos der bewaffneten spanischen Grenzpolizei eingeholt. Man verhaftete sie und nahm sie mit.

5

Sie wurden in einem mittelalterlichen Gefängnis eingekerkert, wo sie einmal täglich Wasser und Mehlsuppe erhielten. Die Spanier weigerten sich, einen Arzt für Robert zu holen.
Nach einer Woche brachte man die drei völlig entkräfteten Häftlinge ins Gefängnis nach Pamplona, und dort kam Robert endlich ins Krankenrevier. Jeder von ihnen hatte etwa zwanzig Kilo abgenommen; sie sahen jämmerlich aus.
Das Verhör, dem man sie unterzog, war nur oberflächlich, denn gleich ihnen waren schon viele des Weges gekommen. Sie behaupteten wie üblich, sie seien Frankokanadier, und man steckte sie zu hundert flüchtigen Landsleuten, die sich ebenfalls als Kanadier ausgegeben hatten, in einen eigenen Gefängnistrakt.
Die Strafanstalt war ein Riesenkasten, bis unters Dach belegt mit regierungstreuen Häftlingen aus dem Bürgerkrieg. Die Spanier sympathisierten offen mit den Deutschen. Die spanische Blaue Division kämpfte an der Ostfront gegen die Russen. Mit den französischen Gefangenen ging die Gefängnisleitung besonders hart um; man gewährte ihnen nur das Existenzminimum.
Wochen vergingen. Robert kam langsam wieder zu Kräften, doch alle drei litten unter der Aussichtslosigkeit ihrer Lage. Schließlich erlaubte man Jacques – und das war der einzige Hoffnungsschimmer –, einen Brief an die geheimnisvolle Florence Smith von der britischen Botschaft in Madrid zu schreiben. Doch es geschah nichts.
Als schon alle Hoffnung verloren schien, verbreitete sich plötzlich wie ein Lauffeuer ein Gerücht unter den Häftlingen. Und

es stimmte! Eine britisch-amerikanische Delegation erschien in Pamplona, um ein mit der spanischen Regierung vereinbartes Tauschgeschäft durchzuführen: Die Gefangenen sollten gegen eine Schiffsladung Weizen und Mehl freigelassen werden.
Ihre Entlassung erfolgte gruppenweise. Jacques und André gingen zu den Amerikanern und baten darum, daß man Robert als ersten freilasse, denn er brauche ärztliche Hilfe. So trennten sich die Freunde. Nach zwei Wochen bekamen sie von Robert einen kurzen Brief.

> Lieber Jacques, lieber André,
> ich bin in einem riesigen Lager in Miranda de Ebro, in dem nicht nur geflüchtete Soldaten, sondern auch Tausende von Juden aus Holland, Polen, Belgien und natürlich auch Frankreich interniert sind. Durch einen glücklichen Zufall habe ich einige wiedergetroffen, die wir über den Cher gebracht haben.
> Ein ständiges britisch-amerikanisches Komitee versucht unsere Freilassung zu erwirken, und wir sind alle der Meinung, daß wir Aussicht haben, nach Nordafrika zu kommen.
> Täglich erwarte ich Eure Ankunft. Bitte, gebt mir über das Rote Kreuz eine Nachricht.
> Ich muß mich leider kurz fassen, denn man darf nur eine Seite vollschreiben. Das Leben ist hier gerade noch erträglich, aber es geht mir schon viel besser.
>
> In alter Treue
> Robert

André und Jacques sollten Robert nicht nach Miranda de Ebro folgen. Ihr Zug fuhr nur bis Arnedillo, einem Badeort, wo die Engländer und Amerikaner eine Anzahl kleinerer Hotels und Pensionen gemietet hatten. Nach wie vor zahlten sie der spanischen Regierung Lösegeld.
In Arnedillo verpflichtete man sie, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, denn sonst werde das ganze Austauschprogramm gefährdet. Auf ihr Ehrenwort hin durften sie sich frei unter

den Kurgästen bewegen, die aus ganz Spanien herbeigereist waren, um in den berühmten Schlammbädern Heilung zu suchen.
Eines Tages kam André an dem hocheleganten Hotel *Balneario* vorbei.
»Hallo, Sie da!« rief eine Stimme.
Er sah zu einem Balkon hinauf, auf dem ein beleibter Herr in mittleren Jahren stand, angetan mit einem prachtvollen Hausrock aus Samt.
»Meinen Sie mich?«
»Ja, Sie. Gehören Sie zu den Internierten?« fragte er in perfektem Französisch.
»Ja.«
»Spielen Sie oder Ihre Kameraden vielleicht zufällig Bridge?«
»Ja, ich.«
»Uns fehlt ein Mann. Hätten Sie Lust, mitzuspielen?«
»Warum nicht?«
Als André durch das vornehme Hotel ging und zum Appartement des Mannes hinaufstieg, kam er sich schäbig und fehl am Platz vor. Der Fremde stellte sich ihm als Victor Thibaud vor, ein Franzose, der schon seit einem Jahrzehnt in Spanien Geschäfte mache. Aus der Größe des Appartements und dem Wert der Steine in Monsieurs Thibauds Ringen schloß André, daß es sich um ansehnliche Geschäfte handeln mußte.
Seine Frau, so erklärte er, verbringe die meiste Zeit in den Schlammbädern, und darum sei er beständig auf der Suche nach einem Bridgepartner.
Ein etwas hochmütig wirkendes, aber reizendes junges Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren betrat im Reitanzug den Empfangsraum.
»Meine Tochter Nicole.«
Sie nickte kurz. »Ich bin auf der Valdez Ranch, Papa. Sie haben neue Stiere auf der Koppel. Einige sollen großartig sein.«
Als André ihr nachsah, erwähnte Monsieur Thibaud beiläufig, daß seine Tochter mit dem Sproß einer angesehenen spanischen Bankiersfamilie verlobt sei.
»Sagen Sie, junger Mann, wie ist Ihr Bridgespiel?«
»Leidlich«, erwiderte André, »ganz leidlich.«

»Dann spielen wir zusammen, aber verlieren Sie mir nicht allzuviel Geld.«
Als sich die Freunde an jenem Abend im Café *El Torito*, dem Stammlokal der französischen Häftlinge, trafen, redete André aufgeregt auf Jacques ein.
»Es ist ein Kinderspiel, wirklich ein Kinderspiel. Noch bevor ich laufen konnte, hat mein Vater mir Bridge beigebracht. Fünf Jahre hintereinander waren wir Bezirksmeister. Diese spanischen Idioten hier, Thibaud nicht ausgenommen, haben keine Ahnung, wie man Bridge spielt.«
»Ich weiß nicht«, meinte Jacques. »Ich spiele wirklich nicht sehr gut.«
»Ich zeige dir, was du wissen mußt, und noch ein paar Kniffe beim Reizen.«
»Mein Gott, André, diese Leute sind unanständig reich. Sie spielen pro Punkt eine Peseta, das können wir uns nicht leisten.«
»Mensch, nach dem ersten Robber spielen wir mit ihrem Geld. Wir brauchen es dringend, sie nicht. Gott, was gäbe ich für ein anständiges Essen! Nur einmal noch Fleisch essen, bevor ich sterbe. Den ersten Spieleinsatz betteln wir bei unseren Kameraden zusammen.«
»Ich halte es für Wahnsinn, aber du mußt es wissen.«
Und so machten sich die zwei sauberen Franzosen daran, den wohlhabenden Gästen des *Balneario* das Geld aus der Tasche zu ziehen, um für sich und fünfundzwanzig Kameraden in der Pension Essen, halbwegs anständigen Wein und ein paar Kleidungsstücke zu kaufen.
Jacques Granville hatte das zusätzliche Vergnügen, einer Reihe von Damen gefällig zu sein, teils Zimmermädchen, teils Gattinnen von Hotelgästen.
André dagegen schien an dieser Zerstreuung, obwohl Jacques ihn drängte, wenig Gefallen zu finden. Er schielte vielmehr mit einem Auge zur Tür, ob nicht die stolze Nicole auf der Bildfläche erschiene. Zuerst wechselten sie nur ein paar knappe Worte, doch allmählich taute das Mädchen auf.
Mochte sie ihn, oder langweilte sie sich nur in Gesellschaft ihrer Eltern? Im *Balneario* wohnten hauptsächlich ältere Leute, und das war kaum die richtige Umgebung für ein junges Mädchen.

Dagegen hatte der zerlumpte Franzose vom anderen Ende der Stadt etwas Romantisches.
Welche Gründe auch immer sie bewegen mochten: Wenn André etwas vor der Zeit zum Bridgespiel erschien, war sie zugegen. Könnte man nicht noch ein wenig im Park spazierengehen? Nicole verstand es meisterhaft, zu necken und zu flirten, und sie setzte ihre Talente voll ein.

Jacques stieß einen Pfiff aus, als er die Tageseinnahmen auf dem Tisch verteilte. André saß mürrisch auf seinem Bett.
»Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein Pech ich heute abend hatte! Der Satansbraten von Ehemann kam tatsächlich eine Stunde früher zurück als erwartet – und hätte mich um ein Haar erwischt. Sieh dir das an, ich habe mir meine Unterhose an den Rosensträuchern vor ihrem Fenster zerrissen.«
»Du kannst noch von Glück sagen, daß ihr Zimmer nicht im dritten Stock lag. Eines Tages kommst du noch dabei ums Leben. Du weißt doch, wie eifersüchtig die spanischen Ehemänner sind.«
»Pah! Darf ich ein paar Peseten für mich zurückbehalten? Ich brauche eine neue Unterhose.«
»Für die Unterhose bekommst du was, aber hör endlich auf, dauernd so viele Geschenke für deine Damen zu kaufen.«
»Aber ich liebe sie alle! He, André, warum, zum Teufel, hast du so schlechte Laune?«
»Ich glaube, ich bin verliebt.«
»Und deshalb bist du schlecht gelaunt? Verliebte Leute sollten glücklich sein. Gott, nimmst du die Sache tragisch. Wie langweilig! In wen bist du verliebt?«
»In Nicole Thibaud.«
»Allmächtiger! Man kann hier die Weiber von der Decke kratzen, und da mußt du dich ausgerechnet in diese Prinzessin verlieben?«
»Sie ist gar nicht so, vielleicht etwas verzogen, aber . . .«
Jacques tauchte den Kopf ins Waschbecken, schrubbte sich und trocknete sich dann temperamentvoll ab; anschließend bewunderte er sich in dem stahlgerahmten Spiegel, der an einem Nagel an der Wand hing.

»Das ist eine faule Geschichte, André. Ich kenne diese Sorte Mädchen. Alle Frauen wollen einen besitzen, aber die da verschlingt dich mit Haut und Haaren.«
»Du redest genau wie mein Vater. Was ist schon dabei? Sie ist verlobt.«
»Da hast du noch mal Glück gehabt. Liebe kommt in mancherlei Gestalt, mein Freund, aber nicht alles, was sich Liebe nennt, ist auch Liebe. Was ein Mädchen wie Nicole Thibaud für Liebe hält, ist totaler Besitz. Die richtet dich zugrunde.«
André war weit davon entfernt, auf seinen weisen älteren Freund zu hören. Er löste seine Schnürsenkel und ließ die Schuhe krachend zu Boden fallen. »Ich glaube, morgen lassen wir sie lieber gewinnen. Ich habe das Gefühl, wir werden habsüchtig.«
Jacques Granville kam nicht mehr dazu, an der Ausführung dieses guten Vorsatzes teilzunehmen. Für ihn wurde die Freiheit erkauft, und nachdem er sich von seinen Kameraden geräuschvoll verabschiedet hatte, machte er sich auf zu den Truppenverbänden des Freien Frankreich unter General Pierre La Croix.
André blieb als einziger von den drei Freunden zurück. Er war sehr niedergeschlagen.

Als André auf ein Klopfen die Tür öffnete, stand Nicole Thibaud vor ihm.
»Hallo, André.«
»Was machen Sie denn hier?«
»Ich wollte mal nach Ihnen schauen. Darf ich nicht hereinkommen?«
»Es ist zwar nicht das *Balneario*, aber . . . bitte, treten Sie ein.«
Sie musterte den zellenähnlichen Raum mit den wenigen billigen Möbeln. Die Wände hatten einen neuen Anstrich dringend nötig, vor den Fenstern hingen keine Vorhänge, und das einzige Licht kam von einer Kerosinlampe auf dem Tisch.
»Wir haben Sie vermißt«, sagte sie.
»Ich bin ein wenig durcheinander, seit Jacques fort ist.«
»Ach, ich wußte gar nicht, daß er fort ist. Papa hätte Sie gern zum Bridge gehabt heute abend. Sie haben kein Telefon, deshalb . . .«

»Ich hatte mir schon vorgenommen, heute abend wieder zu kommen, uns geht nämlich das Geld aus.«
»Mögen Sie mich nicht, André?«
»Im Gegenteil.«
»Aber Sie mögen das Milieu nicht, aus dem ich komme.«
»Ich kann es mir gar nicht leisten, etwas zu mögen oder nicht zu mögen. Ich habe keinen Pfennig Geld und kein Zuhause. Außerdem sind Sie verlobt.«
»Ach, das! Ich wollte die Verlobung sowieso lösen.«
»Das dürfte aber Ihrem Verlobten nicht recht sein.«
»Sein Pech. Die Spanier sind mir irgendwie zu herrisch. Das Ganze war nur mit Rücksicht auf Papas Geschäftsinteressen arrangiert worden. Ich hatte ohnedies die Absicht, in Kürze Schluß zu machen.«
Sie trat dicht an ihn heran, so daß er einen Augenblick ihre Nähe spürte. Dann drehte sie sich um. »Kommen Sie wieder«, sagte sie, »Sie fehlen mir.« Sie öffnete die Tür einen Spalt.
»Fehle ich Ihnen, oder langweilen Sie sich?«
»Beides.«
André griff über ihre Schulter und schlug die Tür zu. »Sie sind ein verspieltes Luder«, sagte er, umklammerte ihre Handgelenke und drehte ihr die Hände auf den Rücken. Sie wehrte sich und versuchte zu treten und zu beißen. Geschickt wich er ihren Angriffen aus.
»Ich schreie!«
Mit der freien Hand schlug er ihr ins Gesicht und ließ sie dann los. »Es wurde höchste Zeit, daß Ihnen mal jemand eine runterhaut.«
Nicole taumelte gegen die Wand und kochte vor Wut. Sie sah sich um, ergriff ein paar Blechteller und -tassen, holte aus und verfehlte ihn um die halbe Zimmerlänge.
»Gehen Sie!« sagte André leise.
Plötzlich legte sich ihr Zorn. Sie wankte zu einem Stuhl, setzte sich, ließ den Kopf hängen und fing leise an zu weinen. »Ich will nicht gehen, André, schließ die Tür ab . . .«
Als sie sich leidenschaftlich umarmten, flehte sie: »Ich habe noch nie einen Mann gehabt, bitte sei vorsichtig . . . bitte . . . bitte.«

»Ich liebe dich, Nicole.«
»Ich liebe dich.«

»Na, das ist schön, daß Sie wieder da sind, Devereaux. Ich habe nicht einen Robber gewonnen, seit Sie mich verlassen haben. Nachher werden wir den Valencias eine Lektion erteilen, was? Kommen Sie, trinken Sie etwas.«
»Vielen Dank, Monsieur Thibaud.«
»Also aus Montrichard stammen Sie? Herrliches Land. Was haben Sie eigentlich vor dem Krieg gemacht?«
»Ich war als Volontär in der Anwaltspraxis meines Vaters.«
»Alte Familie? Aktiv?«
»Mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater waren Bürgermeister von Montrichard. Ein traditionelles Amt der Familie, das ich vermutlich erben werde.«
»Nein wirklich, wie interessant. Dann hat Ihre Familie gewiß einen beträchtlichen Besitz in Montrichard?«
»Allerdings.«
»Land? Vermögen?«
»Ja.«
»Und Ihre Schulbildung?«
»Monsieur Thibaud, ich nehme an, daß Sie mit diesem Verhör einen bestimmten Zweck verfolgen. Würden Sie mir vielleicht sagen, ob ich recht habe?«
»Von Mann zu Mann?«
»Ja.«
»Devereaux, meine Tochter hat Sie sehr ins Herz geschlossen. Sie hat ein aufregendes Temperament... sehr aufregend! Äußerst eigenwillig. Haben Sie ernste Absichten, junger Mann?«
»Ja.«
»Dann will ich offen mit Ihnen sprechen. Nicole erwidert Ihre Gefühle voll und ganz. Ich bin in der Lage, Sie hier herauszuholen und mit allen notwendigen Papieren zu versehen. Mein Geschäft in Madrid könnte einen jungen Burschen mit juristischer Vorbildung gut gebrauchen; außerdem käme Ihnen Ihre Kenntnis mehrerer Sprachen zugute, denn unsere Geschäftsbeziehungen sind international, müssen Sie wissen, und...«

»Erlauben Sie, Monsieur Thibaud, ich glaube fast, *Sie* machen mir einen Heiratsantrag!«
»Ich nehme doch an, Sie wollen aus diesem Schlamassel hier heraus, oder etwa nicht? Haben Sie vielleicht vor, hier zu verfaulen?«
»Ich habe vor, für Frankreich zu kämpfen. Guten Tag!«
»Devereaux!«
»Ja?«
»Sie werden Nicole nicht wiedersehen!«
»Das liegt bei ihr, sie weiß ja, wo ich wohne.«

Nicole stand am Eingang zur Terrasse des Cafés *El Torito*, wo die Männer billigen Wein tranken und die neuesten Nachrichten und Gerüchte mit einem so heftigen Eifer diskutierten, wie ihn nur Franzosen aufbringen können.
»Ehe das Jahr zu Ende ist, wird ganz Nordafrika in La Croix' Hand sein!«
»Glaub mir, La Croix wird sein Hauptquartier nach Algerien verlegen, und dann wird man sehen, was aus Admiral de St. Amertin wird.«
»Ich weiß nicht.«
»Na, aber zum mindesten weißt du, daß dieser Halunke einen Teil der Flotte versenkt hat, anstatt sie den Alliierten zu übergeben?«
Nicole entdeckte André, der mit seinen einundzwanzig Jahren überschwenglich debattierte; auf seine Art war er hübsch. Sie machte sich bemerkbar, und André verabschiedete sich von seinen Kameraden. Schweigend gingen sie die Straße entlang auf eine Landstraße hinaus, die zu einer Wiese führte.
»Ich bin gekommen, um mich von dir zu verabschieden«, sagte sie. »Papa fährt morgen mit uns nach Madrid zurück.«
»Das tut mir leid.«
Sie brach in Tränen aus. »Ich dachte, du liebst mich.«
»Das tue ich doch, Nicole.«
»Nach allem, was war, hast du Papas Angebot ausgeschlagen.«
»Daß ein Mann und eine Frau, die sich begehren, miteinander schlafen, ist nur natürlich. Und was das Angebot deines Vaters betrifft, so lasse ich mich nicht auswählen wie eine Flasche Wein.«

»Nachdem ich mich dir hingegeben habe, willst du mich verlassen?«
»Nur so lange, bis ich meine Aufgabe erfüllt habe.«
»Was für eine Aufgabe? Du hast keine Aufgabe.«
»Nicole, in Afrika tragen Franzosen französische Uniform und kämpfen für Frankreich. Unter ihnen sind Jacques und Robert – und ich soll nicht dabeisein? Hast du die Männer im *Torito* gesehen? Wir leben alle nur für das eine Ziel: die Ehre Frankreichs wiederherzustellen.«
»Ich kann diesen Quatsch von der Ehre und diese Blutrünstigkeit nicht verstehen.«
»Du bist fast dein ganzes Leben in Spanien gewesen. Meistens unterhältst du dich mit deinen Eltern nicht einmal auf französisch.«
»Aber ich liebe dich doch, André.«
»Lieben ist Geben, nicht Nehmen. Wenn du mich liebst, dann gib mir meine Freiheit und laß mich meine Pflicht tun.«
»O Gott, ich will dich aber nicht verlieren.«
»Und doch muß ich gehen, Nicole.«
»Es gibt also keine andere Wahl?«
»Nicht für mich.«
»Wirst du zu mir zurückkommen?«
»Ich möchte es, ja.«
»Ich ... ich will sehen, daß Papa dich freikauft.«
»Nicole, versuch doch, mich zu verstehen.«
»Nein, ich versteh's nicht. Und jetzt nimm mich mit zu dir.«

Als André nach Málaga kam, mußte er mit vielen anderen Internierten aus Miranda de Ebro in der Stierkampfarena übernachten und auf seinen Abtransport warten. – Mit einer Mischung aus freudiger Erregung und Trauer, denn sein Herz war voller Liebe für Nicole, ging er an Bord des Schiffes.
Das »Unternehmen Fackel«, die britisch-amerikanische Landung in Nordafrika, hatte die Küste befreit, und damit hatte das Tauziehen zwischen den getrennten französischen Streitkräften begonnen.
Bei seiner Ankunft im Hafen von Casablanca wurde das Transportschiff mit einem großen Begrüßungs-Hallo empfangen.

Uniformierte Verbände der Spahi-Reiterei und der Fremdenlegion waren angetreten; Musikzüge spielten.
Den Männern liefen die Freudentränen über die Backen, als sie zum erstenmal wieder die Trikolore sahen und ihre Nationalhymne hörten.
André Devereaux war in der Festung des Admirals de St. Amertin angelangt.

6

Casablanca, eine Schöpfung des französischen Imperialismus aus der Zeit der Jahrhundertwende, stand durch die Invasion des Unternehmens Fackel im November 1942 und später als Schauplatz eines alliierten Gipfeltreffens plötzlich im Blickfeld der Weltöffentlichkeit.
An den endlosen breiten Boulevards, die den jetzt sehr bedeutenden Hafen einschlossen, wohnten die reichen europäischen Kaufleute; sie führten dort ein luxuriöses Leben, während verarmte Juden und Araber in den elenden Medinas und Mellahs ihr Dasein fristeten.
Casablanca wimmelte von frischen, im Kampf noch unerprobten amerikanischen Truppen, die mit den französischen Marineeinheiten, den Kolonialverbänden und der Spahi-Reiterei ein buntes Gemisch bildeten.
Innerhalb der Stadtmauern von Bous Bir bemühten sich fünftausend erfahrene Freudenmädchen und vorzügliche Bauchtänzerinnen nach althergebrachter Sitte um Gunst und Geld der Soldaten.
Aber in allen französischen Kolonien Nordafrikas und des Nahen Ostens tobte ein innerer Konflikt. Die Garnisonen von über hunderttausend französischen und einheimischen Soldaten unterstanden zumeist der Vichy-Regierung, die mit Nazi-Deutschland kollaborierte.
Pierre La Croix und das Freie Frankreich hatten andererseits in

einer Reihe von handstreichartigen Feldzügen und Invasionen, die unter dem Kommando General Leclercs standen, der Vichy-Regierung zahlreiche Territorien des französischen Weltreichs abspenstig gemacht.
Beginnend mit einer Landung in Kamerun im Jahr 1940, hatte La Croix eine Besitzung nach der anderen für die Sache des Freien Frankreich gewonnen: Gabun, Französisch-Äquatorialafrika, Tschad, Ubangi. Dazu im Fernen Osten und im Pazifik: Tahiti und Neukaledonien sowie Pondichéry und die französischen Gebiete in Indien.
Da sie eine japanische Invasion fürchteten, landeten die Briten auf Madagaskar, und auch diese Insel schloß sich den wachsenden Reihen des Freien Frankreich an.
Senegal, Französisch-Guinea, Elfenbeinküste, Dahomey, Nigeria, Französisch-Westafrika sowie Guadeloupe und Martinique in Westindien – alle erklärten sich für La Croix.
An der Seite der Engländer betrat das Freie Frankreich den äthiopischen Kriegsschauplatz, und in Bir Hacheim in Libyen schrieb es ein ebenso blutiges wie ruhmreiches Kapitel des Widerstands gegen Rommel.
Eine der großen Widersprüchlichkeiten dieses Krieges bestand darin, daß Vichy-Frankreich trotz seiner Zusammenarbeit mit Deutschland von den Vereinigten Staaten nach wie vor anerkannt wurde; die Garnisonen in Marokko, Tunesien und Algerien waren fest in der Hand Vichys.
Als das Unternehmen Fackel die Invasion in Nordafrika eröffnete, mußten die Deutschen im Gegenzug den gesamten Rest des französischen Mutterlandes besetzen und die Vichy-Regierung zur reinen Marionette machen. Vichy war praktisch machtlos.
Was aber geschah mit den vichytreuen Garnisonen? Das Paradoxe der Lage wurde noch verwirrender, als die Amerikaner Admiral de St. Amertin eigens als Kommandeur der ehemaligen Vichy-Garnisonen einsetzten.
Pierre La Croix und das Kämpfende Frankreich konterten diese Maßnahme, indem sie im Frühsommer 1943 sozusagen eine Gegenregierung mit eigenem militärischem Hauptquartier in Algerien aufstellten und von hier aus ihre Forderung nach An-

erkennung aufrechterhielten; sie beanspruchten das Recht, für Frankreich zu kämpfen und die eigenen Truppenverbände mit den Garnisonstruppen zu einem gemeinsamen nationalen Komitee zu vereinigen.

Das Freie Frankreich war äußerst unbeliebt, denn die Mehrheit der Araber sympathisierte mit Deutschland und den Achsenmächten. Die französischen Siedler und Kolonialherren wiederum wollten den Status quo aufrechterhalten und huldigten dem Geist von Vichy. Sie wollten nicht an die Seite des Freien Frankreich treten und sich in den Krieg hineinziehen lassen. Eine Ausnahme bildete die französisch-jüdische Bevölkerung, die aus dem persönlichen Verlangen heraus, die Deutschen zu bekämpfen, das Freie Frankreich unterstützte.

Camp Boulhot lag auf halbem Weg zwischen Casablanca und Rabat, etwa fünfundvierzig Kilometer landeinwärts; dort waren französische und marokkanische Soldaten traditioneller Kolonialeinheiten stationiert.

André Devereaux, der von Kindesbeinen an ein guter Reiter war, meldete sich zu einem Spahi-Regiment. Die Spahis mit ihren flammendroten Umhängen, mit den auf Hochglanz polierten Stiefeln und den hellblauen Schirmmützen, die als arabisches Emblem den Stern und den Halbmond trugen, gaben einen farbigen Haufen ab.

Doch diese Verbände unterstanden dem ehemaligen Vichy-Offizier Admiral de St. Amertin und wurden als Paradesoldaten von den Amerikanern der Front ferngehalten.

Während der folgenden Wochen empfing André Briefe von Jacques Granville und Robert Proust, die bei La Croix in Algier waren. André durchschaute die Lage völlig und nahm Fühlung mit Anhängern La Croix' auf, die sich in Amertins Truppen eingeschlichen hatten, um Rekruten für das Kämpfende Frankreich zu werben.

L'Auberge de la Forêt lag gegenüber den Lagertoren; mit ihren Jasminbüschen und den leuchtend bunten Kolonialuniformen bot sie ein farbenfrohes Bild.

Hauptmann Dupont und André fanden einen ruhigen Tisch, und der Hauptmann bestellte starken, süßen Kaffee. Dann stellte er André eine Reihe von Fragen.

»Dieses Lager, Herr Hauptmann, stinkt zehn Meilen gegen den Wind nach Vichy-Leuten. In all den Wochen, in denen ich mich hierher durchgeschlagen habe, hätte ich mir niemals träumen lassen, daß es so sein würde. Es sind doch Franzosen. Sie müßten für Frankreich kämpfen.«
Der Werbeoffizier schüttelte bedächtig den Kopf. »Die Dinge liegen anders.«
»Ich verstehe nicht«, fuhr André fort, »wieso die Amerikaner unsere Garnisonen einem Vichy-Offizier unterstellen, warum sie wild entschlossen sind, uns nicht an die Front zu schicken, und weshalb sie das Freie Frankreich nicht anerkennen.«
»Sie wollen nicht, daß wir kämpfen«, sagte Dupont, »und daß sich unsere Kolonien zusammenschließen, damit sie uns am Friedenskonferenztisch keinen Platz einräumen müssen.«
»Warum um alles in der Welt hassen uns die Amerikaner?«
»Roosevelt hat Frankreich nie verziehen, daß es diesen lausigen Krieg verpatzt hat, daß es ruhig mit angesehen hat, wie Polen überfallen wurde, und sich anschließend von Deutschland hat zermalmen lassen. Er glaubt, daß Frankreich unfähig ist, in Europa die Führung zu übernehmen, und möchte uns zu einer zweitrangigen Macht erniedrigen. Nur Pierre La Croix und eine Handvoll seiner Leute stellen sich den Vereinigten Staaten und ihren Absichten entgegen.«
»Ich muß dem Freien Frankreich angehören!« rief André. »Ich muß nach Algerien. Werden Sie mir helfen?«
»Warten Sie, bis Sie Urlaub bekommen, und hauen Sie dann ab. Ich gebe Ihre Personalien nach Algier.«
Die rauhbeinigen alten Kolonialsoldaten haßten die stolzen jungen Männer in ihren Reihen, die darauf brannten, für das Freie Frankreich zu kämpfen. André Devereaux wurde zu besonderen Strafen und Demütigungen ausersehen. Er wurde aufs gemeinste geschliffen, und kein Mittel blieb unversucht, um seinen Geist zu brechen. Durch die brutalen Methoden geriet André in einen Zustand ständiger Erschöpfung, aber irgendwie hielt er durch.
Zu guter Letzt erlegte ihm sein vorgesetzter Offizier – unter einem nichtigen Vorwand – die unmenschlichste aller Strafen auf: den *tombeau*. André mußte in der sengenden Wüstensonne

einen flachen Graben ausheben und sich dann hineinlegen. Der Graben wurde mit einer Zeltbahn zugedeckt, und André mußte so lange ohne Essen und Trinken darunter bleiben, bis er um Gnade flehte.
Dreizehn Stunden lang schmorte André im *tombeau*, und während der Nacht erfror er fast. Er überstand auch den zweiten Tag der Kraftprobe; trotz der glühenden Hitze und der entsetzlichen Qual blieb sein Mund stumm, und kein Flehen kam über seine Lippen, bis ihn am dritten Tag die Bewußtlosigkeit erlöste.
Als man die Zeltbahn abnahm, mußte man André ins Lazarett bringen. Die hinter ihm liegenden Jahre der Flucht, der Gefangenschaft und der Unterernährung hatten ihren Tribut verlangt. André war krank und brauchte lange ärztliche Pflege.
Am Ende seines Lazarettaufenthalts bewilligte man ihm einen kurzen Urlaub. Mit seinem Urlaubsschein stieg er in einen Zug und floh nach Algier.
So kam André Devereaux endlich im Hauptquartier des Kämpfenden Frankreich an.

7

Meilenweit dicht an die Küstenlinie einer Bucht geschmiegt, erhob sich Algier aus dem Meer und kletterte in blendendweißen Terrassen die steilen Hügel hinauf. Von den gewundenen Gäßchen der verrufenen Kasba erstreckte sich die Stadt über die breiten, von Regierungsgebäuden, Plätzen und Hotels gesäumten Boulevards oberhalb des Kais bis hinauf zur Universität, die jetzt Sitz des Freien Frankreich im Exil war.
André meldete sich sofort im Bruce-Palast beim Geheimen Nachrichtendienst.
»Wir haben Sie schon erwartet«, wurde er begrüßt.
Obwohl das Amt nur noch ein Abglanz des ehemaligen mili-

tärischen Nachrichtendienstes war, wurde André gründlich verhört, ehe man ihm vorläufige Ausweispapiere gab und ihn damit offiziell in die Reihen des Freien Frankreich aufnahm.
Als er den Bruce-Palast verließ, konnte er immer noch nicht recht glauben, daß er es endlich geschafft hatte.
»André! André!«
»Robert!«
Die Freunde umarmten sich und schlugen einander kräftig auf die Schultern.
»Ich habe Jacques angerufen. Er wartet im Hotel *Aletti* auf uns.«
André streichelte den Jeep mit den Farben des Freien Frankreich und dem Lothringer Kreuz. Robert steuerte ihn bergab und schwatzte in einem fort, weil er alles auf einmal erzählen wollte.
Er sei zum Chef der Nachrichtengruppe West ernannt worden, die ganze Organisation werde von Grund auf neu aufgebaut. Jacques Granville habe es noch besser getroffen, denn Pierre La Croix habe ihn zu seinem Hauptverbindungsoffizier ernannt.
Während sie zum Hafen hinabrasten, atmete André ein paarmal tief auf. »O Gott, es ist für mich ein so großartiger Augenblick!«
»Versprich dir nicht zuviel. Die Stadt ist voll von Vichy-Leuten, und mit den Amerikanern haben wir dauernd Reibereien. Die einzige echte Unterstützung kommt von den Juden.«
Jacques Granville gab in seiner Uniform eine blendende Erscheinung ab. Die Freunde begrüßten sich mit großer Herzlichkeit und gingen dann zu dritt in das Restaurant *Oase*, ein offenes Terrassen-Café im ersten Stock des Hotels *Aletti*. Eine Zeitlang schwatzten alle durcheinander, doch dann gewann Jacques die Oberhand. »Ich habe ein paar Neuigkeiten für dich. Halt die Luft an, André. Du hast morgen eine Unterredung mit dem General.«
»Mit La Croix?«
»Ja.«
»Aber . . . aber . . .«
»Aber gar nichts. Ich habe ihm erzählt, daß du der fähigste Kopf im ganzen Loire-Gebiet und das Herz des Untergrundrings ge-

wesen seist. Es ist eine große Chance für dich. Wir haben sehr wenig Leute, und der Himmel steht dir offen.«
»Sag mir, daß ich nicht träume.«
»Jetzt müßte eigentlich Champagner her«, sagte Robert.
»Und dann gibt's noch eine Überraschung.«
»Noch eine kann ich nicht ertragen.«
»Die bestimmt!«
Der Champagner kam, André erzählte von seinem Leben als Spahi, sie hoben ihre Gläser, und sein Blick schweifte über die Terrasse. Plötzlich sprang er auf. »Nicole«, flüsterte er.
»André!«

8

André war von dem Erlebnis der vergangenen Nacht mit Nicole noch so erfüllt, daß er auf die Unterhaltung zwischen Jacques und Robert gar nicht achtete, als sie den Hügel zur *Villa Capucines*, dem Wohn- und Amtssitz des Generals Pierre La Croix, hinaufstiegen. In einer nahe gelegenen Mädchenschule hatte jetzt die Regierung des Freien Frankreich ihren Sitz.
Als sie in die bescheidene Villa eintraten, bemerkten sie auf den Gesichtern der Leute, die schweigsam und geschäftig an ihnen vorbeigingen, den Ausdruck einer fast religiösen Ergebenheit.
Jacques und Robert durchquerten das Vorzimmer und kehrten dann abwechselnd zu André zurück, um ihm flüsternd Ratschläge zu geben, während im Allerheiligsten des Generals das nervöse Kommen und Gehen anhielt. Plötzlich dröhnte durch die dünnen Wände die Stimme Pierre La Croix'.
»Was für eine Niedertracht. Erklären Sie diesen Halunken, sie hätten zu tun, was wir von ihnen erwarten, oder sie bekämen einen Tritt in den Hintern.«
Das war das erste, was André – ohne förmliche Vorstellung – von Pierre La Croix zu hören bekam.

Die Stimme hinter der Wand polterte noch eine Weile in einer so wüsten Tonart weiter, daß sogar Jacques Granville errötete.
»Er drückt sich recht deutlich aus«, sagte Robert.
Die Adressaten der La Croixschen Schimpfkanonade kamen hastig aus seinem Zimmer, der eine blaß, der andere rot.
Als die drei Freunde hineingerufen wurden, hatte André feuchte Handflächen, und der Mund war ihm wie ausgetrocknet.
Pierre La Croix, der Außenseiter unter den französischen Offizieren, saß aufrecht wie ein Ladestock auf einem reichgeschnitzten Mahagonistuhl vor einem mit Akten beladenen Barocktisch. Hinter ihm an der Wand hing eine Trikolore mit dem Lothringer Kreuz. Als die drei auf seinen Tisch zugingen und Haltung annahmen, blieb La Croix sitzen, lächelte auch nicht und würdigte sie keines Grußes.
Aus kurzsichtigen Augen blinzelte er André an.
»Setzen Sie sich, meine Herren«, sagte er in der Art eines Königs, der eine Audienz gewährt. Ein Sekretär legte ihm rasch Andrés Personalakte vor. Er warf einen kurzen Blick hinein und sah dann auf.
»Was haben Sie mir zu sagen, Devereaux?«
»Ich trete mit meiner ganzen Kraft für die Sache des Freien Frankreich ein. Ich habe mich von weit her durchschlagen müssen und möchte mich im Einsatz bewähren.«
»Frankreich erwartet nichts Geringeres als Ihre Hingabe«, erwiderte er. »Ich teile Sie meinem Nachrichtendienst zu. Proust wird Sie mit Ihrer Arbeit vertraut machen.«
»Danke, Herr General.«
»Frankreich heißt Sie willkommen. Das ist alles, meine Herren.«
Als sie draußen waren, fanden sie ihr Gleichgewicht wieder. Robert schüttelte André lange und kräftig die Hand.
»Na, wie findest du ihn?« fragte Jacques.
»Einen solchen Mann habe ich noch nie gesehen.«
»Er ist Frankreich«, erwiderte Jacques, und damit war alles gesagt.

Mit Robert Proust teilte André ein Büro in einer Villa in der Rue Edouard Cat. Er stürzte sich in seine neue Aufgabe und

bemühte sich, die Ansprüche des Generals zu befriedigen. Die Geheimdienstarbeit lag ihm so sehr, daß er rasch vorwärtskam und den Sondertitel eines ›Einsatzleiters‹ erhielt; als solcher wurde er zu einem der persönlichen Berater des Generals.
Obgleich er erst Anfang Zwanzig war, ging André Devereaux doch völlig in dem Kampf für das Freie Frankreich auf, und seine Bewunderung für Pierre La Croix, der seine mächtigen Verbündeten verärgern konnte, als hätte er fünfzig Divisionen und nicht nur eine Handvoll Regimenter unter seinem Kommando, war groß.
Allerdings war Andrés Bewunderung nicht so grenzenlos wie die von Robert und Jacques. Er fürchtete, wenn La Croix eines Tages an die Macht käme, könnte sein anmaßendes Wesen zu einer undemokratischen Herrschaft führen. Außerdem könnte La Croix' fanatischer Drang zur Macht von gewissenlosen Untergebenen für ihre Interessen ausgenutzt werden.
Da André Zugang zu streng geheimen Dokumenten hatte, war er in der Lage, den Kampf des Generals und die Wunder, die er im Namen Frankreichs vollbrachte, genau zu verfolgen.
Die Anglo-Amerikaner hatten das Freie Frankreich von allen Entscheidungen ausgeschlossen, die bei der militärischen und politischen Planung auf höchster Ebene getroffen wurden. Ungezählte Dokumente schienen die Furcht des Generals zu bestätigen, daß England danach strebe, Frankreich in verschiedenen Bereichen des Mittleren Ostens, die traditionsgemäß französisches Einflußgebiet waren, als führende Macht zu ersetzen.
In den frühen Stadien des Krieges beugte sich Churchill dem Druck Roosevelts und weigerte sich, das Freie Frankreich zu bewaffnen und in den alliierten Feldzügen mitkämpfen zu lassen. Schließlich drohte La Croix rundheraus, er werde eine französische Division an die Ostfront schicken und an der Seite Rußlands gegen die Deutschen einsetzen. Von da an gelang es dem General, auf die Führung des Krieges stärkeren Einfluß zu gewinnen.
Seine schmerzlichste Demütigung erlitt der stolze Franzose, als der amerikanische Präsident ihn nach Casablanca einlud. La Croix und sein Stab wurden kühl, ohne militärische Ehren, empfangen. Sie wurden hinter Stacheldraht untergebracht – auf

französischem Boden! – und von bewaffneten amerikanischen Soldaten bewacht. Der Präsident der Vereinigten Staaten legte La Croix dringend nahe, seine Streitkräfte unter das Oberkommando des Admirals de St. Amertin zu stellen.
Aber selbst mit amerikanischer Rückendeckung war Admiral de St. Amertin dem dreisten Pierre La Croix nicht gewachsen, der ihn bei jeder Gelegenheit überlistete. La Croix machte dem Admiral seine Truppen abspenstig und brachte das Land auf seine Seite. Als dann Verhandlungen über eine Fusion und die Bildung eines Nationalrats begannen, stand von vornherein fest, daß La Croix als Sieger aus diesen Verhandlungen hervorgehen würde. Seine Vorrangstellung verdankte La Croix zu einem nicht geringen Teil dem phantastischen Nachrichtennetz, das er aufgebaut hatte und in dem der junge Devereaux eine der treibenden Kräfte war. Stets schien der General den taktischen Vorteil auf seiner Seite zu haben und jeden Schachzug der Anglo-Amerikaner wettzumachen.
Trotz der Landgewinne des Freien Frankreich versagte Amerika ihm die Anerkennung. Pierre La Croix hatte nur eine Gesandtschaft, aber keine Botschaft in Washington.
Eines Tages bekam André Devereaux Beweismaterial in die Hand, daß Amerika Frankreich zu »besetzen« trachte. Er bat sofort um eine Unterredung mit dem General und raste in die *Villa Capucines*.
»Herr General«, sagte André, »wir haben den Beweis – und zwar geht das aus amerikanischen Befehlen hervor –, daß die Vereinigten Staaten in Frankreich eine Militärregierung errichten wollen, ähnlich wie sie es im besiegten Deutschland tun werden.«

9

»Fühlst du das Baby?« fragte Nicole und drückte Andrés Hand auf ihren Bauch. »Heute bewegt es sich schon ganz stürmisch.«
André küßte sie auf die Wange und liebkoste sie, während sie auf den kleinen Balkon hinaustraten, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Nicole, die an Umfang schon beträchtlich zugenommen hatte, fing jetzt an, etwas schwerfälliger zu werden. André verfolgte hingerissen das Wunder dieser Schwangerschaft und hoffte, sie würden ein Kind nach dem anderen bekommen.
Plötzlich wurde er nachdenklich.
»Ich habe einen schönen Lammbraten bekommen, das ganze vordere Rippenstück, und ich bereite ihn dir so zu, wie du ihn gern ißt.«
André hörte nicht zu.
»Es ist geradezu ein Fest, wenn du mal zum Abendessen kommst.«
»Der General war heute außer sich. So bitterböse habe ich ihn noch nie gesehen.«
Nicole erwiderte zunächst nichts, war aber offensichtlich verärgert. »Lieber, dies ist seit langem unser erster Abend, an dem wir den Sonnenuntergang anschauen. Wir wollen heute nicht über den General und das Freie Frankreich, den Krieg oder sonst etwas sprechen, sondern nur von uns. Ich war gestern beim Arzt. Er hat gesagt, wir könnten ruhig noch miteinander schlafen.«
»Du kannst dir nicht vorstellen, wie ernst die Lage geworden ist. Wenn die Amerikaner ihren Plan verwirklichen und uns wie besiegte Feinde behandeln . . .«
»La Croix, La Croix!« fauchte sie. »Morgens, mittags, abends La Croix!«
»Nicole, ohne den General sinkt Frankreich nach dem Krieg zu einem Marionettenstaat herab. Die Invasion des Kontinents steht unmittelbar bevor. Wir haben nur noch wenige Monate . . .«
»Herrgott noch mal, André! Liebster, ich habe soviel Geduld

gehabt, habe mich bemüht, dich zu verstehen. Aber wir sind jetzt sieben Monate verheiratet. Ist dir klar, in wieviel Nächten du mehr als sechs Stunden geschlafen hast? Meistens bist du so erschöpft, daß ich dich ausziehen muß.«
»Nicole, wir haben einander versprochen, daß wir uns darüber nicht streiten wollen.«
Sie wandte sich ab und ging langsam in den kleinen Raum zurück, in dem ihr Bett stand und der zugleich Küche und Wohnraum war. Sie stand mit dem Rücken zu André und starrte verzweifelt auf eine Petit-point-Stickerei an der Wand, die sie in einem Basar gekauft hatte. »Ich komme mir manchmal vor wie eine Fremde. Und in den endlosen Stunden, in denen ich allein bin – also die meiste Zeit –, denke ich, du bist nicht froh darüber, daß ich aus Spanien weggerannt und zu dir gekommen bin.«
»Nicole, du weißt doch, wie sehr ich dich liebe. Wie kannst du so etwas sagen?«
»Nie hast du Zeit für mich.«
»Es ist Krieg.«
»Krieg! Ich will das Wort nicht mehr hören.«
»Nicole ... Nicole ... ich habe die Deutschen nicht gebeten, in Frankreich einzufallen.« Er trat auf sie zu, und was er nun sagen mußte, fiel ihm sehr schwer. »Ich bin heute nur früher nach Hause gekommen, um zu packen. Ich fliege morgen mit dem General nach London.«
Nicole drehte sich um und sah ihn mit Tränen in den Augen an.
»Du willst mich jetzt allein lassen?« fragte sie.
»Nicht ich gebe General La Croix Befehle, sondern er gibt sie mir.«
»Du willst mich allein lassen!«
»Es wird ja nicht für lange sein, mein Schatz. Wir haben unzählige Freunde in Algier, der Arzt und das Krankenhaus sind hervorragend.«
Nicole nahm einen Staubwedel und machte sich nervös im Zimmer zu schaffen, wischte über Bilderrahmen und räumte auf, obwohl alles schon mustergültig aufgeräumt war. André stand verlegen dabei und schwieg.
»Du willst weg von mir«, sagte sie.

»Bestimmt nicht.«
»Dann tu etwas mit deinem abscheulichen Beruf. Du sagst, wir haben Freunde. Bitte sehr, dann nutz sie doch aus. Sorg dafür, daß du irgendwohin kommst, wo wir ein paar Augenblicke für uns haben können. Das ist in Algier kein Verbrechen. Fast alle hassen Pierre La Croix, weil er sie gegen ihren Willen in einen Krieg hineintreibt.«
»Du wirst lachen«, sagte André gleichmütig und resigniert, »ich habe mich schon mal um eine Versetzung beworben.«
Nicole ließ ihren Staubwedel sinken. »Das wußte ich nicht.«
»Es wurde abgelehnt. Ich hatte darum gebeten, zu einer kämpfenden Einheit versetzt zu werden.«
Sie nahm einen Teller vom Tisch. Der Lammbraten im Herd roch schon brenzlig. Sie wollte mit dem Teller ausholen, doch er entglitt ihrer Hand, fiel zu Boden und zerbrach. »Wie lange wirst du fort bleiben, André?«
»Das weiß ich nicht, und jetzt ist es wohl besser, wenn ich packe.«

Die de Havilland-Taube des Generals Pierre La Croix hob vom Flugplatz Maison Blanche ab und ließ sich vom Gegenwind in die Höhe tragen. Die Küste Nordafrikas verschwand im Morgendunst. Der General arbeitete an einem Kartentisch; er sah verschiedene Papiere durch und skizzierte die Rede, die er in London halten wollte. Hauptmann Robert Proust kam den Gang entlang und meldete Position und Kurs. La Croix sah kurz auf und nickte stumm.
André setzte sich neben Jacques Granville, der seine Arbeitsunterlagen aus der Hand legte. »Streit mit Nicole?«
»Woher weißt du das?«
»Für einen Geheimagenten verbirgst du deine Stimmung schlecht. Außerdem, wenn man dich kennt und Nicole kennt, kann man sich den Rest zusammenreimen; es mußte ja zu einem Streit kommen.«
»Na, hör mal, Jacques! Sie ist schwanger und lebt in einer ihr fremden Umgebung. Da kann man ihr doch keinen Vorwurf machen.«
»Vorwurf? Sie sollte dir die Füße küssen, daß sie den Vorzug

hat, dich jede Nacht ein paar Stunden zu sehen. Wir stehen mitten in einem Krieg. Wieviel Millionen Frauen mußten ihre Männer in den Krieg ziehen lassen? Sie ist sehr uneinsichtig.«
»Irgendwie kann sie sich mit dem Krieg nicht abfinden. Wenn er vorbei ist und wenn wir etwas Zeit für uns haben, wird sie sich ändern.«
Jacques lächelte und klopfte seinem Freund auf die Schulter. »Du bist ein vollendeter La-Croix-Offizier. Komisch, daß ein Mann in vielen Dingen so klug sein kann und in anderen so blind.«
»Wieso bin ich blind?«
»Weil du in der Illusion lebst, Nicole würde sich ändern. Und in der noch größeren Illusion, du selbst würdest dich ändern. Vorläufig hast du für die Zeit, die du deiner Arbeit widmest, noch eine Entschuldigung. Es ist Krieg, und du bist Soldat. Aber ich sage dir, daß du auch später deine Zeit so verbringen wirst, entweder aus eigener freier Wahl oder aus angeborenem Pflichtgefühl.«
Über den Motorenlärm hinweg hörte man einen Wutausbruch La Croix'. Offensichtlich hatte er etwas entdeckt, was ihm nicht behagte, und ein halbes Dutzend Offiziere sprang auf und umringte den Chef.
»Unser Führer ruft uns«, meinte Jacques. »Komm, mach dir jetzt nicht soviel Gedanken um Nicole. Wenn wir nach Algier zurückkommen, wird sie dich erwarten – rundlicher denn je.«
»Nein, das wird sie nicht«, sagte André und stand auf, um dem Ruf seines Chefs zu folgen. »Sie ist nach Spanien zurückgekehrt und will bis zum Ende des Kriegs bei ihren Eltern bleiben.«

10

Albert Hall, London, Februar 1944

Eine hochgestimmte Menge französischer Emigranten füllte den Saal bis auf den letzten Platz. Draußen auf der Straße drängten sich weitere Tausende um die Lautsprecher. Innen schmückten dichtgehängte blauweißrote Fahnen die Emporen. An der Rückseite der Bühne stand ein riesiges Lothringer Kreuz unter der flammenden Inschrift FREIES FRANKREICH. Ein Summen tausendfachen erwartungsvollen Geflüsters lag über der Versammlung.

Vor dem Haus schob sich jetzt eine Wagenkolonne durch die Menge. Im Saal hörte man die anschwellenden Begeisterungsrufe, und alles sprang von den Sitzen auf.

Pierre La Croix, der nie verfehlte, seiner Würde Geltung zu verschaffen, schritt langsam und aufrecht zur Bühne – ein Riese, der schützend über seine Landsleute dahinschwebte. Mit päpstlicher Gebärde nahm er die Huldigung entgegen. Eine Schar französischer Offiziere folgte ihm in ehrerbietigem Abstand.

Während General La Croix gemessenen Schrittes die Halle durchquerte, beugte sich die Menge über die Balkonbrüstungen und kletterte auf die Stühle, um einen Blick auf den großen Mann zu erhaschen. Langsam schritt er den Mittelgang entlang und gestattete sich, hier und da stehenzubleiben und ihm entgegengestreckte Hände zu ergreifen. Der Beifall schwoll zu einem Orkan an, unter dem die Halle erzitterte.

Auf der Bühne, zu der er nun die Stufen hinaufging, umgab ihn ein Kreis militärischer und politischer Ratgeber nebst französischen und ausländischen Berühmtheiten.

Es wurde still im Saal. Reden wurden gehalten . . .

Und dann – der große Augenblick. Mit tönender Beredsamkeit angekündigt, schritt er zum Podium, und die jubelnde Menge erhob sich wie ein Mann. Der große Pierre La Croix starrte auf sie hinab – die Ovationen wollten kein Ende nehmen, bis seine

ehrfurchtgebietende Gestalt die Menge schließlich zum Schweigen brachte.
André Devereaux beobachtete La Croix' Vorstellung mit einer Mischung aus Bewunderung und Furcht, denn in seinem Herzen hatte sich bereits eine tiefgreifende Ernüchterung vollzogen. Ja, er wußte, daß Pierre La Croix heute Frankreich war und daß die Aussicht auf Selbstbestimmung und Rückkehr zu nationaler Größe ohne ihn gering sein würde. Aber letzten Endes war Frankreich immer noch Frankreich – und wie es mit Frankreich einmal enden würde, eben das beunruhigte ihn. Mit allen Fasern lebte Pierre La Croix für seinen »Ruhm«.
»Söhne und Töchter Frankreichs«, begann er, »wir sind hier versammelt, um der Welt den Auftrag des Freien Frankreich und den Auftrag Pierre La Croix' zu verkünden. La Croix«, rief er, »hat es um der nationalen Ehre willen auf sich genommen, die Autorität Frankreichs zu wahren. Er hat das besiegte Vaterland verlassen und sich aus dem Morast der Niederlage zum Gipfel erhoben. La Croix wird ihn nicht eher wieder verlassen, bis unser geliebtes Frankreich frei ist!«
Sie waren gebannt von der einzigartigen Aura seiner Führerschaft. La Croix hatte sie gepackt wie ein Massenhypnotiseur. Nur einzelne gab es, die wie André Devereaux unter diesem Ton unverhüllter Demagogie zusammenzuckten. Was da aus Pierre La Croix' Kehle hervorbrach, waren die Worte eines künftigen Diktators.
»Frankreich ist gedemütigt ... entwürdigt ... hintergangen ... nicht anerkannt worden ... ist von denen, die behaupten, unsere Verbündeten zu sein, betrogen worden. Aber! Solange Pierre La Croix lebt, solange Pierre La Croix die Last des gefallenen Frankreich trägt ... werden wir nicht untergehen. Das ist mein Auftrag.«
Draußen auf den Straßen und – über die Geheimsender – in ganz Frankreich hörten Millionen seine Worte. Im Namen der nationalen Befreiung schienen sie alle bereit, sich diesem einen furchtlosen Mann auszuliefern.
»Wer ist La Croix? Er ist der Mann, der im Namen Frankreichs unermüdlich kämpft. Er hat die Franzosen außerhalb des besiegten Vaterlands geeint. Lassen Sie sich das gesagt sein.

Keine Macht der Welt wird Frankreichs Schicksal hinter Frankreichs Rücken aushandeln. Keine Macht der Welt wird über Frankreichs Zukunft Beschlüsse fassen ohne Frankreichs Zustimmung! Frankreich wird Herr über sein Schicksal bleiben!«
Wieder sprangen die Leute von den Sitzen.
»Es lebe Frankreich!«
»Es lebe Pierre La Croix!«
Er ging über die Wogen der Begeisterung hinweg, als sei die Huldigung etwas Normales und Selbstverständliches. Ruhig nippte er an seinem Wasserglas und fuhr fort:
»Unserem mächtigsten Verbündeten sage ich, daß ich seinen Ehrgeiz, die Welt nach dem Krieg zu beherrschen, beklage. Ich beklage seine schlechten Manieren, seine Unverschämtheit und das gierige Verlangen, den alten Kulturnationen Europas seinen Willen aufzuzwingen. Noch bevor dieser Krieg zu Ende ist, wird das Blut von Franzosen, die in vorderster Reihe kämpfen, die Hoheitsrechte Frankreichs wiederhergestellt haben.«
Seine Stimme fiel zu einem heiseren Flüstern ab ... »Ich weine um die Männer, die für Frankreich fallen. Doch zugleich schwillt mein Herz vor Stolz. Und nimmer werde ich schweigen, wenn gegen mein besiegtes Vaterland Ränke geschmiedet werden.«
Tränen, Schreie, Schluchzen, Weinen!
La Croix streckte die Hände aus und gebot Ruhe – wie Christus, der das Meer besänftigt.
»Ich öffne meine Arme für Admiral de St. Amertin! Trotz der Sünde von Vichy verzeihe ich ihm! Aber es gibt nur ein Frankreich! Das Freie Frankreich. Kommen Sie zu uns! Auf nach Frankreich!« schrie er in die entfesselte Menge. »Wir werden es befreien! Wir werden die Verräter bestrafen. Wir werden den großen unanfechtbaren Marsch in unser Schicksal aufs neue antreten.«
»La Croix!«
»La Croix!«
»La Croix!«
André Devereaux war wie betäubt, und ein Schauer des Entsetzens lief ihm über den Rücken.

11

Nach seiner vernichtenden Ansprache in der Albert Hall zog sich Pierre La Croix mit seinem Stab in sein Londoner Hauptquartier im Carlton Garden zurück. Die Anglo-Amerikaner sollten erst einmal verdauen, was er gesagt hatte.

Zwei Tage später bat der sowjetische Botschafter in London, Igor Luwetka, um eine Unterredung. Er kam zusammen mit einem hohen Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs, einem Mann namens »Villard«, den man nach England herübergebracht hatte. »Villard« war einer der Führer der FFI, der innerfranzösischen Untergrundstreitkräfte. Der kommunistische Flügel der FFI war stark und mächtig und stand im französischen Mutterland in der vordersten Front der Résistance.

Pierre La Croix gewährte Botschafter Luwetka und Monsieur »Villard« eine Audienz und zog ein paar seiner engsten Mitarbeiter, darunter Robert Proust und André Devereaux, hinzu.

Man tauschte Höflichkeiten aus. Es gab ein paar beiläufige Fragen nach den Verhältnissen in Frankreich und nach der Lage der französischen Widerstandskämpfer. Schließlich kamen sie auf den Kern der Sache zu sprechen.

»Ich komme aus Frankreich«, erklärte der kluge, lebhafte »Villard«, »mit bestimmten Weisungen und Beschlüssen des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei. Darüber hinaus bin ich befugt, für alle Gruppen der FFI zu sprechen. Die Angelegenheit betrifft Ihren Kampf mit Admiral de St. Amertin und den Anglo-Amerikanern.«

La Croix nahm diese Erklärung ruhig entgegen und nickte »Villard« zu, er möge fortfahren.

»Sowohl die kommunistische Partei als auch die FFI sind bereit, Ihre Autorität anzuerkennen.«

»Villards« Worte hatten eine faszinierende Bedeutung. Hier konnte Pierre La Croix mit einem Schlag einen gewaltigen politischen Machtzuwachs erreichen und das politische Kräftespiel

zu seinen Gunsten beeinflussen. Wenn die FFI ihm den Boden bereiteten, konnte eine Machtübernahme in Frankreich geplant werden. La Croix ließ sich seine Erregung nicht anmerken, sondern gab sich weiterhin gelassen.
»Ich bin überzeugt, daß eine solche Anerkennung mit gewissen Bedingungen verknüpft ist«, erwiderte er.
Nun ergriff der Russe Luwetka das Wort. »Genosse Thorez und eine Anzahl französischer Kommunisten wurden vor dem Krieg politisch verfolgt und gezwungen, in die Sowjetunion zu fliehen. Wir wünschen, daß sie voll rehabilitiert werden und in Ehren nach Frankreich zurückkehren können.«
»Außerdem erwarten wir für unsere Unterstützung«, warf »Villard« ein, »daß die Kommunisten in allen nationalen Komitees vertreten sind und daß alle französischen Kommunisten innerhalb der FFI Gleichberechtigung erhalten.«
»Ist das alles, meine Herren?«
»Das sind die allgemeinen Bedingungen. Einzelheiten, Größenordnungen und Formen der Zusammenarbeit mit den FFI können später ausgearbeitet werden.«
»Ich werde Ihren Vorschlag sorgfältig prüfen. Sie erhalten rechtzeitig vor Ihrer Rückkehr nach Frankreich Bescheid.«
Damit waren Botschafter Luwetka und »Villard« entlassen. Die anwesenden Offiziere erhoben sich wortlos von ihren Stühlen. André sah Robert Proust an, dem das soeben Gehörte offensichtlich nicht gefiel, der aber ebenso offensichtlich kein Wort darüber verlieren würde. Auch die übrigen wichen Andrés Blick aus.
»Ich fürchte, ich muß mich in dieser Sache zu Wort melden«, sagte André und wagte es, den Grimm des hohen Herrn herauszufordern. Alles erstarrte.
»Reden Sie«, befahl La Croix.
»Die Anerkennung durch die Kommunisten mag ein willkommenes Ziel sein, aber sie zu unseren Partnern zu machen, hieße die Saat künftigen Unheils säen.«
»Sie haben mich in Abwehrfragen zu beraten, nicht in politischen Angelegenheiten.«
»Gut, dann will ich vom Standpunkt des Abwehrdienstes sprechen«, beharrte André. »Sie wissen, daß die Kommunisten ein-

zig und allein aus eigennützigen Motiven versuchen, unsere Streitkräfte zu unterwandern. In den FFI sind die Kommunisten so mächtig, daß wir sie sofort nach Frankreichs Befreiung entwaffnen müssen, oder sie werden meiner Überzeugung nach versuchen, in Frankreich die Macht an sich zu reißen. Herr General, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten, solange wir gegen einen gemeinsamen Feind kämpfen, ist etwas anderes, als die Kommunisten in unseren Führungsgremien zu dulden und ihnen damit Einblick in unser geheimes Nachrichtenmaterial zu geben. Sie sind nicht stark genug, ihr Ziel aus eigenen Kräften zu erreichen, darum benutzen sie das Freie Frankreich für ihre Zwecke.«
»Dann werden wir einander eben gegenseitig für unsere Zwecke benutzen«, erwiderte La Croix.
Die Atmosphäre im Raum war jetzt zum Bersten gespannt, aber André gab noch nicht auf. »›Villard‹ kam nicht als Franzose zu uns, sondern in Begleitung und auf Weisung eines Vertreters der Sowjetunion.«
»Genug! Die Russen haben La Croix anerkannt!«

Am folgenden Tag besiegelte Pierre La Croix den Handel mit »Villard«, der daraufhin nach Frankreich zurückkehrte.
La Croix begab sich in sein Londoner Rundfunkstudio und hielt eine lange, zu Herzen gehende Ansprache, in der er den sowjetischen Verbündeten und dessen historische Freundschaft mit Frankreich pries, das gegenwärtige Bündnis bekräftigte und schon von künftigen Bündnissen sprach.
Innerhalb von vierundzwanzig Stunden kam über den Geheimsender der FFI die Meldung, daß die kommunistische Partei Frankreichs und die FFI das Freie Frankreich anerkannt hätten.
Für André war dies ein schrecklicher Schlag. Es bedeutete für ihn, daß La Croix fähig war, seine eigenen ehrgeizigen Ziele mit den berechtigten Zielen Frankreichs zu verwechseln.

Nachdem die militärische und politische Vereinigung mit den ehemals vichytreuen Garnisonen stattgefunden hatte, standen La Croix und de St. Amertin gleichberechtigt an der Spitze des Nationalen Befreiungskomitees. Aber Pierre La Croix machte

dem Admiral so die Hölle heiß, daß dieser sich schließlich gezwungen sah, zurückzutreten.
Damit war der Nebenbuhler aus dem Weg geräumt, und Pierre La Croix errichtete eine Aufsichtsbehörde, bestehend aus fünfunddreißig Kommissaren der Republik, die in den befreiten Provinzen die Zivilverwaltung ausüben sollten. Sechs davon waren Kommunisten. Auch das Gesundheitsamt und das Amt für Soziale Sicherheit sollten Kommunisten leiten.
Pierre La Croix hatte sein Ziel, alle Widersacher auszumanövrieren, erreicht.
Als die Streitkräfte der Alliierten auf Paris vorrückten, belästigte er das Oberkommando so lange, bis man eine französische Division als erste in die Hauptstadt einmarschieren ließ, obwohl die Gefahr bestand, daß sie eine Schlacht entfesselte, bei der Paris zerstört werden konnte.
Als er mit seinen Truppen in die Hauptstadt Frankreichs einzog, gelang ihm das Husarenstück, einen der bewegendsten Augenblicke der Geschichte für seine Zwecke auszunützen.
Die Befreiung von Paris wurde ein Markstein auf dem Weg Pierre La Croix'. In seiner grenzenlosen Überheblichkeit und durchdrungen von einem heiligen Gefühl der Berufung, verstand er es meisterhaft, den verschiedenen politischen Kräften der Untergrundbewegung den ›coup de grâce‹ zu versetzen.
Indem er es ablehnte, zuerst die offiziellen Vertreter und Führer der Résistance zu empfangen, gab er zu verstehen, daß er ihre Autorität nicht anerkannte.
Statt dessen marschierte Pierre La Croix an der Spitze von Scharen hysterischer Landsleute die Champs-Elysées hinauf – zum Arc de Triomphe.
Hunderttausende sangen tränenerstickt die Marseillaise und erklärten sich eindeutig für La Croix. »Mit ihrem Mandat« und flankiert von den Waffen seiner Truppen, ernannte er sich daraufhin zum Präsidenten von Frankreich.

12

Nicoles Eltern kamen noch vor Kriegsende bei einem Autounfall in Spanien ums Leben. Bei der Testamentseröffnung stellte sich heraus, daß der größte Teil von Victor Thibauds Besitz Spekulationen waren und daß sein Reichtum nur auf dem Papier stand. Als alle Verpflichtungen erfüllt waren, blieb für Nicole nur eine kleine Erbschaft übrig.

Sie kehrte mit Michèle nach Frankreich zurück und zog nach Montrichard zu André, der sich in die Aufgabe gestürzt hatte, das Familienvermögen zu erhalten.

Die Franzosen waren aus den Kriegswirren als ein stoisches Volk hervorgegangen, das viel von seinem Stolz und seinem Ehrgeiz verloren hatte. Sie waren apathisch und erschöpft von den vielen Kriegen und Niederlagen. Das Ackerland war vernachlässigt, die landwirtschaftlichen Maschinen waren veraltet.

Eine kleine, aber vorzügliche Devereaux-Weinkellerei und diese und jene Hilfsquelle erwiesen sich als zuverlässig, doch die meisten anderen Besitzungen der Familie waren verschuldet. André und sein Vater reorganisierten ihre Unternehmungen, so gut sie konnten, und versuchten, sie auf eine gesicherte Grundlage zu stellen. Es gelang ihnen, ihr wundervolles Schloß zu retten und genügend Einkünfte zu erwirtschaften, um es unterhalten zu können.

Doch nach seinen abenteuerlichen Kriegserlebnissen fand André das Leben in Montrichard ziemlich langweilig. Trotzdem war er als Erbe und pflichtgetreuer Sohn entschlossen, sich anzupassen und durchzuhalten.

Jedoch Nicole war ausgesprochen ungeeignet für das Landleben, und nach einer gewissen Zeit sprach sie es offen aus, wie unzufrieden sie war. Ihr Unbehagen wuchs, als sie zum zweitenmal schwanger wurde. Im Gefolge der morgendlichen Übelkeit kam es zu kleinen Sticheleien und bald zu ausgewachsenen Streitereien.

Wie vom Himmel geschickt, besuchte sie an einem Wochenende Jacques Granville mit seiner frisch angetrauten zweiten

Frau, der Erbin eines Bankvermögens; sie wurden herzlich willkommen geheißen. Jacques war während des Krieges in Algerien verheiratet gewesen – eine Ehe, die eigentlich nicht zählte, meinte er. Zwischen den vielen Aufträgen als Verbindungsoffizier La Croix' habe sie gar nicht richtig vollzogen werden können und sei, gleich anderen Friedensverträgen jener Jahre, wieder gelöst worden.

»Menschenskind, du verkommst ja hier«, sagte Jacques, als die beiden Freunde allein waren.

»Du hast recht«, erwiderte André. »Komisch, den ganzen Krieg über habe ich von nichts anderem geträumt, als nach Montrichard und zu dem ruhigen Leben hier zurückzukehren. Aber wozu soll ich mir etwas vormachen? Alles ist mir hier zu klein geworden, und was wichtiger ist: Nicole haßt Montrichard.«

»Ja, wir alle vergrößern die Heimat in der Erinnerung, und wenn wir dann zurückkehren, ist alles so klein.«

»Jedenfalls sind die Dinge hier wieder ins Gleichgewicht gekommen. Wenn das mit dem amerikanischen Marshallplan klappt, läßt sich Frankreich vielleicht aus seiner Ängstlichkeit aufscheuchen. Ich möchte bauen.«

»Für wen?«

»Generationen von Devereaux haben in Montrichard gebaut ... für kommende Devereaux-Generationen, nehme ich an.«

»Ich weiß, die Tradition ist uns Franzosen heilig. Aber hat denn noch nie ein Devereaux Haus und Hof verlassen?«

»Das tut man einfach nicht«, erwiderte André.

»André, die Gelegenheit ist günstig. Sehr günstig sogar. Pierre La Croix hat sich aus der Parteipolitik zurückgezogen und wartet in den Kulissen ab, bis das Volk ihn ruft. Glaub mir, wenn Frankreich weiter so dahintaumelt, wird dieser Ruf eines Tages erschallen. La Croix wird Frankreich wachrütteln. Wer jetzt schlau genug ist und sich auf seine Seite schlägt, ist später ein gemachter Mann.«

»Du weißt doch, Jacques, daß mir der persönliche Ehrgeiz des Generals stets verdächtig war.«

»Nüchtern denken, André, nüchtern! Keiner außer La Croix kann Frankreich wieder hochbringen.«

»Da hast du leider recht«, brummte André.
»Dann stell deine Weichen jetzt schon. Du bist ein erfahrener Nachrichtenmann. Der Geheimdienst liegt darnieder und muß von Grund auf neu organisiert werden. Wenn du dich heute auf die richtige Seite stellst, kannst du später, sobald La Croix an die Macht kommt, ganz oben sein. Und vor allem würde es Nicole glücklich machen. Du hast jetzt eine Familie, und diesmal hat Nicole recht: Sie gehört nach Paris, und du auch.«
»Wenn ich es tue, Jacques, dann nur, weil ich in den Geheimdienst zurück möchte. Ich werde mich nicht für La Croix einsetzen.«
»Dann komm jetzt zu uns und entscheide über das andere später.«
Der alte Devereaux nahm den Abschied seines Sohnes mit Fassung hin.

Mit dem Nimbus behaftet, einer der fähigsten jungen Führer des Geheimdienstes zu sein, kehrte André zu seiner ehemaligen Tätigkeit zurück. Innerhalb weniger Monate baute er die Organisation neu auf und trug dazu bei, daß jede ihrer Abteilungen wieder den nötigen fachlichen Schliff bekam.
Doch getreu der Tradition des französischen Staatsbeamtentums drängten sich schon bald die Mittelmäßigen, die Bürokraten und Opportunisten vor.
André verabscheute das ewige Tauziehen zwischen internen politischen Gruppen, das die Leistungsfähigkeit der gesamten Organisation schwächte. Er hielt sich den Cliquen fern. Selbst Jacques brachte ihn nicht dazu, sich dem mächtigsten Kreis, den Pierre La Croix treu ergebenen Offizieren innerhalb des SDECE, anzuschließen.
Statt dessen kämpfte er selbstlos um die Sache, nahm niemals ein Blatt vor den Mund, gleichgültig, wen er verletzte, und wurde vielen ein Dorn im Auge. Da er zu geschickt und zu wertvoll war, als daß man ihn entlassen konnte, wurde er mit Verbannung bestraft und nach dem Fernen Osten geschickt – ein Versuch, Frankreichs glückloses Schicksal in Vietnam zu wenden.

Wieder einmal galt es, Nicole Lebewohl zu sagen. Sie kehrte im siebten Monat ihrer Schwangerschaft nach Montrichard zurück, um dort ihr Kind zur Welt zu bringen.
André hatte seinen Standort in Saigon, war aber ständig zwischen Kalkutta, Hanoi, Singapur und anderen Mittelpunkten fernöstlicher Politik unterwegs.
Es stellte sich bald heraus, daß es unmöglich war, Nicole nach Saigon nachkommen zu lassen. In jenem Teil der Welt herrschte nach dem Krieg ungeheure Not; auch war Andrés Arbeit so beschaffen, daß er Nicole die meiste Zeit hätte allein lassen müssen.
Die Zeichen standen auf Sturm. Eine verhängnisvolle Schlappe Frankreichs zeichnete sich in Vietnam ab, und Andrés Arbeit wurde eine völlige Enttäuschung.
Seine Geliebte hieß Yvette Chang. Sie war eine Eurasierin französisch-chinesischer Abstammung, drittes Kind eines wohlhabenden Kaufmanns in Saigon. Eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit. Yvette Chang erlöste André aus seiner Einsamkeit und versüßte ihm den beruflichen Mißerfolg.
Unschuldigerweise wurde Yvette der Grund dafür, daß André ein quälendes Schuldgefühl überkam. Unmittelbar nachdem ihr Verhältnis begonnen hatte, erhielt er von seinem Vater ein Telegramm:

> NICOLE HATTE LEIDER FEHLGEBURT. SOHN TOT GEBOREN. NICOLE AUF DEM WEGE DER BESSERUNG.

Und dann wurde André ebenso plötzlich, wie man ihn verbannt hatte, nach Paris zurückgerufen.

13

»Aber du trägst doch nicht die Schuld am Tod unseres Sohnes, André«, schluchzte Nicole. »Du darfst dich darüber nicht so grämen.«
»Wenn ich dich umsorgt hätte, wäre er vielleicht am Leben geblieben. Jetzt werden wir nie wieder ein Kind haben.«
»Wir haben Michèle, und wir haben uns. Und zum erstenmal haben wir die Aussicht, seßhaft zu werden. Jacques hat mir erzählt, daß der neue Posten in Amerika, für den du ausersehen bist, alle Chancen hat, eine Dauerstellung zu werden. André, bitte, nimm keine Rücksicht auf mich, mir fehlt nichts.«
»Ich werde es an dir wiedergutmachen, Nicole, ich schwöre es, ich werde es an dir wiedergutmachen.«
»Scht ... es gibt nichts wiedergutzumachen. Wir müssen nur neu anfangen, wirklich von vorn anfangen.«
»Nicole, ich weiß, du hast von dem Mädchen gehört. Dem Mädchen in Saigon. Du mußt mir glauben, daß sie mir nichts bedeutet hat. Ich war krank und einsam. Es war die Hölle da unten. Ich war ... einfach sehr allein.«
»Erwähn sie nie wieder, André ... nie.«

Andrés neuer Auftrag bestand darin, in der französischen Botschaft in Washington ein Büro einzurichten und am Aufbau einer Nachrichtenabteilung der neugegründeten NATO-Organisation mitzuwirken. Vor seiner Abreise aus Frankreich rief Jacques ihn an und bestellte ihm, Pierre La Croix erwarte André auf seinem Landsitz zu einer persönlichen Unterredung.
Der General wartete noch immer auf den Ruf seines Volkes. Eben jetzt, da er seine Memoiren schrieb, ließ seine Sehkraft nach. André wurde ungewöhnlich gastfreundlich empfangen. Der General führte ihn zum Kamin in der Bibliothek.
»Ich habe Sie heute hergebeten, Devereaux, weil Sie für eine Schlüsselstellung ausgesucht worden sind. Während der Zeit, in der Sie Ihr Büro in Washington einrichten und aufbauen, wird Frankreich mich gewiß an die Regierung rufen. Sie haben

zwar nie zu meinem engsten Kreis gehört, ich schätze Sie aber als einen aufrechten Franzosen. Es ist gut, daß Sie die philosophische Richtung kennen, die Frankreich bei seiner Rückkehr zur Größe einschlagen muß.«

Der General bot André einen Cognac und eine Zigarre an. Dann blinzelte er in das Kaminfeuer und sprach wie zu sich selbst: »Unsere Außenpolitik muß elastisch gehalten werden. Wenn wir uns zu fest an den westlichen Block binden, werden wir von den Amerikanern überschwemmt und beherrscht. Wir müssen unsere Vorbereitungen stets hinter einem dichten Schleier von Täuschungsmanövern verbergen und eben jene Leute, die wir für unsere Zwecke ausnutzen wollen, vorsätzlich in die Irre führen, so wie wir es jetzt mit unserem Beitritt zur NATO tun. Dann ... müssen viele Verträge geschlossen werden, um eine Seite gegen die andere auszuspielen. Sie müssen wissen, Devereaux, ein Mensch kann Freundschaften schließen, aber eine Nation niemals.«

Er hielt inne und blickte André lange an. »Ich sehe an Ihrem mir gut bekannten gequälten Gesichtsausdruck, daß Sie nicht mit La Croix übereinstimmen.«

»Nein, Herr General, mir kommen Bedenken.«

»Welche?«

»Ich weiß, was die Amerikaner uns angetan haben, und ich kenne auch Ihren Standpunkt, der zum großen Teil berechtigt ist. Doch Amerika ist ein sehr junges Land, noch neu auf dem internationalen Schachfeld, und hat in unserem Fall einen schweren Fehler begangen. Andererseits hat Amerika eine Welt in Trümmern und Verzweiflung geerbt. Die einzige Kraft, die die Welt heute im Gleichgewicht hält, das einzige, was Zusammenbruch und Chaos verhütet, sind die Macht und der gute Wille der Vereinigten Staaten. Hat Amerika sein an Frankreich begangenes Unrecht nicht durch eine beispiellose Großzügigkeit wiedergutgemacht, eine Hilfe, die uns wieder auf die Beine gebracht hat? Ich glaube nicht, Herr General, daß ein kleines Land wie das unsere es jemals wieder für sich allein schaffen kann. Wenn ich in Vietnam überhaupt etwas gelernt habe, dann dies. Wir brauchen die kollektive Sicherheit der NATO.«

Pierre La Croix war an diesem Tag besonders nachsichtig. Er nötigte sich sogar ein kleines Lächeln ab, als er jetzt aufstand und sich an den Marmorsims des Kamins lehnte. »Gut gesprochen, Devereaux, aber Sie sind naiv. Tatsache ist nämlich, daß eines Tages ein großer Krieg zwischen der Sowjetunion und Amerika ausbrechen muß. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß Frankreich nicht in diesen Krieg hineingezogen und vernichtet wird. Wir wollen nicht in Flammen aufgehen, weil wir einen Verbündeten haben, auf den wir keinen Einfluß ausüben. Frankreich wird zu einem Zeitpunkt, den wir für geeignet halten, aus der NATO austreten. Und zwar dann, wenn wir unsere Wirtschaft und Wehrkraft wieder aufgebaut und uns durch eine Reihe von Verträgen geschützt haben.«

André ließ nicht locker. »Herr General, wenn Sie sich ehrlich und eingehend prüfen, werden Sie zugeben, daß Ihre Haltung gegenüber Amerika hauptsächlich von Eifersucht und Haß getragen ist. Das kann von Kreisen, die sich darauf verstehen, leicht ausgenutzt werden. Ich flehe Sie an, lassen Sie nicht zu, daß diese negative Einstellung von Leuten Ihrer Umgebung dazu mißbraucht wird, eine Verschwörung gegen den demokratischen Westen anzuzetteln.«

André hatte einen empfindlichen Punkt getroffen. Pierre La Croix' Gesicht verfinsterte sich. »Wenn jemand die Schwächen seiner Mitmenschen ausnutzt, dann ist es Pierre La Croix. Er selbst läßt sich nicht ausnutzen.«

Als André aufstand, wurde er ohne Händedruck verabschiedet. Der General blieb eisig und entließ ihn mit einem knappen Gruß. André nickte und ging zur Tür, drehte sich aber im letzten Augenblick noch einmal um.

»Frankreich braucht Ordnung«, sagte er. »Nur Sie können sie ihm geben. Führen Sie unser Land zu Stabilität und Ansehen ... und dann ...«

»Und dann was?«

»Und dann, Herr General, beherzigen Sie die Worte, die General de Gaulle über Marschall Pétain gesprochen hat: ›Alter ist Schiffbruch.‹ «

Ein militärischer Aufstand Ende der fünfziger Jahre brachte Pierre La Croix an die Macht zurück. Einer der geschicktesten Drahtzieher der Verschwörung war Jacques Granville. Zur Belohnung wurde dieser zum soundsovielten Male verheiratete Lebemann Stellvertretender Generalsekretär. Dieses wichtige Amt der Präsidialbehörde übertrug ihm weitgehende Verantwortung für La Croix' politische Herrschaft innerhalb der Regierung.
Von den drei einstigen Freunden hatte Robert Proust es am schlechtesten getroffen. Er besaß weder die Fähigkeiten noch den Ehrgeiz, sich an der Spitze zu halten. Obgleich auch er am Wiederaufbau des SDECE beteiligt gewesen war, landete er doch als Chef beim FFF, der das abscheuliche Geschäft von Entführungen und gewissen hinterhältigen Unternehmungen betrieb. Sein Stellvertreter, der widerliche Ferdinand Fauchet, übte als Verbindungsmann zur Unterwelt eine ungeheure Macht aus. Robert Proust haßte seinen Beruf, aber er war und blieb ein unverbesserliches Arbeitstier.
Von Anfang an gewann Devereaux die Achtung der Amerikaner. Zuerst hielt er sich zurück, doch als er dann beim Aufbau des ININ enger mit ihnen zusammenarbeitete, schloß er mit ihnen Freundschaft. Er wurde ein treuer Diener der NATO, selbst angesichts der von Pierre La Croix entfalteten Politik.

Als sich die Kuriermaschine dem europäischen Festland näherte, nickte Marshal McKittrick André einen Guten-Morgen-Gruß zu und torkelte, noch halb schlafend, in den Waschraum, um sich frisch zu machen.
In wenigen Stunden würde André Präsident La Croix mit der Nachricht über die sowjetischen Raketen auf Kuba gegenübertreten und, was noch wichtiger war, McKittrick würde den Brief des amerikanischen Präsidenten über den Topas-Spionagering überreichen.
Topas war der fürchterliche Preis für das einstige Bündnis mit den französischen Kommunisten und der Sowjetunion. Ein wunder Punkt des Präsidenten, sein maßloser Abscheu vor den Amerikanern, war der Boden, auf dem Topas gedieh. Vielleicht würde nun das üble Treiben Oberst Gabriel Brunes ein Ende

finden, wenn er als der Meisterverräter Columbine entlarvt werden konnte.
Die Inschrift BITTE ANSCHNALLEN – RAUCHEN EINSTELLEN flammte auf, als die Maschine Orly anflog. Das Fahrgestell wurde ausgefahren, und das Flugzeug verlor rasch an Höhe.
André Devereaux hatte ein Gefühl, als müsse er ersticken.

Fünfter Teil • COLUMBINE

Prolog

Der amerikanische Präsident eröffnete sein offizielles Tagesprogramm damit, daß er sich im Garten mit den Gewinnern des Nationalen Rechtschreibewettbewerbs den Fotografen stellte. Gutgelaunt unterschrieb er im Beisein der jungen Leute eine Gesetzesvorlage zur Erziehungsbeihilfe und verteilte anschließend Kugelschreiber als Souvenirs.

Später kam Lowenstein aus seinem im Erdgeschoß liegenden Büro herauf, um den ersten Entwurf der bevorstehenden Rede an das Volk zur Kuba-Frage mit dem Präsidenten durchzusprechen. Sie unterhielten sich über Änderungen und machten zahlreiche Randnotizen.
»Lesen Sie Wilsons und Roosevelts Kriegserklärungen vor dem Kongreß nach und fertigen Sie danach für alle Fälle einen Entwurf an . . .«, bat der Präsident.

Dann empfing er die Raumfahrtleute. Der Präsident befürchtete, sein Eintreten für das Riesenbudget könne die Kongreßwahlen im nächsten Monat entscheidend beeinflussen. Der NASA-Chef teilte ihm mit, daß für kommenden Mai der soundsovielte Satellitenstart vorgesehen sei.

Kurz vor Mittag trat der Ministerrat zu der ersten seiner zwei täglichen Sitzungen zusammen. Die meiste Zeit hörte sich der Präsident die Berichte und Meinungsäußerungen nur an, machte sich Notizen und stellte ein paar Fragen, beteiligte sich jedoch kaum an der Diskussion.

Als nächstes stand Stu Taylor, der Chef des Lateinamerika-Referats, auf der Tagesordnung. Er teilte dem Präsidenten mit,

die Delegierten der Organisation Amerikanischer Staaten tagten zur gleichen Zeit, da dem amerikanischen Volk das Quarantäne-Ultimatum verkündet werde. Taylor war überzeugt, der Präsident werde bei der OAS einstimmige Unterstützung finden.

Während der vorausgegangenen Nacht hatten zwei amerikanische Truppenverbände der Panzerwaffe und der Infanterie ihre Standorte im Südwesten und äußersten Westen des Landes verlassen. Auf Anschlußgleisen waren Plattformwagen mit Panzern, Artillerie und beweglichem Kriegsmaterial beladen und ostwärts auf die Reise geschickt worden. Lange Wagenkolonnen hatten einsatzbereite Truppen zu Militärflugplätzen gebracht, von wo aus die Soldaten dann an die Ostküste geflogen wurden.

Vor dem Mittagessen nahm der Präsident mit seinen Kindern ein Bad im Swimming-pool des Weißen Hauses.

Nach dem Essen empfing der Präsident den indischen Botschafter und versprach ihm, sich für eine weitere Weizenlieferung einzusetzen.

General St. James meldete, daß alle Generalstabsoffiziere in Schlüsselstellungen etwaige Reisen abgesagt hätten und Gewehr bei Fuß ständen; sie seien bereit, zur ›Beratung eines Sonderbudgets‹ ins Pentagon zu kommen.

In Hampton Roads, Virginia, passierte ein Zerstörergeschwader das Leuchtschiff und preschte südwärts. Versiegelte Befehle wurden geöffnet. Die Schiffe bezogen ihre Blockadeposition im Karibischen Meer und hielten ihre Waffen feuerbereit.

Am Spätnachmittag drückten McKittrick, der Pressesekretär und General St. James ihre Besorgnis darüber aus, daß die Presse den Truppenverschiebungen nach Florida auf der Spur sei. Sie kamen mit dem Präsidenten überein, die Sache als außerplanmäßiges Manöver hinzustellen.

Dann wurde dem Präsidenten weiteres Fotomaterial vorgelegt. Ungewöhnlich schwere Transportschiffe waren aus den Häfen des Ostblocks mit Kurs auf Kuba in den Atlantik ausgelaufen.

Um siebzehn Uhr dreißig hatte der Präsident eine vorbereitende Besprechung für den Besuch des russischen Außenministers Wassilij Leonow, der um achtzehn Uhr zu einem einstündigen, halboffiziellen Gespräch im Weißen Haus erwartet wurde.

Leonow war einer der wenigen überlebenden Sowjetpolitiker von altem Schrot und Korn und bei weitem der beste Kenner amerikanischer Verhältnisse; er war früher als Botschafter und als Führer der UN-Delegation tätig gewesen.
Der Präsident begrüßte den um zwanzig Jahren älteren Russen herzlich. Man ließ sie allein. Die beiden Herren machten es sich bequem und unterhielten sich auf englisch.
Sie sprachen über dies und jenes und gingen dann auf die Lage in Berlin ein. Wassilij Leonow versicherte dem Präsidenten, Rußland werde vor den amerikanischen Wahlen im nächsten Monat keinen weiteren Druck auf Berlin ausüben.
Beide vertraten in der Berlin-Frage einen Standpunkt, den die Gegenseite längst kannte. Die Sowjets drängten weiterhin auf den Status einer ›offenen Stadt‹ und erblickten in der Anwesenheit alliierter Truppen eine vorgeschobene NATO-Position.
Der Präsident dagegen wiederholte die amerikanische Auffassung, daß die Truppen nur symbolischen Charakter hätten und daß er Berlin niemals an Ostdeutschland ausliefern könne.
Leonow hoffte, man werde zu einer Dauerlösung kommen, »bevor die Sowjetunion die Hoheitsrechte des ostdeutschen Regimes anerkennt«, und regte ein Treffen mit Chruschtschow an.
Der Präsident fand, das sei keine schlechte Idee. Seit er in Helsinki mit dem Sowjetpremier aneinandergeraten war, hielt er nach einer Revanche Ausschau.
Die Atmosphäre war entspannt. Man sprach über Kuba.
»Solange Sie die kubanischen Flüchtlings-Unternehmungen so offen unterstützen, Herr Präsident, befürchtet Castro eine neue Invasion à la Schweinebucht – aber möglicherweise mit stärkerer amerikanischer Rückendeckung. Unter diesen Umständen

können wir Castros Forderung nach Verteidigungswaffen nicht ablehnen.«
»Aber die Zahl der sowjetischen Truppen und Fachleute scheint mir unverhältnismäßig hoch zu sein.«
»Wenn ich einmal rückhaltlos offen sein darf, Herr Präsident: Castro befürchtet eine amerikanische Invasion, und unsere Verteidigungswaffen sind hauptsächlich dazu da, ihn zu beschwichtigen. Was kann das kleine Kuba schon gegen die Vereinigten Staaten unternehmen?«
»Ich habe in Helsinki mit Chruschtschow darüber gesprochen und ihm mein Wort gegeben, daß es zu keiner amerikanischen Invasion kommen wird. Sollte im nächsten Jahr ein Gipfeltreffen stattfinden, müssen wir noch einmal über die Angelegenheit sprechen.« Leonow versäumte nicht, dem Präsidenten in aller Ausführlichkeit zu versichern, daß die russischen Absichten auf Kuba ausschließlich friedlicher Natur seien.
In diesem Sinne endete die Unterredung. Leonow kehrte in die sowjetische Botschaft zurück, wo er mit den russischen Diplomaten Rücksprache nahm, ehe er am Abend einer Einladung des amerikanischen Außenministers folgte.
Seine Hauptaufgabe bestand darin, herauszufinden, wie die Amerikaner sich in der Kuba-Frage verhalten würden. Er sprach darüber sehr lange mit dem Botschafter und dem Residenten. In Washington schien alles ruhig und normal zu sein. Die amerikanischen Truppenverschiebungen bedeuteten wohl nichts als ein wenig Säbelrasseln. Trotz seiner Gerissenheit und seiner in langen Jahren erworbenen Erfahrung vermochte Leonow keinerlei Anzeichen für eine amerikanische Beunruhigung oder Tatbereitschaft zu entdecken. Wenn die Amerikaner überhaupt von den Raketen wußten, mußte man zu dem Schluß kommen, daß sie keinen Zusammenprall mit der Sowjetunion wünschten.
Der russische Außenminister war ein wenig enttäuscht. Er verglich die Amerikaner und ihren Präsidenten immer mit hochgewachsenen schweigsamen Cowboys, die in gefährlichen Situationen wenig sagten, kaum drohten und lieber den Gegner gleich ins Herz schossen. Er hatte Chruschtschow gegenüber seine Bedenken geäußert, aber Chruschtschow war steif und

fest der Meinung, man könne den amerikanischen Präsidenten ausmanövrieren. Vielleicht war die neue Generation von Amerikanern nicht mehr von der alten unnachgiebigen Art.
Bevor er zu dem Empfang des amerikanischen Außenministers fuhr, telegrafierte Leonow dem Kreml die schon erwartete Meldung:

WERDE GESPRÄCHE MIT AMERIKANISCHEM PRÄSIDENTEN IN DREI TAGEN FORTSETZEN. ALLES SCHEINT JEDOCH NORMAL. ENTWEDER WISSEN DIE AMERIKANER NICHTS ODER SIE BEABSICHTIGEN PASSIVE STELLUNG ZU BEZIEHEN. EMPFEHLE UNTERNEHMEN KUBA MIT VOLLER KRAFT DURCHZUFÜHREN.

Nachdem der Präsident an der zweiten Ministerratssitzung teilgenommen hatte, folgte schließlich noch eine mitternächtliche Besprechung mit Lowenstein. Auf dem Programm standen die Rede, die politische Lage bei den kommenden Wahlen und die Gesetzesvorlagen, die man im Kongreß durchzubringen hoffte.

Der letzte Besucher kam um ein Uhr dreißig nachts ins Schlafzimmer. Der Präsident genehmigte eine Presseverlautbarung, mit der die Absage einer Rede außerhalb Washingtons begründet wurde:

DER PRÄSIDENT HAT EINE LEICHTE ERKÄLTUNG UND ERHÖHTE TEMPERATUR. MIT RÜCKSICHT AUF DAS STÜRMISCHE WETTER BESTEHT DER ARZT DES WEISSEN HAUSES DARAUF, DASS DER PRÄSIDENT IN WASHINGTON BLEIBT UND SEINE REDE IN CLEVELAND ABSAGT.

Wassilij Leonow war überrascht, als er in den Spätausgaben der Sonntagszeitungen las, daß der Präsident mit seiner Familie der Messe beigewohnt habe, nachdem erst wenige Stun-

den zuvor eine Wahlrede abgesagt worden war. Nun ja, dachte er, der Präsident ist schließlich ein frommer Mann, und die Amerikaner freuen sich, wenn sie wissen, daß er in die Kirche geht. Zur Schau gestelltes Selbstbewußtsein. Irgendwie mußte der arme Junge ja seinen Mut unter Beweis stellen.

I

Oktober 1962

Mit heulenden Motoren kam die Düsenmaschine zum Stillstand, und während noch die Gangway herangeschoben wurde, rasten schon zwei Autos über das Hallenvorfeld. Das eine war der Cadillac des amerikanischen Botschafters Wilbur Davis, das andere ein Citroën der französischen Regierung.
Die Flugzeugtür ging auf. André winkte lächelnd Jacques Granville zu, der unten an der Treppe stand. Jacques war immer noch hübsch und sah verteufelt charmant aus; die grauen Schläfen lieferten ihm das Tüpfelchen zum i.
Grüße wurden ausgetauscht, es bildeten sich Gruppen, ein Zollbeamter prüfte ihr Gepäck, ein anderer Beamter ihre Pässe.
»Präsident La Croix erwartet Sie in zwei Stunden«, sagte Jacques zu McKittrick.
»Gut. In der Zwischenzeit unterrichte ich den Botschafter.«
»Dann treffen wir uns um zehn im Elysée-Palast.«
Die Wagen brausten nach Paris hinein.
»Was für eine frohe Botschaft bringst du uns?« fragte Jacques unterwegs.
»Die Amerikaner haben unwiderlegliche Beweise, daß die Sowjets auf Kuba Angriffsraketen in Stellung bringen. Sie werden eine Blockade ankündigen.«
»Großer Gott! Verlangen sie NATO-Unterstützung?«
»Nein, noch nicht.«
»La Croix hat eine krankhafte Furcht davor, in eine Geschichte hineingezogen zu werden, die uns gar nicht betrifft.«
»Diesen Standpunkt könnten die Amerikaner im Hinblick auf die beiden letzten Weltkriege auch vertreten . . . oder bezüglich der Suez-Krise.«

»André, als meinen ältesten und besten Freund flehe ich dich an, äußere vor La Croix keine abweichende Meinung. Er ist schlimmer denn je.«
»Ich äußere nie eine proamerikanische Ansicht ... außer wenn es im Interesse Frankreichs ist.«
Ein neues, strahlend helles Paris tauchte vor ihnen auf. André fand, Paris werde bald aussehen wie Algier und Casablanca. Präsident La Croix war von dem leidenschaftlichen Drang besessen, die Häuser und historischen Bauwerke von jahrhundertealtem Schmutz und Ruß säubern zu lassen. Die Pariser Bevölkerung teilte zwar sein Verlangen nach Sauberkeit nicht, bequemte sich aber angesichts der angedrohten Strafen dennoch zu den geforderten Reinigungsprozeduren.
Sie überquerten die Seine zum linken Ufer und fuhren zu Andrés Wohnung in der Rue de Rennes 176, wo der altmodische Fahrstuhl so gemächlich emporschaukelte, daß einem schlecht werden konnte.
Der Fahrer brachte Andrés Gepäck herauf und bekam dann den Auftrag, unten zu warten.
Unübersehbar leuchtete ein Briefumschlag.

> Papa!
> Jacques Granville hat mir gesagt, daß Du kommst. Er meint, in den ersten Tagen hättest Du bestimmt keine Zeit für mich. Augenblicklich sind Semesterferien, darum bleibe ich bei Mama in Montrichard. Ruf mich an, sobald Du Zeit hast, dann komme ich sofort nach Paris. Anfang nächster Woche kommt François zurück. Ich brenne darauf, daß Du ihn kennenlernst, Papa. Ich bin so froh, daß Du da bist. Wir haben so viel zu besprechen.
> Ich liebe, liebe, liebe Dich
>
> Michèle

»Kennst du diesen jungen Mann?«
»François Picard? Ja. Michèle hat ihn mal zu mir geschleppt, damit der alte Onkel Jacques seinen Segen gibt.«
»Und hat er ihn gegeben?«
»Mit Vergnügen. Picard arbeitet für das Staatsfernsehen, und

ich glaube, er schreibt irgendeine Spalte in einer der Wochenzeitungen, aber ... nun ja, keine nennenswerte Familie, kein Geld.«
»Jeder ist mir lieber als Tucker Brown.«
»Als wer?«
»Michèles Verflossener, ein Idiot.«
André hob seinen Koffer aufs Bett und machte ihn auf. Er war plötzlich todmüde und empfand eine innere Leere.
»Was ist los mit dir, André?«
»Ach nichts ... ich hatte nur gehofft ...«
»Nicole?«
»Ja.«
»Sie war eine Zeitlang in Paris und verschwand dann aus irgendeinem Grund nach Montrichard.«

2

Die Wagen mit den Amerikanern und mit den beiden Franzosen kamen fast gleichzeitig beim Elysée-Palast an. Eindrucksvolle Wachen der *garde républicaine* in Uniformen aus der Zeit Napoleons öffneten die großen eisernen Gittertore und ließen die Autos passieren. Sie fuhren auf den gepflasterten Hof vor das prächtige Palais – ein Geschenk Ludwigs XV. für seine Mätresse Madame de Pompadour.
Die mit Amtskette geschmückten Türhüter des Präsidenten führten die Besucher eilends durch die Louis-Quinze-Räume, über die Aubusson-Teppiche und vorbei an den Gobelins, die bis zu den zehn Meter hohen Decken hinaufreichten.
Die Anwesenden hatten sich im Vorzimmer des Präsidenten versammelt. Andrés Blick suchte Oberst Gabriel Brune, einen großen schlanken Mann mit grauen Augen. Bis jetzt hatte André geglaubt, daß sich hinter diesen Augen ein beschränkter

Bürokrat verbarg. Er ging auf Brune zu, und sie reichten sich kühl die Hand.
»Hatten Sie einen guten Flug, Devereaux?«
»Danke, ja.«
André starrte ihn eine Weile wortlos an, wandte sich dann ab und schüttelte vielen alten Freunden die Hand. Bald darauf kam Präsident La Croix' persönlicher Stabschef heraus, stellte fest, daß alle da waren, einschließlich eines Vertreters der Sûreté, den André hatte herbitten lassen, und verkündete: »Der Präsident läßt bitten.«
La Croix erhob sich majestätisch hinter seinem Tisch mit dem massiven Golddekor und begrüßte die Amerikaner frostig. André Devereaux, den er seit über einem Jahr nicht gesehen hatte, bedachte er mit einem flüchtigen Nicken.
Offiziere, Sicherheitsbeamte, der Chef des Präsidialamtes und Granville bauten sich vor dem Staatschef auf.
»Ihr Präsident«, wandte sich La Croix an den amerikanischen Botschafter, »erweist mir die Ehre Ihres Besuches. Ich bin sicher, daß diesem Schritt ein wichtiger Anlaß zugrunde liegt, doch möchte ich zunächst Klarheit darüber haben, ob Sie hier sind, um uns zu konsultieren oder um uns zu unterrichten.«
»Um Sie zu unterrichten«, erwiderte Botschafter Davis.
»Seien Sie sich dann bitte der Tatsache bewußt, daß La Croix und Frankreich es vorziehen, ihre eigenen Entschlüsse zu fassen.«
»Wir sind uns dessen bewußt.«
»Fahren Sie fort.«
»Wir haben den unwiderleglichen Beweis, daß die Sowjets auf Kuba Mittelstreckenraketen in Stellung bringen, und der Präsident der Vereinigten Staaten wird die Anlieferung weiterer sowjetischer Waffen unter Quarantäne stellen.«
»Eine Blockade?«
»Eine Quarantäne für Angriffswaffen; friedliche Handelsgüter dürfen passieren.«
Marshal McKittrick, der ein Französisch mit amerikanischem Akzent sprach, gab einen ausführlichen Bericht, erklärte die Luftaufnahmen, die er vorlegte, nannte weitere Geheimunterlagen und begründete den Entschluß des amerikanischen Präsi-

denten. Dann packte er La Croix bei seiner Eitelkeit und forderte ihn auf, sich mit eigenen Augen von den Schwärmen russischer Kampfflugzeuge und den Raketenbasen zu überzeugen, was der französische Präsident mit Hilfe eines Vergrößerungsglases tat.

»Die Richtigkeit Ihrer Vermutungen hat Ihnen, wenn ich mich recht entsinne, der französische Geheimdienst bestätigt«, sagte La Croix.

»Die Mitarbeit von Monsieur Devereaux war unschätzbar«, gab McKittrick zu.

La Croix legte das Vergrößerungsglas auf den Tisch, faltete die Hände und dachte nach. Durch die vier hohen Fenster, die auf den Garten hinausgingen, sah man die *garde républicaine* in ihren weißen Gamaschen auf und ab gehen.

»Warum haben die Sowjets das Ihrer Meinung nach getan?« fragte er.

»Weil sie sich einbildeten, sie kämen damit durch«, erwiderte McKittrick. »Aber das werden sie nicht«, setzte er hinzu.

André beobachtete La Croix und erinnerte sich an dessen Prophezeiung, daß es früher oder später zu einer russisch-amerikanischen Auseinandersetzung kommen müsse. War es nun soweit?

»Zweifellos wird eine Großmacht wie die Vereinigten Staaten nicht ohne hinreichende Beweise handeln«, sagte der französische Staatschef. »Ihr Präsident trifft die Entscheidung eines souveränen Staatsmannes. Sagen Sie ihm, daß Frankreich seinen Standpunkt versteht. Andererseits werden wir, solange man uns nicht darum bittet, keine Verpflichtung eingehen.«

La Croix schob die Fotos und Akten Oberst Brune zu. »Ich möchte, daß das untersucht und ausgewertet wird. Devereaux bleibt in Paris und berät Sie. Granville, rufen Sie das Kabinett in einer Stunde zu einer Sitzung zusammen. Sie, meine Herren, wollen dann auch anwesend sein. Lassen Sie bis dahin nichts über diese Krise verlauten.« Zu den Amerikanern gewandt: »Sie hören in dieser Angelegenheit wieder von uns.«

»Der Botschafter steht Ihnen zur Verfügung«, sagte McKittrick. »Ich selbst muß sofort nach London, um den Premierminister zu unterrichten.«

»Die Engländer wissen noch nicht Bescheid?«
»Nur der Botschafter in Washington.«
La Croix schluckte diese Auskunft mit sichtlichen Zweifeln, denn er argwöhnte stets ein anglo-amerikanisches Komplott.
»Da wäre noch etwas«, sagte McKittrick. »Der amerikanische Präsident hat mich gebeten, Ihnen diesen Brief hier zu überreichen.«
La Croix öffnete den Umschlag, setzte seine dicke Brille auf, las das Schreiben und faltete es wieder zusammen. »Ich wünsche Ihnen eine gute Reise nach London«, sagte er.
Stuhlbeine scharrten, und alle Anwesenden standen auf.
»Oberst Brune, Sie und Devereaux bleiben hier.«
Als der Raum sich geleert hatte, gab La Croix Oberst Brune den Brief. André forschte nach einem verräterischen Zeichen in dem stumpfen Blick der grauen Augen. Das Papier zitterte leicht in Brunes nervösen Händen. Er sah verstört von Devereaux zu La Croix.
»Nun, was sagen Sie?«
»Ich kann dazu gar nichts sagen, bevor ich nicht die Tatsachen kenne«, erwiderte Brune.
»Wie lange wissen Sie schon von dieser Topas-Geschichte, Devereaux?«
»Sie ist erst kürzlich entdeckt worden.«
»Warum hat man uns nicht sofort verständigt?«
»Ich habe das bewußt vermieden, um nicht übereilt Alarm zu schlagen.«
»Aus welcher Quelle stammt die Nachricht?«
»Von einem sowjetischen Überläufer namens Boris Kuznetow. Er ist ein hoher Offizier des KGB und leitet die Anti-NATO-Gruppe.«
»Es gibt keine Anti-NATO-Gruppe«, fauchte Brune.
»O doch«, sagte André. »Das Verhör dieses Mannes hat sich über Wochen hingezogen, aber erst in den letzten Tagen hat er uns Wichtiges erzählt.«
»Haben Sie ihn gesehen, mit ihm gesprochen?«
»Ja.«
»Und was ist Ihre Meinung?«
»Ich verbürge mich mit meiner beruflichen Ehre dafür, daß

Kuznetow ein echter Überläufer ist und die Wahrheit sagt und daß dem russischen Geheimdienst das größte Bravourstück aller Zeiten gelungen ist.«
»Sie sehen überall Kommunisten, Devereaux«, sagte der Präsident. »Wenn das wahr ist ... wenn das wahr ist ... Brune, Sie schicken unverzüglich eine Untersuchungskommission nach Washington. Und der Bericht wird mir persönlich vorgelegt.« Zur Bekräftigung seiner Worte schlug er mit der Faust auf den Tisch.
»Jawohl, Herr Präsident.«
»Ich empfehle«, warf André rasch ein, »daß auch jemand von der Sûreté mitfährt.«
»Das ist ausschließlich eine Angelegenheit des SDECE«, wehrte Brune ab.
»Ich kann Ihnen versichern, daß die Aufdeckung zu einem großen Teil den französischen Fahndungsdienst angeht«, erwiderte André.
Brune warf André einen wütenden Blick zu, weil er ihm einen der verhaßten Rivalen zur Bedeckung mitgeben wollte.
»Devereaux' Vorschlag ist richtig«, sagte La Croix. »Rufen Sie den Fahndungsdienst an und lassen Sie Léon Roux einen seiner Leute mitschicken.«
»Jawohl, Herr Präsident«, sagte Brune mürrisch.

Noch in derselben Nacht flog eine SDECE-Kommission nach Washington. Unter ihnen war auch Inspektor Marcel Steinberger vom Fahndungsdienst der Sûreté.

3

André schlenderte mit Michèle über den Boulevard St. Germain zum *Café de Flore.*

»Ich hoffe, François gefällt dir«, sagte Michèle.

»Ich bin überzeugt, daß er mir nicht gefällt. Das ist mein gutes Recht als Vater.«

»So einen Mann habe ich noch nie kennengelernt.«

»In all deinen zwanzig Jahren nicht?«

»Er sieht gut aus und ist edelmütig . . .«

»O Gott, Michèle, verschone mich.«

Auf der Terrasse des *Café de Flore* saß das übliche Publikum, dicht gedrängt um Marmortische: linksgerichtete Journalisten, Studenten und Spinner, die lautstark die Welt im allgemeinen brandmarkten und Amerika im besonderen.

Während Michèle nach ihrem Freund ausschaute, wurde André von fünf, sechs alten Bekannten begrüßt. Plötzlich erblickte er Ferdinand Fauchet, den gefürchteten zweiten Mann des FFF. Er war ein bulliger Kerl mit einer hellen Narbe über einem Auge, die ihm ein Zuhälter mit dem Messer beigebracht hatte. Fauchet kam auf Devereaux zu.

»Ich habe schon gehört, daß Sie wegen der Raketengeschichte in Paris sind«, sagte er mit rauher Stimme.

»Hallo, Fauchet. Seit wann haben Sie Ihre Arbeit in der Unterwelt aufgegeben?«

Fauchet atmete tief ein, lachte dann und stocherte mit dem Nagel seines kleinen Fingers in den Zähnen. »Ich habe zwar nicht besonders viel für Sie übrig, und Sie mögen mich auch nicht, aber als Ihr langjähriger Kollege möchte ich Ihnen doch einen guten Rat geben.«

»Welchen?«

»Warnen Sie Ihre Tochter, sie ist in schlechter Gesellschaft. Der junge Mann macht sich sehr unbeliebt mit seiner Schmiererei.«

Damit ließ Fauchet ihn stehen. André ärgerte sich über seine Worte. Voller Bewunderung hatte er Picards Artikel im

Moniteur gelesen. Er focht den Kampf aus, von dem André selbst nicht lassen konnte – aber wenn er an Michèle dachte ... Sie winkte ihn zu sich, und er bahnte sich einen Weg zu dem Paar. Nach gegenseitiger Vorstellung setzten sie sich an einen Tisch im Inneren des Restaurants und bestellten Pernod. Das Getränk war für Andrés amerikanisierten Geschmack eine Zumutung, aber Bourbon war noch nicht bis auf das linke Seineufer vorgedrungen.

Michèle drückte François die Hand. Beide verbreiteten eine Atmosphäre trauriger Verzweiflung um sich. Mein Gott, dachte André, warum schwärmen junge Liebesleute ausgerechnet für die Trübsal? Wie nett ist es doch, wenn man als älterer Liebhaber einen Raum betritt und sich dort mit jemandem trifft, der glücklich ist und auf unkomplizierte Weise liebt. Aber junge Leute verlangt es nach einer Tragödie. Das hatte er mit Nicole erlebt. Für die Jugend ist Liebe Verschwendung und Verwirrung.

Wie Michèle angekündigt hatte, sah der junge Mann recht gut aus, war außerordentlich intelligent und ungeheuer idealistisch.

»Ich bin Nachrichtenredakteur im Ersten Programm.«

»Ja, das hat Michèle mir erzählt.«

»Monsieur Devereaux, ich möchte Ihnen offen und ehrlich sagen, daß ich Ihre Tochter sehr liebe.«

»Auch das hat sie mir erzählt. Und was haben Sie nun vor?«

Michèle und François sahen einander an wie geprügelte Hunde.

»Wir wollen so bald wie möglich heiraten.«

»Nun hören Sie mir mal zu, Picard. Michèle hat Ihnen doch sicher erzählt, daß wir zwei ein sehr vertrautes Verhältnis zueinander haben.«

»Ja.«

»Dann darf auch ich offen sprechen?«

»Selbstverständlich.«

»Wenn ihr beide erst einmal in einer der großartigen Pariser Einzimmerwohnungen, vierter Stock, ohne Fahrstuhl wohnt, dann verliert die Rose ihren Schmelz.«

»Papa ...«

»Michèle ist faul und verwöhnt. Sie hat keine Ahnung, wie man mit Geld umgeht. Und nun soll sie Ihre Strümpfe und

Unterhosen waschen – kochen, saubermachen, Ihre Geliebte sein und nebenher noch weiterstudieren?«
»Papa, bitte . . .«
»Und Sie, junger Mann. Was geschieht, wenn plötzlich ein weibliches Wesen für immer in Ihre Junggesellenbude einzieht und Strümpfe, Büstenhalter und Höschen über die Schiene Ihrer Duschkabine hängt? Ein Mann verändert sich unter der Belastung einer Ehefrau. Und nach kurzer Zeit seht ihr jeder die Pickel auf dem Rücken des anderen, die ihr jetzt einfach nicht sehen wollt.«
François zuckte die Achseln. »Du hattest es mir ja vorher angekündigt, mein Schatz, daß er so sein würde. Wollen Sie damit sagen, Monsieur Devereaux, daß wir nicht heiraten sollen?«
»Allerdings will ich das. Michèle ist froh, daß sie an der Sorbonne studieren kann. Sie hat ein nettes Zuhause und einen hübschen Monatswechsel. Ich schlage vor, daß ihr beide zusammenzieht, nicht in Ihre und nicht in Michèles Wohnung, sondern in eine gemeinsame dritte. Lebt einmal sechs Monate zusammen, und wenn ihr dann immer noch entschlossen seid, heiratet meinetwegen. Wenn nicht, scheidet als Freunde.«
»Ich wußte, daß du irgend so etwas vorschlagen würdest«, sagte Michèle.
»Ihr schlaft doch schon miteinander, nicht wahr?«
Ihr verlegens Schweigen sagte genug.
»Dann paßt um Himmels willen auf, daß ihr kein Kind kriegt.«

4

Man sah Robert Prousts Wohnung in der Rue Poussin an, daß sie einem in bescheidenen Verhältnissen lebenden Bürokraten gehörte. Es ging Proust nicht besonders gut, er war ein abgestumpfter, müder Mann, dem die Haare ausfielen.

Aus dem Fenster in Roberts Arbeitszimmer warf André einen verstohlenen Blick in den Bois de Boulogne. Er ließ die Vorhänge wieder zufallen und wandte sich um.
»Seit ich in Paris bin, werde ich verfolgt. Sind das deine Leute, Robert?«
Robert seufzte. »Schau, ich habe dich seit deiner Ankunft nicht eine Minute allein sprechen können, sonst hätte ich es dir gesagt.«
»Wer hat angeordnet, daß ich beschattet werden soll?«
Robert wand sich. »Die Anweisung kam von Oberst Brune persönlich.«
»Ich habe heute abend Ferdinand Fauchet gesehen.«
»Herrgott noch mal, André, glaubst du vielleicht, ich habe mich um diesen schmutzigen Laden gerissen? In meinem Leben wimmelt es von Leuten wie Fauchet. Meinst du, mir macht das Spaß?«
»Was soll dieser ganze Quatsch? Was hat Brune gesagt?«
»Es heißt im ganzen Amt, daß du mit den Amerikanern zu dick befreundet seist und vielleicht . . .«
»Und vielleicht für sie arbeite?«
»Ja«, flüsterte Robert. »Verrückt ist das alles. Jacques hat mir zum Beispiel Anweisung gegeben – angeblich auf persönliche Veranlassung von La Croix –, Oberst Brune zu überwachen. Der Präsident ist außer sich über diese Topas-Geschichte. Wenn sich herausstellt, daß unter den Spitzen des französischen Geheimdienstes ein sowjetischer Agent sitzt, dann haben wir den größten Skandal der Nachkriegszeit. Sag mal, stimmt das denn?«
»Es stimmt.«
»Ich weiß schon, wie's weitergeht. Als nächstes kommt der Befehl, verschiedene Leute zu liquidieren. Ferdinand Fauchet wird viel zu tun bekommen. Gott, wie ich diesen Beruf hasse!« wimmerte er. »Aber was kann ich nach all den Jahren anderes anfangen? Wer zahlt mir meine Pension? Und wenn ich es mit La Croix verderbe, wird er dafür sorgen, daß mir jede gute Stellung in Frankreich verschlossen bleibt.«
Robert Proust zurechtzuweisen war sinnlos. Er war schon immer ein Schwächling gewesen. Nun schwelgte er in Selbstmit-

leid und war entsetzt über die Pestbeulen, die rings um ihn aufbrachen.
»Was ist mit dem jungen Mann, den Michèle sich da aufgegabelt hat, diesem François Picard?«
Robert ließ sich in seinen Lehnstuhl fallen und rieb sich müde die Augen. »Ich an ihrer Stelle würde . . .«
»Michèle will ihn heiraten.«
»Es gibt hier eine Gruppe von Journalisten, Fernsehautoren und Reportern, die La Croix erbittert bekämpfen und sich zuviel herausnehmen. Irgend jemand in der Regierung hat Auftrag gegeben, sie mundtot zu machen.«
»Mundtot machen? Mein Gott, Robert, daß Pierre La Croix in Frankreich eine Willkürherrschaft ausübt, habe ich schon immer gewußt, aber politische Gegner mit Hilfe des Geheimdienstes aus dem Weg zu räumen! Letzten Endes leben wir doch noch in einer Demokratie, Robert!«
Robert Proust sah auf und schüttelte langsam den Kopf. »Nein, André, die Demokratie in Frankreich ist tot.«

5

»Die Demokratie in Frankreich ist tot«, sagte François Picard erregt. Er ging vor André auf und ab, das schwarze Haar fiel ihm in die Stirn, und in seinen Worten schwang Empörung.
Michèle hatte sich mit hochgezogenen Beinen auf das Sofa gekuschelt und beobachtete François mit unverhohlener Bewunderung.
»In den vergangenen Monaten, Monsieur Devereaux, sind mindestens sechs Kollegen von mir zusammengeschlagen worden. Zwei sind völlig verschwunden. Wir wissen, daß Ferdinand Fauchet und Ihr sauberer Freund Robert Proust dahinterstecken.«
»Und was wollen Sie nun tun, François?«
»Weiterkämpfen. Michèle hat mir von Ihnen erzählt, wie Sie

sich nach Spanien durchgeschlagen haben, um für Frankreich zu kämpfen. Ich liebe Frankreich genauso.«
»Ich sage ja auch gar nicht, daß Sie nicht kämpfen sollen, sondern nur, daß Sie Ihren Verstand benutzen sollen. Wählen Sie den richtigen Zeitpunkt und den richtigen Ort für Ihren Kampf. Sie sind viel zu hitzköpfig und fordern Repressalien ja geradezu heraus. Und die werden Ihnen nicht erspart bleiben, glauben Sie mir.«
»Ich habe es auf die sanfte Tour versucht, aber das haut nicht hin. Vor einem Jahr wurde ich aufgefordert, für Kanal Eins politische Berichte zu schreiben, aber alles, was ich verfaßte, wurde zensiert und umgeschrieben. Die gesamte Französische Presseagentur hat Weisung, alle Nachrichten antiamerikanisch einzufärben. Wenn die Amerikaner einen Astronauten auf eine Umlaufbahn schicken, müssen wir entweder mit ein, zwei Sätzen darüber hinweggehen oder über die Schwierigkeiten unsere Witze machen. Andererseits muß jedes Raumfahrtunternehmen der Sowjetunion aufgebläht werden. Die Presseagentur wimmelt von Kommunisten, Monsieur Devereaux. Sie sitzen in allen Schlüsselstellungen. Gewiß, ein paar Zeitungen und Zeitschriften üben Kritik an La Croix, aber die Franzosen lesen ja nicht mehr, sie sitzen vorm Fernsehgerät, und die Ehrgeizlinge, die den Präsidenten umgeben, beeinflussen mit Hilfe seiner Macht unseren einzigen Fernsehsender. Damit nicht genug, haben sie ihre Leute auch noch überall in der Polizei sitzen, die seit dem Krieg ausschließlich dem Innenminister untersteht. Was sollen wir denn machen? Warten, bis er stirbt?«
»Und vermutlich sind Sie bereit, für Ihre Überzeugung in den Tod zu gehen?«
»Ja.«
»Und du, Michèle? Wünschst du dir das? Einen toten Ehemann?«
»Ich stelle François keine Fragen. Er muß seinen Beruf so ausüben, wie er es für richtig hält. Ich werde nie so sein wie Mama . . .«
André starrte sie verwundert an.
»Was ist, Papa?«
»Du versuchst ja plötzlich, eine Frau zu sein.«

6

Der Wagen fuhr vom SDECE-Hauptquartier die Avenue Gambetta entlang und schleuderte leicht, als er auf dem regennassen Asphalt in die Avenue de la République einbog; die rasende nächtliche Fahrt ging zum Elysée-Palast. Am Steuer saß Charles Rochefort, einer der höchsten Beamten des SDECE, und neben ihm Oberst Gabriel Brune, der den Entfroster betätigte, um die Windschutzscheibe wieder klar zu bekommen.
Kaum hatten sie den Palast erreicht und ihre Regenmäntel abgelegt, wurden sie auch schon in die Privaträume des Präsidenten geführt.
La Croix arbeitete am Schreibtisch vor dem Lichtschein des Kaminfeuers.
Charles Rochefort war nur ein durchschnittlicher Staatsbeamter, eine Marionette Oberst Brunes. Er sprach als erster und erledigte die Formalitäten. »Wir danken Ihnen, daß Sie uns zu dieser Stunde noch empfangen, Herr Präsident, und bedauern, daß wir Sie belästigen müssen, aber was wir über die Kuba-Angelegenheit in Erfahrung gebracht haben, duldete keinen Aufschub.«
La Croix bedeutete ihnen mit einer Handbewegung, ihm gegenüber vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Gabriel Brune öffnete seine Aktentasche und holte einen Bericht mit dem Aufdruck GEHEIM heraus.
»Herr Präsident«, begann er im Tonfall großer Dringlichkeit, »wir haben ein phantastisches Ränkespiel entdeckt. Wir sind der Überzeugung, daß die ganze Raketenkrise nichts als ein ungeheurer Schwindel ist, den die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion ausgeheckt haben.«
La Croix nahm die Nachricht mit unbewegter Miene auf. Brune blätterte in dem Bericht und suchte eine bestimmte Seite. »Nach sorgfältiger Prüfung ist unser wissenschaftlicher Untersuchungsausschuß der festen Meinung, daß es, rein technisch gesehen, unmöglich gewesen wäre, Raketen dieses Typs auf dem Seeweg zu transportieren.« Brune fuhr mit dem Finger die Seite

entlang. »Die elektronischen Steuersysteme zum Beispiel sind so empfindlich, daß sie unmöglich die Erschütterungen und Vibrationen einer langen Seereise überstanden hätten. Dann hier ... ja, Feuchtigkeit und Hitze auf Kuba hätten den Mechanismus unbrauchbar gemacht. Weitere wissenschaftliche Ergebnisse erhärten dies noch.«

Die zu einem Schlitz verengten Augen des Präsidenten verrieten nicht, wie heftig die Gedanken hinter seiner Stirn arbeiteten. »Wie stellen Sie sich zu der tatsächlichen Identifizierung der Waffen?« fragte er.

»Die U-2-Aufnahmen sind aus sehr großer Höhe gemacht. Unsere Fachleute halten diese Aufnahmen für ein höchst fragwürdiges Beweismaterial. Es können ebensogut Aufnahmen amerikanischer Raketenbasen oder geschickte Fälschungen sein – oder es handelt sich um die alten Abschußrampen der Boden-Luft-Raketen.«

»Aber die Raketen sind doch auch von Beobachtern auf Kuba identifiziert worden.«

»Niemand hat eine dieser Raketen tatsächlich gesehen, Herr Präsident. Gesehen wurden lediglich Reifenspuren, Rampen, Anhänger und Kielflossen; die Raketen selbst waren stets von Planen verdeckt. Auch die amerikanischen Flugzeuge haben immer nur abgedeckte Zylinder, die an den Docks vertäut waren, fotografiert. Niemand ist an Bord der Schiffe gegangen und hat sie besichtigt. Unserer Meinung nach können es genausogut Attrappen gewesen sein. Die tiefen Reifenspuren dürften daher rühren, daß man die Fahrgestelle der Anhänger belastet hat.«

»Würde das nicht bedeuten, daß Devereaux mit den Amerikanern unter einer Decke steckt?«

»Wir glauben«, sagte Rochefort, »daß er getäuscht und ausgenutzt worden ist.«

La Croix' Finger zuckten leicht, und zum erstenmal zeigte eine flüchtige Röte in seinem Gesicht, daß er erregt war.

»Und wie stellen Sie sich das vor?«

»Zunächst haben die Amerikaner Devereaux aus dem Spiel gelassen«, erläuterte Brune, »obgleich sie seine Geheimberichte aus Kuba sehr zu schätzen wußten. Warum hat der Kubaner, der

mit der UN-Delegation seines Landes nach New York kam und dort Verrat übte, sich wohl ausgerechnet an einen Franzosen gewandt? Weil dieser Kubaner für die Amerikaner arbeitete und den Auftrag hatte, unter die echten Dokumente falsche zu mischen und sie von Devereaux stehlen zu lassen. Devereaux' eigener Mann in New York, Gustave Prévost, schöpfte Verdacht und warnte ihn. Trotzdem ließ Devereaux die Parra-Dokumente in dessen New Yorker Hotel kopieren, einschließlich der untergeschobenen Fälschungen. Diese Fälschungen erregten Devereaux' Verdacht auf Angriffsraketen. Er informierte die Amerikaner und brachte ihnen damit zurück, was sie selbst in die Welt gesetzt hatten.

Nun war Devereaux durch eigene Schuld gezwungen, persönlich nach Kuba zu fliegen, obgleich Botschafter d'Arcy ihm abriet. Dort sah er, was Russen und Amerikaner für gut hielten, nicht mehr und nicht weniger. Kein Mensch, Herr Präsident, vermag die Frage zu beantworten, warum die Raketen ausgerechnet nach Havanna gebracht wurden. Devereaux behauptet, weil sie sonst auf ihrem Landtransport durch einen Tunnel hätten gefahren werden müssen, für den sie zu groß waren. Wir meinen, wenn man die Raketen geheimhalten wollte, hätte man sie in einem Südhafen an Land gebracht. Die Raketen wurden deshalb in Havanna ausgeladen, weil man wollte, daß Devereaux sie entdeckte.

Außerdem«, fuhr Brune fort, »wußten die Russen, warum Devereaux auf Kuba war. Nämlich als französischer Sicherheitsbeamter, der bekanntermaßen mit den Amerikanern sympathisierte. Ist es wahrscheinlich, daß man ihn mit einer derartigen Information aus Kuba herausgelassen hätte, wenn nicht eben dies die Absicht gewesen wäre?

Nachdem sie nun Devereaux gründlich hinters Licht geführt hatten, waren die Amerikaner schlau genug, ihn zu bitten, persönlich nach Frankreich zu fliegen und uns einen authentischen Bericht zu geben, denn das Wort eines zuverlässigen und vertrauenswürdigen Beamten mußte ungeheures Gewicht haben.«

»Devereaux dürfte dieser Darstellung kaum beipflichten«, erwiderte La Croix.

»Natürlich nicht. Kein Beamter seines Formats würde jemals

einen solchen Mißgriff zugeben. Trotzdem muß ich sagen, ohne damit jemanden beschuldigen zu wollen, daß wir hinsichtlich der Geheimdienstarbeit auf Kuba schon lange unsere Zweifel haben.« – »Vielleicht hat man uns seit Monaten getäuscht«, sagte Rochefort.

»Und Sie sind zu dem Schluß gekommen, daß es auf Kuba niemals Angriffsraketen gegeben hat?«

»Jawohl, Herr Präsident.«

»Danke, meine Herren. Und damit gute Nacht.«

Sie standen auf, verbeugten sich knapp und gingen zur Tür.

»Ach übrigens«, rief La Croix ihnen nach, »was wissen Sie Neues über den Topas-Brief?«

»Unsere Kommission ist in Washington«, erwiderte Brune, »aber ich hege allmählich den Verdacht, daß die ganze Geschichte Teil ein und desselben sowjetisch-amerikanischen Komplotts ist.«

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, setzte der Präsident seine Brille auf und arbeitete sich mühsam durch den Bericht. So leicht war er nun wieder nicht zu überzeugen. Brune und Devereaux waren einander nicht grün. Vielleicht versuchte der Oberst, seinen Gegner von vornherein in ein schlechtes Licht zu setzen, um den Topas-Skandal abzuschwächen. La Croix wußte, daß Devereaux nicht so leicht zu täuschen war. Er war zwar ein Außenseiter, aber er war auch ein echter Franzose.

Dennoch konnte Devereaux sehr wohl das Opfer einer geschickt angelegten Verschwörung geworden sein. Brunes Darstellung klang logisch. Vor allem roch die Geschichte nach einem jener schmutzigen amerikanischen Geschäfte, deren Frankreich seit dem Zweiten Weltkrieg ständig gewärtig sein mußte.

Wenn die Raketenkrise erst einmal abgeklungen war, würden Washington und Moskau einen »heißen Draht« einrichten. In dieser ungewöhnlichen Direktverbindung würde man zweifellos eine Verständigung zwischen Sowjets und Amerikanern über ihre beiderseitigen Machtsphären erblicken, was bedeutete, daß Frankreich in den Augen der Welt als zweitrangige Nation dastand.

Ferner konnten beide Seiten mit Rücksicht auf die Raketenkrise ihre Rüstung steigern und dadurch wiederum verstärkten Druck auf ihre Verbündeten ausüben.
Sie hatten einen französischen Sicherheitsbeamten vom Schlag eines André Devereaux bewußt in die Sache hineingezogen, um Frankreich in das Fahrwasser der amerikanischen Politik zu zwingen.
Und konnte er denn sicher sein, daß nicht auch die Engländer mit den Amerikanern gemeinsame Sache machten, damit Frankreich geduckt werde?
Frankreich war schon von den deutsch-amerikanischen Gesprächen ausgeschlossen worden und würde nun durch den heißen Draht zwischen Washington und Moskau völlig kaltgestellt sein.
Obendrein konnten die Amerikaner aufgrund der angeblichen Raketenkrise ihre Vormachtstellung in der NATO weiter ausbauen.
Hatten die Großmächte nicht ein Gaukelspiel inszeniert, um Frankreichs wahre Bestimmung als Führer Europas zu durchkreuzen?
Selbst wenn der SDECE-Bericht falsch war, würde es am Ende doch auf das gleiche hinauslaufen. Amerika würde mächtiger denn je dastehen. Der Präsident steigerte sich immer mehr in den Wunsch hinein, den anglo-amerikanischen Einfluß in Europa zu brechen.

7

Oberst Brune ging in seinem Büro auf und ab. Der Raum lag in dem zum Sitz des SDECE umgewandelten Kasernengebäude am Boulevard Mortier. Eine Weile blieb er am Fenster stehen und starrte auf den Hof hinunter; dann kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück.

Brune griff nach der Wochenzeitung *Moniteur*. Sie enthielt das übliche oppositionelle Geschrei, aber François Picards Artikel war rot umrandet.

> Es riecht brenzlig am Boulevard Mortier. Gerüchte, die schon bald bestätigt werden dürften, verbreiten den Gestank eines Skandals innerhalb des SDECE. Man weiß seit langem, daß der französische Geheimdienst bis ins Innerste verseucht ist. Der Verrat hat derart um sich gegriffen, daß unsere Verbündeten nicht mehr wagen, Geheimmaterial mit Frankreich auszutauschen. Aber unser Präsident legt ja auch keinen Wert auf Verbündete ...

Brune knallte die Zeitung wütend auf den Tisch. Offensichtlich hatte Picard diesen Wink von Devereaux bekommen, um Brune anzugreifen. Seit der Topas-Brief des amerikanischen Präsidenten in Paris vorlag, wurde er, Brune, einer der Chefs des Geheimdienstes, wie ein gemeiner Spion überwacht.
Er setzte sich, las den Artikel noch einmal durch und griff zum Haustelefon. »Schicken Sie mir Ferdinand Fauchet, aber sofort.«
François und Michèle schliefen eng umschlungen, als das Telefon läutete. François gähnte sich wach und tastete nach dem Hörer. »Hallo«, sagte er verschlafen.
»Hallo. Ich rufe Sie im Auftrag von Monsieur Devereaux an. Er hat bis spät in die Nacht gearbeitet und eben erst sein Büro verlassen. Monsieur Devereaux meinte, seine Tochter Michèle sei wahrscheinlich bei Ihnen.«
»Ja, sie ist hier. Möchten Sie sie sprechen?«
»Nicht nötig. Er bat mich, seine Tochter anzurufen und ihr zu sagen, sie möchte doch bitte sofort nach Hause kommen.«
»Ist etwas passiert?«
»Das kann ich nicht sagen, aber Monsieur Devereaux schien sehr beunruhigt zu sein.«
»Gut, ich schicke Michèle gleich heim.«
Michèle wollte auf keinen Fall, daß François sie im Wagen nach Hause brachte, und er gab schließlich nach. Als sie sich den letzten Abschiedskuß gaben, war Mitternacht längst vorüber.

Ferdinand Fauchet, der seinen Wagen auf der anderen Straßenseite geparkt hatte, sah Michèle herauskommen und in Picards Wagen davonfahren. Sobald sie außer Sicht war, nickte er seinen vier wartenden Mordgesellen zu. Sie gingen in François' Wohnung hinauf. François wollte eben das Licht ausdrehen, als es klopfte. Da er annahm, daß Michèle die Autoschlüssel vergessen habe, ging er arglos zur Tür.
Die Knüppel und Totschläger trafen ihn auf Mund und Schläfen.

8

Wassilij Leonow band seine rutschende Schlafanzughose fester und musterte sich im Badezimmerspiegel. Er hatte einen leichten Kater von dem Fest am Abend vorher. Amerikaner waren keine Spielverderber. Leonow hatte das Hin und Her der politischen Streitgespräche, die vertraulichen Witzeleien und die zwanglose Atmosphäre sehr genossen. Wirklich, die Amerikaner waren höchst vergnügliche Burschen.
Leonow öffnete das Medizinschränkchen und fischte nach einem dieser wundervollen amerikanischen Mittel. Zuerst ein *Bromo*. Er verzog das Gesicht, als er das zischende Gebräu hinunterschluckte, preßte dann die Lippen fest zusammen, sprühte sich aus einer Flasche Seifenschaum ins Gesicht, legte eine neue Klinge ein und fing an, sich zu rasieren.
Es klopfte. »Herein!«
Leonows Sekretär blieb gegenüber dem Toilettenbecken stehen und räusperte sich.
»Was gibt's?«
»Eben hat das Weiße Haus angerufen, Genosse Leonow. Der Präsident hat seine heutige Verabredung mit Ihnen abgesagt.«
»Nanu? Was hat denn das zu bedeuten?«

»Es wurde gerade angesagt, daß der Präsident heute eine Fernsehansprache hält.«

In der ewigen Trostlosigkeit der sowjetischen Botschaft hatten sich Leonow, der russische Botschafter, der Resident und verschiedene Herren des diplomatischen Corps vor dem Fernsehgerät versammelt und harrten gespannt der Dinge, die da kommen sollten.
Der amerikanische Präsident saß in seinem Arbeitszimmer vor den schußbereiten Fernsehkameras; eine Sekretärin fuhr ihm noch einmal mit Kamm und Bürste über das widerspenstige Haar.
»Meine Damen und Herren, der Präsident der Vereinigten Staaten.«
»Guten Abend, liebe Mitbürger. Wie versprochen, hat die Regierung die Stationierung sowjetischer Waffen auf der Insel Kuba schärfstens überwacht. In der vergangenen Woche haben wir den unwiderleglichen Beweis dafür erhalten, daß auf dieser geknechteten Insel eine Reihe von Basen für Angriffsraketen errichtet werden. Der Zweck dieser Abschußrampen kann nur darin liegen, die Möglichkeit eines nuklearen Schlages gegen die westliche Hemisphäre zu schaffen ...
... imstande ist, Washington, den Panamakanal, Cape Canaveral, Mexico City zu vernichten und ...
Weitere Abschußbasen, die noch nicht vollendet sind, scheinen für Mittelstreckenraketen bestimmt zu sein ...
... und damit eine Vernichtungsgefahr für alle Großstädte der westlichen Hemisphäre ...
... Darüber hinaus werden zur Zeit in Kuba Düsenbomber, die nukleare Waffen tragen können, ausgepackt und zusammengebaut, während gleichzeitig die entsprechenden Flughäfen angelegt werden ...«
Wassilij Leonow umklammerte die Armlehnen seines Sessels, um das Zittern seiner Hände zu verbergen. Er wagte nicht, nach rechts und links in die sprachlosen und erschrockenen Gesichter seiner Kollegen zu blicken. Der amerikanische Präsident sprach jetzt mit eindringlicher Aufrichtigkeit, aber ohne zu drohen. Ja, er war doch der schweigsame Cowboy, den man

zu sehr gereizt hatte und der nun auf das Herz des Gegners zielte. Der Präsident fuhr fort, die Sowjetunion im Falle Kubas vorsätzlicher Lügen und Täuschungsmanöver zu bezichtigen, und warf ihr mit den Worten, weder Freund noch Feind dürften Amerikas Mut und seine Einsatzbereitschaft unterschätzen, den Fehdehandschuh hin.
»Alle Schiffe aller Typen mit Kurs auf Kuba, von welchem Land oder Hafen auch immer sie kommen, werden, wenn sie Angriffswaffen geladen haben, zur Umkehr gezwungen ...
Lebenswichtige Güter weisen wir diesmal noch nicht zurück, wie es die Sowjets bei ihrer Berliner Blockade 1948 versucht haben ...
... Ich fordere Ministerpräsident Chruschtschow auf, einzuhalten und diese heimliche, leichtsinnige und provokatorische Bedrohung des Weltfriedens einzustellen ... Ich fordere ihn ferner auf, seinen auf die Beherrschung der Welt gerichteten Kurs zu verlassen ... er erhält jetzt Gelegenheit, die Welt vom Abgrund der Vernichtung zurückzureißen ...«

Im Karibischen Meer schwärmten an die zweihundert Kriegsschiffe der US-Marine aus und überwachten die Seewege nach Kuba, während ihre Beobachtungsflugzeuge nach verdächtigen Objekten Ausschau hielten.
Aus unterirdischen Stellungen wurde den amerikanischen Militärbasen per Funk höchste Alarmstufe durchgegeben.
B-47-Maschinen wichen von Militärflugplätzen auf zivile Flughäfen aus, um im Fall eines sowjetischen Raketenangriffs der Zerstörung zu entgehen.
Einhundertachtzig Interkontinentalraketen, ausreichend, um die Städte, Fabriken und Militärbasen der Sowjetunion zu vernichten, lagerten abschußbereit in ihren Bunkern.
Das Strategische Luftkommando versetzte seine B-52-Bomber in Alarmbereitschaft. Ein Teil erwartete den Einsatzbefehl in der Luft, ein Teil stand am Boden, bereit, innerhalb von fünfzehn Minuten mit Kurs auf sowjetische Ziele zu starten.
Heer und Marine hielten ihre Divisionen kampfbereit. Sobald der Befehl kam, würden sie zu Lande, zu Wasser und aus der Luft über Kuba herfallen.

Jagdbomer, bis an die Grenze ihrer Tragfähigkeit mit Vernichtungswaffen beladen, standen auf dem Sprung, um die Raketenbasen auf Kuba im Handstreich zu erledigen.
Diese rascheste, ruhigste und glänzendste Mobilisierung militärischer Macht war ohne großes Aufsehen vonstatten gegangen. Der gestaffelte Aufmarsch verlieh den Worten des jungen Präsidenten, der nun zu einer bis ins Mark erschrockenen Welt sprach, den nötigen Rückhalt.

In der sowjetischen Botschaft saßen alle starr und erschüttert da, nachdem der Präsident seine Rede beendet hatte. Selbst Wassilij Leonow verließ sein in vielen Jahren erworbener Gleichmut.
Er wußte, er hatte den alten Fehler begangen. Der Bluff des Genossen Chruschtschow war durchschaut. Der amerikanische Präsident hatte nicht nur die Legende seiner Zaghaftigkeit zerstört, sondern zugleich einen klugen Entschluß gefaßt. Er hatte seine stärkste Seite, die Marine, gegen Rußlands schwächste, die Marine, eingesetzt. Geschickt hatte er ein Schlachtfeld gewählt, das ihm alle Vorteile bot – ein Treffen auf hoher See.

Die Organisation Amerikanischer Staaten trat unverzüglich und einstimmig auf die Seite der USA; erbost stellten die amerikanischen UN-Vertreter die Sowjetunion zur Rede und verlangten den Abbau der kubanischen Raketenbasen.
Auf hoher See rückten die sowjetischen Schiffe mit ihrer tödlichen Fracht der Insel und einem Zusammenstoß mit der amerikanischen Kriegsmarine immer näher. Durch das amerikanische Volk ging eine Welle der Empörung, und die ganze Menschheit stellte sich die bange Frage, ob nun die letzten Stunden vor einer Wahnsinnskatastrophe gekommen seien.

9

André parkte seinen Wagen einige Straßen hinter der Place de la Madeleine und ging, um seine Verfolger abzuschütteln, zu Fuß weiter. Die beiden Bewacher stellten sich sehr ungeschickt an, und er war sie rasch los.

Er betrat Lucas Cartons Restaurant – eine Welt aus rotem Samt. Alex und einige Mitglieder des Personals begrüßten ihn mit großer Herzlichkeit, denn hier hatten schon Generationen von Devereaux' verkehrt.

»Wie geht es Ihrem Vater?« fragte Alex.

»Leider hatte ich diesmal keine Gelegenheit, nach Montrichard zu fahren, aber es geht ihm sehr gut.«

»Bitte, richten Sie ihm einen Gruß von mir aus.«

»Danke, gern.«

Alex geleitete André persönlich zu einem der separaten Speisezimmer im ersten Stock. Im Handumdrehen war eine Flasche Bourbon zur Stelle, und Alex vollzog mit Hilfe eines kleinen Hammers das Ritual der Eiszerkleinerung für Andrés Manhattan, während André die Speisekarte studierte. Er entschied sich für Sole à la Carton, eine Spezialität des Hauses.

»Madame Devereaux ist soeben gekommen.«

»Bitte, führen Sie sie herauf.«

Es gab weder einen Kuß noch einen Händedruck, und es fiel auch kaum ein Wort, als sie sich gesetzt hatte. Sie bestellte etwas zu trinken und zündete sich nervös eine Zigarette an. Als ihr Getränk gekommen war, bat André, man möge sie nicht mehr stören, bis er wieder klingle.

Nicole besaß die Fähigkeit, in jeder erdenklichen Situation einen bezaubernden Anblick abzugeben. Er sagte ihr, wie hübsch sie aussehe. – »Danke.«

»Ich konnte deine Anrufe nicht erwidern«, sagte André. »Es ist immer die alte Geschichte. Ich weiß nicht, woher ich die Zeit nehmen soll.«

»Ich kann mir vorstellen, daß du in dieser kritischen Lage sehr eingespannt bist.«

»Ja also, Nicole ... ich habe dich Michèles wegen gebeten, nach Paris zu kommen. Das Verschwinden von François Picard hat sie außerordentlich hart getroffen.«
»Hat man keinerlei Lebenszeichen von ihm?«
»Keines. Ich erfahre nicht einmal von Robert etwas.«
»Und was hältst du von der Sache?«
»Ich glaube, daß wir ihn nie wiedersehen und wahrscheinlich auch nie genau erfahren werden, was ihm zugestoßen ist.«
»Mein Gott!«
»Ich fürchte, sie haben, wie es so schön heißt, ganze Arbeit geleistet. Man wollte mit ihm wohl ein Exempel statuieren. Michèle hat eine lange und schwere Zeit vor sich. Sie muß darüber hinwegkommen, und es wird besser sein, wir schenken ihr von vornherein klaren Wein ein. Du gehörst jetzt zu ihr, Nicole, und mußt dich um sie kümmern.«
»Sie hat sich nicht einmal gemeldet, wenn ich angerufen habe, André.«
»Das darfst du nicht persönlich nehmen. Sie hatte sich ganz in sich verkrochen. Ich habe, kurz bevor ich herkam, noch mit ihr gesprochen und ihr gesagt, daß du kommen und sie mit nach Montrichard nehmen wirst. Da hat sie sich endlich ausgeweint und gesagt, sie sehne sich sehr nach ihrer Mutter.«
»Das arme Kind ... André, laß uns zu ihr gehen ...«
»Es gibt ein paar Dinge im Leben, die unverzeihlich sind«, erwiderte er. »Eines davon ist, ein Sole à la Carton zu verschmähen. Alex würde bis an sein Lebensende gekränkt sein. Doch Spaß beiseite – es ist besser, wenn Michèle erst einmal allein damit fertig wird.«
Nicole nickte. Ein verlegenes Schweigen entstand. André klingelte nach der Bedienung. Stumm ließen sie die Suppe auftragen, kosteten sie und sagten dann etwas Lobendes.
»Was ist mit uns?« fragte Nicole zitternd.
»Ich glaube, wir sollten uns jetzt nicht darüber unterhalten. Die Auseinandersetzung zwischen Russen und Amerikanern im Atlantik reicht mir.«
»Ich habe viel Zeit gehabt, um über alles nachzudenken«, sagte sie.
»Ja ... es gäbe wohl einiges darüber zu sagen.«

»Als mir zum erstenmal bewußt wurde, zu was für einem Leben ich mich durch die Trennung von dir verurteilt hatte, wollte ich, ohne Rücksicht auf das, was in der Vergangenheit geschehen war, zurückkommen. Ich wollte um jeden Preis bei dir bleiben ... ich hätte mir eingeredet, es geschehe aus Liebe ... und mich damit entschuldigt, daß man einen Menschen, den man liebt, mit all seinen Fehlern anerkennen muß.
Als wir geheiratet haben«, fuhr sie fort, »brachte jeder seine Verliebtheit mit in die Ehe, aber auch seine kindischen Schwächen und bösen Geister – Dinge, die jede Ehe zerstören, wenn man sie nicht eindämmt. Eine Frau wie ich verlangt von ihrem Mann gewisse Rechte, eine gewisse Anerkennung und Gleichberechtigung. Aber erhält sie, was sie will, ist sie keine Frau mehr.
Ein Mann heiratet selten die Frau, die er braucht, sondern meistens die, die er bekommt. Manche Frauen können ihrem Mann nicht genügen, wenige können es und wollen es auch, aber die meisten – und das sind die schlimmsten – wollen es nicht. Wir verwenden unsere ganze Kraft darauf, Barrieren zu errichten ... wagen nicht, in uns hineinzusehen ... sondern versuchen nur, unsere Unzulänglichkeit zu rechtfertigen.
Eine Ehe verlangt von einer Frau ... Geschicklichkeit und einfach unerhört harte Arbeit. Aber wir sind zu blöde und zu faul, wir verstecken uns hinter unseren Abwehrmauern und weisen das, was wir für Angriffe halten, tückisch zurück.«
Andrés Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. Er wußte, daß sie sich mit ihren Grübeleien zu verschlossenen Toren vorgetastet und sie aufgestoßen hatte ... ihre eigenen und auch die seinen.
»Von Anfang an hast du mich von einem Teil deines Lebens ausgeschlossen. Du hast eine Mauer errichtet und gesagt: ›Komm mir nicht zu nahe. Wenn du es doch tust, stoße ich dich zurück.‹ Ich habe ständig in der Angst gelebt, du würdest in einer anderen Frau finden, was ich dir nicht geben konnte. Vieles von dem, was du mein besitzergreifendes Wesen nennst, ist reine Angst gewesen. Und daß ich dir nicht helfen konnte, als du mich brauchtest, lag vielleicht daran, daß du diese Hilfe

im Grunde gar nicht wolltest. Du hattest Angst, von mir abhängig zu werden.«
»Also . . . sind wir beide schuld?«
»Ja, André, wir sind beide schuld. Ich kann die Fehler nicht ungeschehen machen . . . aber glaub mir, ich sehe ein, was ich getan habe, und ich werde mein Leben irgendwie weiterleben . . .«

Nicole saß auf Michèles Bettrand – ein Bild längst vergangener Vertrautheit, das sie beide für unwiederbringlich gehalten hatten.
»O Mama . . . Mama!«
»Scht . . . ich bin ja jetzt bei dir.«
»Ich schäme mich so, daß ich abgehängt habe, wenn du anriefst.«
»Du brauchst gar nichts zu erklären, Michèle«, sagte sie, hüllte ihre Tochter fest in die Bettdecke ein und strich ihr übers Haar.
»Papa versucht, es vor mir zu verheimlichen . . . aber ich weiß, ich werde François nie wiedersehen.«
»Es liegt jetzt in Gottes Hand, Liebes. Michèle . . .«
»Ja, Mama.«
»In gewisser Weise bist du sehr glücklich dran.«
»Das verstehe ich nicht.«
»Wenn ich vor zwanzig Jahren deinem Vater auch gleich all das gegeben hätte, was du François von Anfang an gegeben hast, wäre ich heute vielleicht nicht allein.«
»Aber du hast doch . . .«
»Nicht wirklich. Ich habe wie die meisten Frauen immer zuerst gefragt: Wo liegt der Vorteil für mich? Ich habe mich aber niemals richtig gefragt: Was kann ich für ihn tun?
Und so bereiten wir die Mahlzeiten, weil es eben getan werden muß, aber wir gehen nicht in die Küche, weil wir uns freuen, daß wir unseren Männern etwas Gutes antun können. Wir kochen, um unsere Stellung zu behaupten, um gelobt zu werden, und letztlich, weil es unsere Pflicht ist. Und wenn wir mit ihnen schlafen, tun wir, was notwendig ist, was von uns erwartet wird, aus selbstsüchtigen Gründen. Wie viele Frauen lieben ihren Mann um der Freude willen, die sie ihm schenken? Doch

nur im Schenken dieser Freude kann eine Frau wirklich erfahren, was es bedeutet, eine Frau zu sein. Ich habe es nie gewußt, Michèle: Eine Frau sein bedeutet Geben. Und das hast du von Anfang an gewußt.«
Michèle vergrub ihr Gesicht im Kopfkissen.
»Weine nicht und versink nicht in Selbstmitleid. Du hast gewußt, daß du mit einem Mann wie François kein leichtes Schicksal haben würdest.«
»Mama . . . ist es zu spät für dich und Papa?«
»Ja, ich fürchte.«
Die Augenlider des Mädchens flatterten – und schlossen sich bald, weil das Beruhigungsmittel zu wirken begann. Nicole beugte sich über Michèle und küßte sie auf die Wange. Sie hätte gern gewußt, ob André ihr Gespräch durch die offene Schlafzimmertür gehört hatte.
»Wir bringen sie schon darüber hinweg«, sagte sie, als sie zu ihm hinausging.
André blickte seine Frau lange an, und das alte, starke, niemals ganz erloschene Gefühl für sie kehrte zurück. Am liebsten hätte er die Hand ausgestreckt und die wenigen grauen Strähnen an ihren Schläfen berührt. Vor gar nicht langer Zeit hätten diese Zeichen des Alterns sie noch krank gemacht. Jetzt schienen sie am rechten Platz und waren zauberhaft. Wie nett, daß Nicole ihr Alter so anmutig hinnahm, ohne Panik und ohne Selbstmitleid.
Ja, er begehrte sie, aber er wußte auch, daß er am anderen Morgen Juanita de Córdoba nur um so mehr begehren würde. Dann lieber keine von beiden.
»Fahrt ihr schon bald nach Montrichard zurück?«
»Morgen. Ich werde dafür sorgen, daß Michèle dich besucht, wenn du Zeit für sie hast.«
»Ich danke dir für alles.« Er wandte sich um und ging in sein Arbeitszimmer.
»Kann ich noch irgend etwas für dich tun?« fragte sie.
»Nein.« Er betrat sein Zimmer, setzte sich an den Schreibtisch und rückte seine Brille zurecht. Dann sah er noch einmal zu Nicole auf, und sie starrten sich durch die offene Tür eine ganze Weile an. Ihr wurde klar, daß sie zu spät gekommen

war und vielleicht mit zu wenig. Ihr Mann gehörte Juanita de Córdoba. Merkwürdigerweise empfand sie keinen Haß. Sie wußte aber auch, daß es nie einen anderen Mann für sie geben werde als André Devereaux – und sie würde warten.

10

Als Rico Parras Chauffeur mit dem Wagen auf das Grundstück der Casa de Revolución einbog, um Juanita zu seinem Chef zu bringen, hatte sie das dumpfe Gefühl, daß irgend etwas nicht stimmte. Aber dieser Ort hatte ohnehin stets etwas Unangenehmes an sich. Sie fuhren die lange, von Palmen gesäumte schmutzige Straße entlang, die sich dicht an der Bahía del Sol hinzog. Es war ungewöhnlich still ohne die übliche Geschäftigkeit der Wachtposten und Gartenarbeiter; auch an der Mole arbeitete niemand. Juanita stieg aus und sah sich um. Ricos Schnellboot schaukelte an der Ankerboje. Vom Meer zog eine düstere Wolkenwand heran und erstickte die Sonne. Es würde ein langes, kaltes und schauerliches Wochenende werden.
Der Chauffeur folgte ihr in die Villa.
Als sie Ricos Leibwächter Hernandez erblickte, schrie Juanita auf. Er lag auf dem Rücken und starrte sie aus gebrochenen Augen an. Noch immer sickerte Blut aus den Schußwunden in Bauch und Brust.
Die Tür schlug krachend hinter ihnen zu, und zwei G-2-Männer packten Juanita; zwei andere entwaffneten Ricos Fahrer und hielten ihn mit Pistolen in Schach.
Der Raum war ein einziger Scherbenhaufen.
Aus dem Schlafzimmer kam Muñoz; er hielt eine nasse Peitsche in der Hand. Juanita wankte unter dem Eindruck dieser Schreckensszene, doch dann begriff sie, was vorgefallen war, und nahm sich zusammen. Sie riß sich los und ging ins Schlafzim-

mer hinüber. Muñoz trat mit einer spöttischen Verbeugung zur Seite.
Rico hing, mit Lederriemen an den Handgelenken festgebunden, an zwei Deckenbalken. Nach dem Zustand von Muñoz' Leuten zu schließen, war es nicht leicht gewesen, ihn lebend zu überwältigen.
Sie hatten ihm die Arme wie einem Gekreuzigten an der Decke festgebunden, doch er war immer noch imstande gewesen, einen kräftigen Tritt zwischen Muñoz Beine zu landen, woraufhin sie ihm die Füße gefesselt und ihn so hoch gezogen hatten, daß er nur eben den Boden berührte.
Selbst dann war es ihm noch gelungen, Muñoz kräftig anzuspucken, mit dem Erfolg, daß sie ihm einen Knebel in den Mund steckten.
Muñoz hatte Rico fürchterlich zugerichtet. Das nasse Seil der Peitsche hatte ihm das Fleisch in Fetzen vom nackten Körper gerissen. Sein Gesicht war von den Schlägen grotesk entstellt, ein Auge war ganz zugeschwollen, die gebrochene Nase nur noch ein häßlicher matschiger Klumpen, und die Lippen glichen roher Leber.
Juanita ging ins Badezimmer, feuchtete ein paar Handtücher an und wischte Rico das Blut aus dem Gesicht; ein Tuch drückte sie ihm in den Nacken. Ohne um Erlaubnis zu fragen, nahm sie ihm den Knebel aus dem Mund.
Was er sagte, war wegen der geschwollenen und aufgesprungenen Lippen kaum zu verstehen. »Verdammt saubere Art zu krepieren. Komische Welt. Als wir in den Bergen kämpften, war Muñoz mein Schützling. Immer geahnt, daß das Schwein feige ist.«
»Ich bleibe bei dir, solange sie mich lassen«, sagte sie.
»Weißt du, Juanita ... habe nie erwartet, daß du dich in mich verlieben würdest ... wollte nur, es hätte dir ein- oder zweimal richtig Spaß gemacht ...«
»Rico ...«
»Lüg nicht ... Was für ein Teufelsweib du bist! Bezahlst eine Schuld bis auf den letzten Peso ... na ja ... kommst mit dem Franzosen vielleicht im Himmel zusammen.«
»Schnauze halten!« schrie Muñoz. »Nun ... wie gefällt euch

euer Liebesnest, meine Turteltäubchen?« Er kam in den Raum und bedrohte sie mit dem Peitschenstiel. »Wir alle wissen jetzt, von wem die Yankees die Sache mit den Raketen erfahren haben.«

»Was immer Wahres daran sein mag, Rico Parra ist jedenfalls unschuldig«, sagte Juanita.

»Weil er sein Vaterland für ein Weibsstück verkauft hat?«

»Kuba kann stolz auf Sie sein, Señor Muñoz. Wann bin ich dran?«

Muñoz lachte leise. »Vorläufig noch nicht. Du hast zu viele Freunde auf Kuba, deren Namen wir gern wissen möchten. Oh, vielleicht willst du nicht gleich mit der Sprache heraus, dann sieh dir nur erst mal an, was wir mit Rico machen, jetzt ... morgen ... übermorgen ... das wird dir die Zunge schon lösen. Das ergibt sich so, wenn man den Verstand verliert.«

Juanita wurde an eine breite Kommode gebunden, genau Rico gegenüber – in etwa fünf Meter Abstand. Sie ließ es geschehen, ohne zu zittern oder die Augen zu schließen.

Dann ging Muñoz um den aufgehängten Rico herum. »Warum spuckst du nicht?« höhnte er. Er trat ihn mit dem Stiefel zwischen die Beine. Rico bäumte sich auf, er stöhnte leise und schwankte hin und her.

Doch dann lächelte Rico. »Zielsicher wie eine Frau, Muñoz.«

Muñoz schäumte vor Wut. Er trat Rico wieder und wieder, aber Rico ließ keinen Schmerzenslaut über die Lippen; schließlich erbrach er sich, und Muñoz hatte seinen Sieg.

Er rollte wie irr die Augen und ließ nicht ab von seinem Opfer. Schweißüberströmt schlug er auf das schutzlose, geschwollene Gesicht ein, bis ihm die Fingerknöchel schmerzten. Erst als Rico das Bewußtsein verlor, hörte Muñoz auf und taumelte erschöpft gegen den halbtoten Mann. Sogar einige seiner blutrünstigen Kumpane wandten sich ab.

Nun torkelte Muñoz auf Juanita zu, riß ihr die Kleider vom Leib und zückte ein blitzendes Springmesser, das scharf wie eine Rasierklinge war. »Du, Täubchen, wirst besonders künstlerisch behandelt«, keuchte er. »Deine hübschen Brüste werden nicht mehr ganz so hübsch aussehen, wenn ich sie ein bißchen zurechtgeschnitzt habe ... legt das Liebespaar ins Brautbett.«

Rico wurde abgeschnitten und Rücken an Rücken mit Juanita zusammengebunden. dann warf man sie auf das Bett, das im Nu von Blut durchtränkt war.

Als Muñoz im Grünen Haus an der Avenida Quinta, dem G-2-Hauptquartier, ankam, duschte er und zog sich um, aber den Gestank und das vergossene Blut konnte er in seinem ganzen Leben nicht wegwaschen.
Der sowjetische Resident Oleg Gorgoni wartete schon ungeduldig in seinem Büro. »Ich habe soeben aus Moskau die dringende Anweisung erhalten, daß Juanita de Córdoba nicht das geringste geschehen darf. Sie ist unter sowjetischen Gewahrsam zu stellen.«
»Nein«, erwiderte Muñoz. »Ich habe auch meine Anweisungen.«
»Machen Sie keine Geschichten, Muñoz.«
»Wer macht Geschichten? Ich habe nein gesagt.«
»Und ich habe gesagt, daß es dringend ist.«
»Ich habe es gehört.«
»Hüten Sie sich. Juanita de Córdoba muß aus Gründen, die für die Sowjetunion von großer Bedeutung sind, am Leben bleiben.«
»Und sie muß aus Gründen, die für Kuba von Bedeutung sind, bekommen, was sie verdient.«
»Sie verärgern nur die Sowjetunion.«
»Das ist ja wirklich noch schöner!« empörte sich Muñoz. »Sie bilden sich wohl ein, Sie können mit Kuba machen, was sie wollen, weil wir ein kleines Land sind – und weil Sie zu feige sind, den Yankees auf die Finger zu klopfen!«
Gorgoni wurde aschfahl, als Muñoz aufsprang, nach der Morgenzeitung griff und sie dem Russen unter die Nase hielt. »Die Amerikaner erklären euch, ihr sollt machen, daß ihr aus Kuba verschwindet, und was tut ihr? Euer großer und mutiger Häuptling weiß nichts Besseres zu tun, als einem tatterigen, albernen englischen Philosophen Liebesbriefe zu schreiben, und er weint und jammert und stöhnt über die Yankeepiraten und erklärt uns allen ... wir wollen uns zusammensetzen und miteinander reden ... Brüderlich'.eit ... Frieden für die Menschheit.« Er schleuderte die Zeitung fort. »Wo sind denn eure

Scheißraketen, mit denen ihr den Yankees gedroht habt? Ihr seid Feiglinge ... und Lügner!«
»Jetzt reicht's mir aber.«
»Feiglinge!«
»Ich verlange, daß Sie uns Juanita de Córdoba ausliefern!«
»Einen Scheißdreck können Sie verlangen. Nehmen Sie zur Kenntnis, mein verehrter Genosse Resident, daß in Kuba immer noch *wir* regieren, und lassen Sie sich gesagt sein, daß es höchste Zeit für Sie wird, mal ein wenig Mut zu beweisen!«

II

London ... Der Präsident der Vereinigten Staaten hat das Telegramm des betagten britischen Philosophen mit einer knappen Mitteilung beantwortet ... »Sie sollten lieber den Einbrechern Ihre Beachtung schenken als denen, die die Einbrecher gefangen haben.«
Key West ... Niedrig fliegende Marine-Aufklärer haben vierundzwanzig Schiffe aus Ostblockstaaten mit Kurs auf Kuba eindeutig ausgemacht und beobachten sie ständig weiter. Innerhalb weniger Tage wird eine Konfrontation mit den amerikanischen Marine-Einheiten erwartet ...
Washington ... Der amerikanische Präsident hat Walter Lippmans Leitartikel, der für Verhandlungen plädiert, außer acht gelassen und den Appell des UN-Generalsekretärs U Thant, beide Seiten sollten auf ihrem gefährlichen Kurs einhalten, vom Tisch gefegt. Angesichts der zunehmend kritischen Weltmeinung über Amerikas standhafte Haltung hat der Präsident jedem Mitglied der Organisation Amerikanischer Staaten, mit Ausnahme Uruguays, ein Telegramm geschickt, in dem es unter anderem heißt: »Durch Ihre rasche und entschlossene Aktion haben wir der Welt und insbesondere der Sowjetunion gezeigt, daß wir in unserem Willen, die Unverletzbarkeit der westlichen Hemisphäre zu verteidigen, fest zusammenstehen ...«

In Moskau unternahm der sowjetische Ministerpräsident einen erneuten Versuch, aus schwarz weiß zu machen, und ließ einen amerikanischen Rußlandbesucher, den Industriellen Pomeroy Bidwell, in den Kreml bitten. Bidwell sah sich einem Mann gegenüber, der am Rande des Zusammenbruchs zu stehen schien. Dem Sowjetpremier war durchaus bewußt, daß der Anfang vom Ende seiner Herrschaft gekommen sein konnte und daß Amerika sich von seiner rüden Taktik nie mehr einschüchtern lassen würde.

Der Russe unterhielt sich mit dem Industriellen, als sei Bidwell ein offizieller Vertreter der Vereinigten Staaten, und versuchte, ihn davon zu überzeugen, daß die Waffen auf Kuba tatsächlich nur Verteidigungswaffen seien. Aber trotz aller Wort- und Verdrehungskünste ließ sich Pomeroy Bidwell nicht hinters Licht führen und wies zum Gegenbeweis auf die Kampfmittel des nahe gelegenen Schweden hin.

Darauf versuchte Chruschtschow, seinen Fall so darzustellen, wie er ihn auch dem englischen Philosophen und Pazifisten dargestellt hatte. Als er auch damit keinen Erfolg hatte, stieß er eine Reihe von Drohungen aus und schwor, wenn die Amerikaner es wagen sollten, an Bord auch nur eines einzigen russischen Schiffes zu kommen, würden seine U-Boote die amerikanische Flotte versenken.

Plötzlich beklagte sich der Sowjetführer fast weinerlich: »Wie kann ich denn mit einem Mann verhandeln, der jünger ist als mein Sohn?«

Nach dem Gespräch eilte Pomeroy Bidwell zur amerikanischen Botschaft, um Washington zu verständigen, und hatte zunächst ein vertrauliches Gespräch mit dem Botschafter.

»Nun, wie war's, Pomeroy?«

»Herr Botschafter, wir haben uns Auge in Auge gegenübergesessen, und ich könnte schwören, daß ich ihn blinzeln sah.«

12

Als André beim Frühstück saß, läutete es an der Wohnungstür. Es war ein ININ-Kollege von der amerikanischen Botschaft.
»Ich habe ein Telegramm für Sie. Es ist eben dechiffriert worden.«
»Vielen Dank, Ted.«

BIN AUF DEM WEG NACH PARIS IN NATO-ANGELEGENHEIT. BLEIBE ZWEI WOCHEN. ANKOMME ORLY HEUTE ACHTZEHN UHR PAN-AMERICAN. HABE NEUE INFORMATIONSQUELLE AUF KUBA VON BESONDEREM INTERESSE FÜR SIE. ERBITTE ABHOLUNG FALLS MÖGLICH. MICHAEL NORDSTROM.

André ließ sich von einem Assistenten zum Flughafen bringen. Unterwegs arbeitete er sich durch einen Stoß Tageszeitungen.
Die Blätter richteten ihr Hauptaugenmerk auf eine Massenkundgebung mit Militärparade in Havanna. Castro hatte Miliz und Truppen aus ganz Kuba zusammengezogen und stellte seine aus sowjetischem Besitz stammenden Kanonen und Flugzeuge zur Schau.
Nach der Parade fand eine Kundgebung unter dem Denkmal des Freiheitshelden Marti statt. Castro ließ sich zu einer jener Ansprachen hinreißen, die man heute in der ganzen Welt kennt. Er warf sich mächtig in die Brust, und seine Empörung gipfelte in dem Schwur, Kuba werde sich niemals einer einseitigen, ohne seine Zustimmung getroffenen Vereinbarung zwischen Amerikanern und Russen beugen. Er schwor ferner, das Land bis zum letzten Mann zu verteidigen, und erhob erneut die Forderung, die Amerikaner sollten den Militärstützpunkt Guantánamo räumen.
Den heftigsten Teil der Rede hatte er gegen den »Verrat« der Organisation Amerikanischer Staaten gerichtet. Castro schwor,

er werde in ganz Lateinamerika das Feuer der Revolution entfachen. »In diesem Augenblick«, rief er, »befindet sich unser geliebtester und vertrauenswürdigster *compadre* und Leutnant der Revolution Rico Parra in geheimer Mission auf einer der Karibischen Inseln.«
Die anwesenden Journalisten hatten über Parras Abwesenheit allerhand Vermutungen angestellt, zumal eine weitere führende Persönlichkeit Kubas fehlte. *Nicht teilgenommen an der Demonstration hat Rico Parras ständige Begleiterin Juanita de Córdoba, bekannt in ganz Kuba unter dem Namen »Das Täubchen«.*

Michael Nordstrom erledigte die Zollformalitäten und sagte mit verbissenem Gesicht zu André: »Kommen Sie, fahren wir erst mal nach Paris hinein.«
»Nein«, erwiderte André entschlossen. »Ich will es gleich hören. Ich habe hier am Flughafen ein Büro gemietet.«
Mike zauderte. Er schien keine große Lust zu verspüren und kam sich offenbar übertölpelt vor – unablässig hatte er sich auf dem Flug zurechtgelegt, was er sagen wollte.
»Ich weiß, daß ich mich auf das Schlimmste gefaßt machen muß«, begann André übergangslos.
»Ja.«
»Vor zwei Nächten war mir, als schreie sie in schrecklicher Qual nach mir. Seit ich aus Kuba zurück bin, habe ich nie mehr viel geschlafen, aber in der vergangenen Nacht konnte ich überhaupt kein Auge zutun – als ob ich Ihr Telegramm vorausgeahnt und darauf gewartet hätte.«
»Also in Gottes Namen«, sagte Nordstrom, »bringen wir die Sache hinter uns.«
Mike saß auf einer Ecke des Schreibtisches, der in dem kleinen Büro stand, rieb sich das Gesicht und seufzte wiederholt. André schloß die Tür, um das Geheul der Jets und das hallende Echo auf den Marmorböden auszusperren. Dann nahm er auf dem einzigen vorhandenen Stuhl Platz und sah Mike erwartungsvoll an.
»Kennen Sie die Casa de Revolución?« fragte Nordstrom.
»Ja. An der Bahía del Sol. Gehörte früher mal der Familie

Fuentes. Sie erinnern sich vielleicht an Pedro Fuentes. Er war einer der besten Baseballspieler, die Kuba je hervorgebracht hat. Durch ihn wurde mir Kuba zum erstenmal ein Begriff. Rico Parra hat der Familie das Haus weggenommen.«

»André«, brachte Mike schließlich heraus, »Sie wissen nicht, wie grausig die Geschichte ausgegangen ist.«

»Menschenskind, Mike, ich weiß, daß Juanita und Parra zusammen gelebt und wohl kaum Ringelreihen miteinander gespielt haben. Nun reden Sie schon!«

»Muñoz bekam den Auftrag, mit Parra abzurechnen, weil Parra Sie aus Kuba herausgelassen hatte. Außerdem sollte er Juanita zum Reden bringen. Sie wissen, wer Muñoz ist – ein Mordgeselle, der kein Erbarmen kennt. Die Casa wurde zum Gefängnis für Parra und Juanita.«

Mike berichtete knapp, was vorgefallen war. André war einem Zusammenbruch nahe, er vernahm die Worte nur noch wie im Traum.

»Einer der G-2-Leute namens Jesús Zapata lehnte sich gegen Muñoz' Unmenschlichkeit auf und nahm in Havanna Kontakt mit uns auf, weil er der Ansicht war, diese Geschichte dürfe nicht vertuscht werden. Kennen Sie einen gewissen Karel Vasek?«

»Habe den Namen schon einmal gehört, kann mich aber nicht erinnern.«

»Vasek ist ein tschechischer Ingenieur und seit über einem Jahr in Kuba an einem Brückenbau tätig. Vor etwa einem halben Jahr wurde er britischer Agent. Vasek und Zapata vereinbarten künftige Treffpunkte.

Parra war ein zäher Bursche«, fuhr Nordstrom fort. »Sein Gehirn litt so unter den Schlägen, daß er den Verstand verlor und zum Schluß gar nicht mehr wußte, was geschah. Auch Juanita wurde halb wahnsinnig, weil man sie zwang, die an Parra verübten Scheußlichkeiten mitanzusehen. Was Muñoz mit Parra angestellt hat, brauche ich Ihnen wohl nicht im einzelnen zu beschreiben.«

»Nein . . .«

»Als Rico tot war, wollte Muñoz sich Juanita vornehmen. Mit einem Messer. Verzweifelt kam Zapata nach Havanna. Vasek

gab ihm eine Zyankalikapsel, und es gelang Zapata, Juanita die Kapsel zuzustecken. Es war das einzige, was er für sie tun konnte. Sie war auf der Stelle tot – ehe Muñoz Hand an sie legen konnte.«

»Dem Himmel sei Dank!«

»André, werden Sie darüber hinwegkommen?«

»Ja ... ich ... ich werde schon damit fertig. Wissen Sie, Mike, wenn das Leben dieser wunderbaren Frau irgendeinen Sinn gehabt haben soll, dann muß ich bis zum Ende weiterkämpfen.«

»André, was kann ich für Sie tun?«

»Mich für eine Weile allein lassen.«

13

André betrat als letzter den großen Konferenzsaal im Erdgeschoß des SDECE-Hauptquartiers. Die Versammlung kam ihm vor wie eine Gruppe eifriger Spieler, die sich um den mit billardgrünem Filztuch bedeckten Tisch geschart hatten. Das Porträt Pierre La Croix' blickte streng auf sie herab.

Am Kopfende des Tisches saß Charles Rochefort, ein beschränkter Bürokrat von mäßigem Einfluß, aber im Besitz eines ererbten Wohlstands und Prestiges.

Auf der linken Seite saßen die fünf Männer vom SDECE, die die Topas-Affäre untersucht hatten, an ihrer Spitze ein gewisser Daniel Dubay, ein ausgezeichneter Sicherheitsbeamter mit langer Berufserfahrung, der aber seine Fähigkeiten hauptsächlich dazu verwandte, niemals auf der falschen politischen Seite zu stehen.

Rechts neben Rochefort saß Oberst Gabriel Brune, gleich zur Hand, um alles nach Wunsch zu steuern. An diesem Morgen hatte er ein spöttisches kleines Lächeln aufgesetzt, als er André gleichgültig zunickte und mit nikotingelben Fingern eine lange Zigarette zum Mund führte.

Neben André hatte sein einziger allenfalls zu erwartender Ver-

bündeter, Léon Roux vom Fahndungsdienst, Platz genommen. Roux stellte André Inspektor Steinberger vor, der als Sûreté-Mann mit nach Washington geflogen war.
Brune gab Daniel Dubay ein Zeichen. Dubay war ein kleiner beleibter Typ; eine schwere goldene Uhrkette spannte sich über seinen Bauch. Er schlug ein Ringheft auf, rückte sich die Brille zurecht, stand auf und schob die Daumen unter den Westenrand wie ein Rechtsanwalt, der eine Beweisführung antritt.
»Diese Herren hier und Inspektor Steinberger von der Sûreté sind mit mir soeben aus Washington zurückgekehrt, wo wir die Vernehmungsprotokolle, Tonbänder und weiteres von der amerikanischen ININ-Gruppe zur Verfügung gestelltes Material geprüft haben. Darüber hinaus haben wir mit einer als Boris Kuznetow bezeichneten Person gesprochen.«
»Und hatten Sie Gelegenheit, die Ergebnisse Ihrer Prüfung zu einem Bericht mit empfehlender Stellungnahme auszuwerten?« fragte Rochefort.
»Ja.«
»Fahren Sie bitte fort.«
»Monsieur Dubay«, unterbrach ihn Oberst Brune, »alle Anwesenden sind mit der Vorgeschichte des Falles vertraut. Wenn Sie hier bitte nur zusammenfassen würden, zu welchen Ergebnissen Sie gekommen sind.«
»Ja ... sehr gern.« Dubay sonnte sich in der allgemeinen Aufmerksamkeit. »Zur gleichen Zeit, da die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion den Bluff mit den Raketen ausheckten, setzten sie einen zweiten, bis ins kleinste durchdachten Teil dieses Plans in die Wirklichkeit um mit dem Ziel, den französischen Geheimdienst in Verruf zu bringen.«
Weder André noch Roux reagierten auf diese Ungeheuerlichkeit. Steinberger spielte gedankenverloren mit einer Nagelfeile.
»Es hat sich herausgestellt, daß Boris Kuznetow – oder wie immer der Mann heißen mag – ein hervorragender Beamter der KGB und wahrscheinlich der erstaunlichste Gedächtniskünstler ist, dem wir je begegnen werden. Kuznetow wurde vom KGB dazu ausersehen, unter Mithilfe der Amerikaner in die Vereinigten Staaten überzulaufen.«

Dubay blätterte eine Seite um, spitzte die Lippen und musterte die Gesichter rings um den Tisch – nur dem Blick André Devereaux' wich er aus. Dann beugte er sich vor, suchte in seinen Notizen und richtete sich wieder auf.

»Kuznetow wurde von den Sowjets hinsichtlich seiner Vergangenheit und Tätigkeit als Sicherheitsbeamter aufs beste vorbereitet und dann nach Skandinavien, genauer gesagt nach Kopenhagen geschickt. Dort hatte er offensichtlich unzählige Geheimzusammenkünfte mit den amerikanischen ININ-Leuten, die ihn weiter für seine Aufgabe drillten. Wir sind davon überzeugt, daß dieselben Leute, die behaupteten, ihn später verhört zu haben, ursprünglich seine Lehrmeister waren, und zwar die Herren Dr. Billings, W. Smith, Jaffe und Kramer. Als sich die beiden Seiten später in Washington wiedertrafen, konnte das sorgfältig geprobte Frage- und Antwortspiel wie vorgesehen ablaufen.

Unter anderem wurde Kuznetow in gewisse NATO-Vorgänge eingeweiht und mit entsprechenden Unterlagen versehen, die er auswendig lernen mußte. Man unterrichtete ihn über Arbeitsweise, Gliederung und Führungskräfte des französischen Geheimdienstes. Nachdem dieses intensive Training über einen Zeitraum von schätzungsweise sechs bis acht Monaten durchgeführt worden war, inszenierten die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion den Frontwechsel des Überläufers.

Es ist doch absolut unglaubwürdig, nicht wahr, daß man einen KGB-Beamten mit Frau und Tochter von einem westlichen Land aus überlaufen läßt, wenn nicht beide Seiten dabei ihre Hand im Spiel haben.

In Amerika nun beweist Kuznetow, daß er ein ebenso fähiger Schauspieler wie Gedächtniskünstler ist. Er spielt seine Rolle nach einem vorher vereinbarten Zeitplan. Erst redet er gar nicht, dann redet er ein bißchen, und dann folgen die großen Szenen der Angstzustände. Mit Frau und Tochter kommt es unterdessen zu schrecklichen Zwistigkeiten.

Zu irgendeinem Zeitpunkt bittet er dann um eine Unterredung mit einem Diplomaten. Aber mit einem ganz bestimmten Diplomaten, dem französischen Diplomaten Devereaux. Der schluckt den Köder. Wochen vergehen, in denen Devereaux

eingefangen wird, bis er schließlich von Kuznetows Echtheit überzeugt ist. Es gelingt Kuznetow außerdem, Devereaux dazu zu bewegen, die ganze Geschichte nicht nach Paris weiterzumelden – natürlich nur so lange nicht, bis sie die Falle zuschnappen lassen können.

Nichts wird dem Zufall überlassen, sogar ein Herzanfall ist eingeplant. Mit Wissen und Zustimmung Kuznetows verabreicht man dem Russen Medikamente, die ihn scheinbar an den Rand des Todes bringen. Frau und Tochter, die man von diesem Schritt nicht unterrichtet hat, machen sich aufrichtige Sorgen – was natürlich den Anschein der Echtheit nur verstärkt und Devereaux immer tiefer in die Sache hineinzieht.

Als Devereaux aus Kuba zurückkehrt, erfüllt er den ersten Teil des Plans, indem er Nachrichten über den Schwindel der Raketenkrise mitbringt, mit deren Hilfe die Amerikaner Frankreich ihrem politischen Einfluß unterwerfen wollen. Anschließend folgt Abschnitt zwei des Komplotts: das sogenannte Geständnis Boris Kuznetows.

Topas, Nachrichtenfälschung, eine nichtexistierende Anti-NATO-Gruppe des KGB, das alles sind Märchen, die Russen und Amerikaner sich ausgedacht haben. Ist es nicht eigenartig, ja wirklich eigenartig, daß der Chef der Anti-NATO-Gruppe nicht einen einzigen Agenten in diesem sogenannten Spionagering Topas mit Namen nennen kann? Und den Zuckerguß zum Kuchen liefert der Präsident der Vereinigten Staaten, indem er sich persönlich an der Durchführung des Plans beteiligt und die Ehre des französischen Geheimdienstes in Frage stellt.

Gibt es eine bequemere Methode für die Amerikaner, ihren Einfluß in Europa zu vergrößern, als durch einen Skandal, der die gegenwärtige Organisation des SDECE zerstört ... worauf sie ihn dann möglicherweise mit neuen Leuten durchsetzen ... die Devereaux' amerikafreundliche Gefühle teilen – wer weiß? Und was könnten sie zu diesem Zweck Klügeres tun, als einen hohen französischen Sicherheitsbeamten auszuwählen – eben André Devereaux –, der die Nachricht dem französischen Staatspräsidenten überbringt und sich für ihre Echtheit verbürgt?

Ich stelle abschließend fest, daß der Bericht, den wir Präsident

La Croix vorlegen, dahingehend lautet, daß es keinen Spionagering Topas gibt und daß Boris Kuznetow nichts weiter als ein glänzend gemachter Schwindel ist.«
Dubay schlug sein Heft zu, wischte sich über die feuchte Stirn und setzte sich.
Die grauen Augen Oberst Gabriel Brunes blickten unverwandt auf André Devereaux. »Haben Sie dazu etwas zu sagen, Monsieur Devereaux?«
»Ja, ich muß ein sehr törichter Mensch sein.«
»Ist das alles?«
»Ich ziehe es vor«, erwiderte André ungerührt, »Trümpfe, die ich etwa noch in der Hand haben könnte, nicht an diesem Tisch auszuspielen.«
Brune klopfte mit dem Zeigefinger auf den Tisch wie ein Specht. »Drohungen schätze ich nicht. Sagen Sie bitte, was Sie zu sagen haben, oder der Bericht wird so eingereicht, wie er ist.«
»Einen Augenblick bitte«, sagte Léon Roux auf der anderen Seite des Tisches. Seine kleinen Augen zwinkerten ungewöhnlich heftig. »Die Abteilung Fahndungsdienst der Sûreté beabsichtigt, über die Topas-Untersuchungen einen eigenen Bericht vorzulegen. Inspektor Steinberger ist der festen Überzeugung, daß es den Spionagering Topas doch gibt, daß man mit Falschmeldungen gegen Frankreich gearbeitet hat und daß jemand, der dem Präsidenten sehr nahe steht, in der Tat ein kommunistischer Agent ist.«
»Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme«, erwiderte Oberst Brune mit zunehmender Lautstärke, »daß die Sûreté damit ihrem Schwesterdienst eins auswischen will. Die Meinungen im Untersuchungsausschuß stehen eins zu fünf. Präsident La Croix dürfte in Ihrem Schritt nichts als einen kleinlichen Kollegenstreit erblicken.«
Roux ließ sich von Brunes Zorn nicht ins Bockshorn jagen.
»Vielleicht wären Sie so gütig, Herr Oberst, mir etwas zu erklären?«
»Wovon reden Sie?«
»Gestern wurde der NATO-Wirtschaftsreferent Henri Jarré verhaftet, als er im Begriff war, einem Mitglied der sowjeti-

schen Botschaft geheime NATO-Unterlagen auszuhändigen. Auf dem Weg zum Gefängnis zeigte sich Jarré ungemein gesprächig.«

Hier unterbrach Roux seine Meldung, die wie eine Bombe einschlug, um sich an der Sprachlosigkeit der Anwesenden zu weiden. Er warf dem Porträt La Croix' am anderen Ende des Raumes einen verschlagenen Blick zu. »Inspektor Steinberger«, fuhr er dann überlegen fort, »Sie waren doch dabei, als man Jarré verhaftete, nicht wahr?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn in das Santé-Gefängnis begleitet?«

»Ja.«

»Hat Jarré . . . irgend etwas über sich selbst gesagt?«

»Ja.«

»Wie bezeichnete er sich selbst?«

»Er bezeichnete sich als Topas Nummer zwei.«

14

»Bitte kommen Sie sofort herüber!«

Léon Roux' Stimme ließ keinen Zweifel daran, daß dieser Anruf mitten in der Nacht äußerst dringend war. Noch ganz schlaftrunken, zog André seine Hose, ein Sporthemd, einen Mantel an.

Dann raste er durch das schlafende Paris nach Montparnasse. Er ahnte, daß sich Schlimmes ereignet hatte. Am Haupteingang des Santé-Gefängnisses erwartete ihn Inspektor Marcel Steinberger, der ebenso dürftig gekleidet war wie er selbst. Sie eilten über den Hof am Zellentrakt vorbei, bis sie zu einem vergitterten Tor kamen. Steinberger rüttelte einen schläfrigen Gefängnisaufseher wach.

Sie gingen durch einen langen düsteren Gang, der von ihren Schritten widerhallte. Léon Roux wartete schon und führte

sie in einen kleinen übelriechenden Raum mit betonierten Wänden, eine Art Leichenhalle.
Roux schlug ein Laken zurück und enthüllte das wachsbleiche, haßerfüllte Gesicht Henri Jarrés.
»Wann? Wo?«
»Er wurde vor einer Stunde gefunden«, sagte Steinberger und deutete auf die roten Strangulierungsmale am Hals des Toten. »Erhängt in seiner Zelle.«
»Selbstmord?«
»Das wissen wir noch nicht, aber jedenfalls kann er jetzt nichts mehr ausplaudern.«
»Hat er noch ein Geständnis gemacht?«
»Nur mündlich. Schriftlich liegt nichts vor.«
Roux deckte den Toten wieder zu. »Es tut mir leid, Devereaux«, sagte er, »sehr leid. Ich muß noch hierbleiben und die Presse abwimmeln. Steinberger, wollen Sie Devereaux hinausbegleiten?«
Ihr Atem dampfte in der kühlen Nachtluft, als sie über den Hof zurück auf die Straße gingen. André lehnte sich gegen seinen Wagen und seufzte müde.
»Verlieren Sie nicht den Mut«, sagte der Inspektor.
»Unsere Gegner haben uns einen vernichtenden Schlag versetzt, Steinberger. Sie haben Roux ja selbst gesehen, er hält die Sache für ziemlich aussichtslos.«
»Der Chef ist ein nüchterner Polizeibeamter. Ich bin kein nüchterner Polizeibeamter und wünsche genauso sehnlich wie Sie, daß Columbine zur Strecke gebracht wird. Roux kann Ihnen ein Lied davon singen, wie hartnäckig ich bin. Ich habe Zugang zu allen Akten und Berichten unserer Abteilung. Halten Sie sich jetzt erst mal ganz im Hintergrund und sagen Sie mir, was ich tun soll. Ich mach das schon. Morgen überlegen wir, wie wir unauffällig miteinander in Verbindung treten können.«
»Warum tun Sie das eigentlich?«
»Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet.«
»Mir? Aber ich habe Sie doch kaum erst kennengelernt!«
»Wir sind uns vor langer Zeit schon einmal begegnet. Eine Schwester von mir lebt in Israel. Sie und ich sind die einzigen Überlebenden unserer Familie. Es gelang mir, meine Schwester

aus Frankreich herauszubringen, bevor die Gestapo mich aufgriff. Und damals, vor zwanzig Jahren – wir waren noch Kinder –, haben Sie uns heimlich über den Cher gebracht.«

15

André wurde in Charles Rocheforts Büro gerufen, wo sich ein seltsamer Personenkreis eingefunden hatte: zunächst der nie fehlende Oberst Gabriel Brune, dann Robert Proust und der finstere Ferdinand Fauchet und schließlich Jacques Granville.
Jacques ergriff das Wort. »Der Präsident hat mich gebeten, heute hierherzukommen und Ihnen seinen Entschluß in der Topas-Angelegenheit mitzuteilen. Er ist über alles genau in Kenntnis gesetzt worden, und der SDECE-Bericht hat seine Zustimmung gefunden. Der Präsident sieht keine Veranlassung, den französischen Geheimdienst einer Prüfung zu unterziehen, und spricht der gegenwärtigen Leitung sein volles Vertrauen aus.«
»Dann, meine Herren«, erwiderte André, »bekommen Sie natürlich noch heute mein Rücktrittsgesuch.«
»Ich habe mich ausführlich mit dem Präsidenten unterhalten«, sagte Jacques, »und ich konnte ihn davon überzeugen, daß du das Opfer einer meisterhaften Verschwörung geworden bist und nicht zur Verantwortung gezogen werden solltest. Dazu hast du in der Vergangenheit zu gute Arbeit geleistet und eine zu gute Organisation aufgebaut, und natürlich hast du die allerbesten Verbindungen. Der Präsident ist damit einverstanden, daß du auf deinen Posten nach Washington zurückkehrst.«
André kannte den Preis dafür, der nun unfehlbar genannt werden würde. Der siegreiche Oberst Brune lächelte. »Wenn man es recht bedenkt, haben Sie bei der Geschichte noch sehr viel Glück gehabt.«
»Bleibt alles genau beim alten?« fragte André.

»Ja, bis auf eine Kleinigkeit«, erwiderte Brune. »Eine geringfügige Erweiterung Ihres Arbeitsgebiets. Sie bekommen natürlich mehr Personal und größere Mittel.«
»Es handelt sich dabei«, erläuterte Robert Proust, »um eine kleine, meiner Abteilung angeschlossene Geheimgruppe, die Monsieur Fauchet verwaltet. Sie wird den Decknamen Sektion P bekommen.«
»Es tut mir unendlich leid, Sie enttäuschen zu müssen, meine Herren, aber die Amerikaner sind über die Absichten der Sektion P bereits unterrichtet. Das Unternehmen wurde von dem nicht vorhandenen Boris Kuznetow verraten.«
»Wir sind der Meinung«, warf Brune ein, »daß die Amerikaner durch andere Quellen Wind von der Sektion P bekommen haben und dann dem Russen, um seine Echtheit zu beweisen, aufgetragen haben, die Nachricht an Sie weiterzugeben.«
»Vergiß nicht«, sagte Granville, »daß du das Vertrauen der Amerikaner besitzt. Wenn wir an deiner Stelle einen neuen Mann nach Washington schicken müßten, wäre er von vornherein verdächtig, und jegliche Aussicht auf eine fruchtbare Zusammenarbeit der Nachrichtendienste wäre dahin. Jedoch ... wenn *du* nach Washington zurückkehrst, wo die Amerikaner wissen, daß du über die Sektion P im Bilde bist, wird es dir gelingen, sie davon zu überzeugen, daß wir den Plan in der Zwischenzeit fallengelassen haben.«
Langsam und nachdenklich erhob sich André von seinem Stuhl. »Und was wird nun eigentlich von mir erwartet?«
»Mit Hilfe des französisch-amerikanischen Wissenschaftleraustausches sollte es uns möglich sein, einen vollständigen Überblick über Amerikas militärische Anlagen zu gewinnen – Raketenstellungen, Lage der Rüstungsfabriken, Atomwaffendepots, Aufbau der Küstenverteidigung, und so weiter.«
»Und fürchten Sie nicht, daß diese Informationen ihren Weg nach Moskau finden?«
»Natürlich fürchten wir das nicht«, sagte Rochefort unwillig. »Der Plan, uns zu verdächtigen, ist mißglückt. Der SDECE ist im Besitz eines einwandfreien Gesundheitszeugnisses.«
»Aber es ist unmoralisch, ein verbündetes Land in dieser Weise auszuspionieren«, sagte André.

»Wir leben hier nicht in einem Kloster«, sagte Brune, »und die Arbeit eines Nachrichtendienstes ist kein Mysterienspiel.«
»Letzten Endes, André«, sagte sein Freund Jacques – er sprach in der alten vertrauten Tonart – »bist du Franzose und mußt im Interesse deines Landes handeln, auch wenn du persönlich anderer Meinung bist.«
André sah von einem zum anderen. Sein alter Freund Robert hielt die Augen gesenkt, Jacques Granville war ganz der höfliche Politiker; dann der im Luxus geborene Rochefort – war er eigentlich ganz so unschuldig, wie er sich gab? Und Oberst Gabriel Brune, der den Nachrichtendienst so heruntergebracht hatte; schließlich noch der Revolvermann Ferdinand Fauchet. Wie weit mochte Fauchets persönliches kleines Reich sich wohl erstrecken?
Und plötzlich wurde André alles ganz klar. Das Topas-Rätsel war gelöst. Columbine, der Meisterspion, saß vor ihm. André wußte die Antwort, und in diesem Augenblick faßte er einen Entschluß.

16

Die wunderschöne, mit zahlreichen Galerien versehene Bibliothek des Peabody-Instituts in Baltimore bot einen vollkommenen Rahmen für kleine Konzerte.
An diesem Abend hatten sich hier Studenten, Eltern und Lehrer eingefunden, um einem Eröffnungskonzert beizuwohnen, das die diesjährigen Stipendiaten gaben.
Etwa in der Mitte des Programms ging der Vertrauensmann der Studenten, Dekan Dr. Schoeberlein, auf die Bühne. »Ich möchte Ihnen eine Änderung ankündigen«, sagte er. »Leider ist Mr. Richard Holtz, der als nächster spielen sollte, an einer Grippe erkrankt. An seiner Stelle darf ich Ihnen eine neue,

äußerst vielversprechende Studentin vorstellen, Miss Anita Dahlander.«
Eine schlanke, selbstsichere und ungemein hübsche junge Dame, ehedem unter dem Namen Tamara Kuznetow bekannt, ging zur Mitte der Bühne, stützte eine Hand auf das Klavier und sagte mit fester Stimme, fast ohne Akzent:
»Als erstes möchte ich eine eigene kleine Komposition spielen, der ich den Titel ›Ein amerikanischer Traum‹ gegeben habe.«
Als es in der Bibliothek still wurde und Tamaras Spiel aufklang, ergriff Boris Kuznetow die Hand seiner Frau ... »Wir haben es richtig gemacht«, sagte er. »Ich bin so froh, daß ich vom Krankenhaus herüberkommen durfte heute abend ... wir haben es richtig gemacht.«
Nach dem Konzert, beim Tee, empfingen Anita Dahlander und ihre Eltern von allen Seiten Glückwünsche.
»Sie können mächtig stolz auf das Mädchen sein«, sagte Dr. Schoeberlein.
»Das sind wir auch«, erwiderte Boris.
»Woher stammen Sie eigentlich?«
»Aus Kalifornien. Ich erhole mich hier von einer Krankheit, aber wir fahren bald wieder heim.«
»Herrliches Land, Ihre Heimat. Ich wette, Sie sehnen sich schon zurück, was?«
»Ja, es ist immer herrlich, wieder heimzufahren.«
»Ach, übrigens«, meinte Dr. Schoeberlein, »haben Sie schon die neuesten Nachrichten gehört?«
»Nein, was ist denn?«
»Marinesoldaten der Vereinigten Staaten haben ein russisches Schiff angehalten und sind an Bord gegangen.«

17

André wanderte ruhelos und ohne Ziel durch das nächtliche Paris – eine gebeugte, fast tragische Gestalt.
Um drei Uhr morgens stand er schließlich vor Michael Nordstroms Wohnung in der Rue de la Fontaine. Mike ließ ihn ein, schloß die Tür hinter ihm ab und räkelte sich wach. André blickte durch ein Fenster auf die Straße, wo zwei Männer in der Kälte herumstanden, außerhalb des Lichtkegels der Straßenlaterne. »Meine Ehrenwache«, bemerkte er bitter, »sie folgen mir ständig im Abstand von hundert Schritten. Haben Sie etwas zu trinken?«
Nordstrom ging in die Küche und bearbeitete den Eiswürfelbehälter, während André die Hausbar plünderte. Dann schwenkte André die klirrenden Eiswürfel im Glas und starrte vor sich hin. »La Croix wird den Topas-Brief als unbegründet zurückweisen.«
»Das ist doch wohl nicht möglich!«
»Im Elysée-Palast ist heutzutage alles möglich.« André nahm einen kräftigen Schluck. »Es ist die gleiche Haltung, die sie auch gegenüber den Kuba-Raketen einnehmen.«
»Ich kann nicht verstehen, daß ein so kluger Mann wie La Croix so etwas glaubt.«
»Pierre La Croix glaubt das, was er glauben möchte. Er nimmt jede Haltung ein, die nötig ist, um seine persönliche Macht aufrechtzuerhalten.«
»Und innerhalb Ihres Geheimdienstes wird keine Untersuchung angesetzt?«
»Nein. Der SDECE ist von allem Verdacht reingewaschen. La Croix ist nicht bereit, einen offenen Skandal zu wagen, der seinen Geheimdienst in Verruf bringen könnte. Und schon gar nicht wird er zulassen, daß jemand in seiner engsten Umgebung sich als Sowjetagent entpuppt. Er würde wie ein Narr dastehen und das Land weniger fest im Griff haben.«
In plötzlicher Wut schlug Michael Nordstrom mit der Faust auf den Tisch. »Was zum Teufel ist denn eigentlich los mit

Frankreich! Das Schlimmste ist, daß ihr Franzosen diese Sumpfblüten in eure Behörden hereinlaßt!«
André warf Nordstrom einen verächtlichen Blick zu. »Sie schreien«, sagte er.
»Ich habe diesen ganzen französischen Verrat satt!«
»So?«
»Jawohl, André. Ich habe es satt, daß meine Landsleute auf der Straße von euch beschimpft werden. Ich habe es satt, daß ihr versucht, uns finanziell zu ruinieren, und ich habe eure Undankbarkeit satt, euren Undank für die fünfzehn Milliarden Dollar, die wir in die Gosse geschüttet haben, um dieses Land wieder hochzubringen. Ich will Ihnen sagen, was ich noch satt habe. Daß fünfundachtzigtausend Amerikaner in französischen Gräbern liegen ... und wofür gekämpft haben? ... Daß ihr auf uns scheißt?«
»In Verdun liegen eine halbe Million Franzosen begraben«, sagte André, »und in dieser Schlacht haben wir wahrscheinlich mehr verloren als Amerika in all seinen Kriegen zusammen. Wenn schon von Schuld die Rede ist, dann verdankt ihr uns mehr, als ihr je wiedergutmachen könnt, denn Frankreich hat die Schläge eingesteckt und ist zerstört worden, und weil wir untergingen, seid ihr aufgestiegen. Nun, vielleicht kommt im nächsten Krieg alles Unglück und alle Vernichtung über eure heilige Scholle.«
»Ich bete zu Gott, daß wir dann nicht Frankreich um Hilfe bitten müssen.«
»Wie habt ihr uns denn geholfen? Frankreich, euer ältester Verbündeter, lag blutend darnieder, und was habt ihr getan? Ihr habt die Verräter von Vichy anerkannt. Wir haben euch um Waffen angefleht, und ihr habt uns die kalte Schulter gezeigt, habt einen Plan ersonnen, um uns bis zur Bedeutungslosigkeit zu schwächen, und wolltet unser Land besetzen wie das eines besiegten Feindes. Und nach dem Krieg, da habt ihr euch heimlich ins Fäustchen gelacht, als wir Franzosen in Vietnam und Algerien starben. Heute versucht ihr, über Tod und Leben Frankreichs zu bestimmen ... Gewiß, Pierre La Croix mag die Schuld treffen, mit den Kommunisten gemeinsame Sache zu machen, aber eines laßt euch gesagt sein: Wenn Amerika das

Freie Frankreich unterstützt hätte, dann hätten wir uns nie mit den Kommunisten eingelassen. Ihr seid scheinheilige Heuchler!«
André gab ein ersticktes Stöhnen von sich, sein Glas fiel zu Boden. Er griff sich an den kraftlos gewordenen linken Arm, sank auf die Knie und suchte verzweifelt nach seinen Pillen.
Mike legte ihn sofort flach auf den Boden, gab ihm eine der Pillen zu schlucken, band ihm die Krawatte auf und telefonierte dann nach einem Arzt. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht, als er seinen Freund so daliegen sah.
Nach wenigen Augenblicken ging der Anfall vorüber, und André schlug die Augen auf. »Es tut mir leid, Mike, daß es so weit mit uns kommen mußte.«

18

Mike Nordstrom starrte geistesabwesend auf den Stoß Akten auf seinem Schreibtisch. Er war nicht in der Stimmung, sich damit zu befassen, und trat ans Fenster, um den herrlichen Blick auf die Avenue Foch zu genießen. Von seinem Pariser Büro aus konnte er sogar ein Stück von der Place de l'Etoile und dem Arc de Triomphe sehen. Als seine Sekretärin eintrat, wandte er sich um.
»Mr. McKittrick ist eben angekommen.«
»Schicken Sie ihn bitte gleich herein.«
Michael setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und sortierte verschiedene Dokumente aus, die McKittrick in die Vereinigten Staaten mit zurücknehmen sollte.
Der Assistent des Präsidenten trat ein, und sie gingen die verschiedenen Papiere noch einmal gemeinsam durch; dann schloß McKittrick sie in seine Aktenmappe ein.
»Wie lange bleiben Sie noch in Paris, Mike?«
»Sicher noch ein paar Wochen. Nächsten Mittwoch treffe ich

die Skandinavier. Rufen Sie doch bitte Liz an, wenn Sie wieder in Washington sind, und sagen Sie ihr, ich hätte den Stoff, den sie gern möchte, nicht bekommen können; sie soll mir ein anderes Muster schicken, dann werde ich sehen, was sich machen läßt. Mein Sohn Jim hat demnächst Geburtstag. Bitte richten Sie doch meiner Sekretärin aus, daß sie ihm einen Krickethandschuh für Linkshänder, Modell Ted Williams, besorgt.«

»Mach' ich.« McKittrick sah auf seine Uhr. »Mein Wagen dürfte in fünf Minuten hier sein.«

Eine Weile schwiegen sie. »Nun kommen Sie schon heraus mit der Sprache«, sagte Nordstrom schließlich.

»Ich habe die offizielle Nachricht von La Croix, daß sie die ganze Topas-Geschichte einfach ignorieren. Was nun, Mike?«

»Ich weiß es auch nicht, zum Teufel. Aber die NATO wird sehr bald in große Gefahr kommen. Marsh, es kann nur ein führendes Land in der freien Welt geben, habe ich nicht recht? Und Amerika hat seine Sache nicht schlecht gemacht, oder?«

»Wir haben unsere Sache weitaus besser gemacht als die Franzosen zu ihrer Zeit, und aus sehr viel anständigeren Gründen.«

»Der Herr dieses Planeten wird selten von denen geschätzt, an deren Stelle er getreten ist«, sagte Mike.

McKittrick kam zögernd auf etwas anderes zu sprechen. »Mike, da ist noch ein heikler Punkt. Ich weiß, wie gern Sie Devereaux haben. Wir alle mögen ihn. Er ist allerbeste Klasse, aber er steht vor großen Schwierigkeiten.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Wenn Devereaux zu Ihnen kommt und Sie um Hilfe bittet, haben Sie strikten Befehl, ihm nicht zu helfen. Er ist abgeschrieben, und wir dürfen es mit Frankreich nicht ganz verderben.«

»Wissen Sie, Marsh, ich erinnere mich noch, wie ich Boris Kuznetow zum erstenmal sah: ein ängstlicher kleiner Mann in einem Hotelzimmer in Kopenhagen. Er sagte etwas, was ich nie vergessen werde. Er sagte, es sei gleichgültig, ob man Russe oder Amerikaner sei. Unser Beruf sei grausam, aber man könne nicht alles Menschliche von uns wegnehmen. Menschen blieben schließlich immer noch fühlende Wesen. Eines Tages brauche

uns vielleicht ein Freund, oder wir selbst brauchten einen Freund.«
»Mike, ich gebe die Weisung lediglich an Sie weiter.«
»Ich habe diese blödsinnige Weisung vernommen«, fauchte Nordstrom.
Die Sekretärin kam herein und meldete: »Ihr Wagen wartet, Mr. McKittrick.«
»Auf Wiedersehen, Marsh, und guten Heimflug.«
Als McKittrick ging, wußte er: Wenn Devereaux Hilfe suchte, würde Mike Nordstrom höchstwahrscheinlich seine Pflicht vergessen.

19

Schlag zehn Uhr abends verließ André das *Café des Deux Magots*; so war es vorher telefonisch verabredet worden.
Er fuhr über den Pont d'Austerlitz auf das andere Seineufer und sah unterwegs immer wieder in den Rückspiegel. Seine Bewacher folgten ihm in die Rue de Rivoli, deshalb umkreiste André einmal die Place de la Concorde und fuhr dann auf die Place Vendôme zu, wo er seine Verfolger schließlich abschüttelte.
Dann schlug er die Richtung zum Bois de Boulogne ein. Als er am Pavillon d'Armemonville angelangt war, fuhr er dreimal langsam an ihm vorbei. Beim drittenmal blendete ein Wagen seitlich im Gebüsch kurz die Scheinwerfer auf. André bog von der Straße ab und parkte neben dem Auto, das ihm ein Zeichen gegeben hatte.
Robert Proust wartete nervös und trotz der Kälte schwitzend. Eine Weile musterten sie schweigend ihre Umgebung, um sicher zu sein, daß alles klar war.
»Wir haben einen langen Weg zurücklegen müssen, um uns einmal heimlich treffen zu können, was Robert?«

»Es ist in diesen Tagen gar nicht so leicht, dein Freund zu sein«, erwiderte Robert. »Aber du siehst ja, ich bin gekommen. André, du weißt, wie streng du überwacht wirst – jeder Schritt, jeder Anruf. Selbst wenn du auf deinen Posten nach Washington zurückkehrst, bekommt einer deiner neuen Leute den Auftrag, dich zu überwachen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß du deinen törichten Starrsinn aufgeben sollst. Man weiß im Amt, daß ich persönlich nie einen Befehl gegen dich ausführen würde, aber in deinem Fall hat Fauchet seine Weisungen direkt von Oberst Brune erhalten, und ich habe auf ihre Ausführung keinerlei Einfluß.«

»Ja, ja, der gute alte Ferdinand. Der würde nichts lieber tun als eigenhändig die Pistole abdrücken – oder arbeitet er jetzt mit Drahtschlingen?«

»Du hast einen großen Vorteil ... und das sind deine Dienstjahre und deine vielen Freunde. Noch lassen sie dich ungeschoren, weil man das Arbeitsklima im SDECE nicht gefährden will. Aber wenn die Zeit reif ist, wird Fauchet ganze Arbeit leisten – und er versteht sein Handwerk.«

André lachte und schlug die Warnung in den Wind. »Hast du immer noch ein privates Postfach im Postamt in der Rue des Capucines?«

»Ja.«

»Gut. Ich habe gefunden, was ich suchte. In ein oder zwei Tagen bekommst du einen Brief. Er enthält mein Rücktrittsgesuch und wird einen interessanten Namen enthüllen. Du mußt auf irgendeine einfallsreiche Art und Weise dafür sorgen, daß La Croix diesen Brief in die Hand bekommt. Ein gesonderter Umschlag enthält eine Kopie für dich!«

»André, um Himmels willen, laß die Finger davon!«

»Es geschieht nicht um des Himmels willen, sondern um Frankreichs willen. Sorgst du dafür, daß der Präsident meinen Brief erhält?«

»Ja, ich verspreche es dir.«

»Nun zu Michèle. Hast du sie in Montrichard gesprochen?«

»Ja. Sie ist unterwegs zur spanischen Grenze. Höchstwahrscheinlich hat sie sie sogar schon überschritten. Sie wartet in der

vereinbarten Stadt. Von dort habt ihr eine Chance fünfzig zu fünfzig, nach Mexiko oder Südamerika durchzukommen. Du kennst diese Länder ja besser als irgend jemand sonst.«
»Gut. Wenigstens mußte Michèle nicht über die Berge marschieren wie wir einst, was Robert?«
»Du meinst, als ihr mich habt tragen müssen. Für einen elenden Wicht wie mich ist es schwer zu begreifen, aber ich habe immer gewußt, daß du zu denen gehörst, die nie aufgeben.«
»Mach dich nicht so schlecht, Robert. Du bist mir immer ein treuer Freund gewesen.«
»André . . .«
»Ja?«
»Nicole ist auch nach Spanien gefahren. Als ich mit ihr sprach, sagte sie: ›Ich bitte André, sich nicht von mir abzuwenden.‹«
»Nicole? Nun ja, schließlich hat in Spanien alles begonnen. Aber können denn zwei Menschen, die einander so verwundet haben, wirklich noch einmal von vorn anfangen?«
»Irgendwie müßte es gehen.«
»Weiß sie von Juanitas Tod?«
»Ja. Sie meinte, du brauchtest sie nun mehr denn je.«
»Robert, ich will mich nicht selbst belügen und an irgendwelche Wunder glauben. Vielleicht ist Nicole überzeugt, daß sie im stillen Kämmerlein die Antworten gefunden hat. Aber wieder zum Leben zurückkehren und diese Antworten in die Wirklichkeit umsetzen ist etwas anderes. Wenn die Belastungen kommen, werden wir alle wieder zu dem, was wir sind. Die Menschen ändern sich selten, außer daß es bergab mit ihnen geht.«
»Dann willst du dich also von ihr abwenden?«
»Nicole und ich haben immer noch die Kraft, einander zu erreichen, einander zu verletzen und aufzuregen. Vielleicht muß uns das, was wir aneinander haben, genügen. Ich weiß das erst, wenn ich ihr wieder gegenüberstehe . . . falls ich das noch erlebe.«
André schüttelte Robert die Hand und klopfte ihm mit einem »Mach's gut, alter Junge« auf die Schulter. Dann stieg er in seinen Wagen, wendete und fuhr davon. Robert Proust sah ihm nach und wußte, daß er ihn nie wiedersehen würde.

20

Jacques Granvilles Landschloß in der Normandie hatte sechsunddreißig Räume, die mit erlesenem Geschmack eingerichtet waren; zu dem Gut gehörte ein privates Jagdrevier. Jacques gab Paulette einen Wink mit den Augenbrauen, ihn mit André allein zu lassen. Sie erhob sich und verließ den Arbeitsraum.
Jacques trat an eine fahrbare Hausbar neben seinem Schreibtisch und entnahm ihr eine Flasche Bourbon. »Wie wär's damit?« fragte er den Freund.
»Du kennst meine Schwächen noch«, erwiderte André.
Sie tranken sich mit erhobenen Gläsern zu. »Wann kehrst du nach Washington zurück?« fragte Jacques.
»Ich nehme an, daß ich schon bald reise.«
»Ich freue mich, daß wir noch ein gemeinsames Wochenende verleben. Du weißt, daß ich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt habe, um den Posten in der neuseeländischen Botschaft für dich zu bekommen, aber ich wurde einfach überstimmt. Alle waren der Meinung, du seist zu wertvoll für Washington. Herrgott noch mal, André, ich kann das immer noch hinbiegen, wenn du dir die Sache überlegst und mit mir am gleichen Strang ziehst.«
»Du kennst meine Antwort. Ich gehe nicht nach Neuseeland.«
»Ich versuche ja nur, dir zu helfen«, sagte Jacques. »Ich weiß doch, was für eine Zerreißprobe die vergangenen Wochen für dich gewesen sind und wie tief du verletzt bist, aber du mußt die Sache von einem höheren Standpunkt aus betrachten, du mußt das große Ganze sehen. Pierre La Croix hat recht. Zumindest was Frankreich betrifft. Wir sind kein Volk, das sich von Außenstehenden beherrschen oder auch nur führen läßt. Nicht daß ich an den Amerikanern Blutrache üben möchte, ich kann diese erbitterte antiamerikanische Einstellung keinesfalls teilen. Aber wir haben auch das Recht, unsere eigenen Fehler zu machen. Was diese neue Abteilung für wissenschaftliche Spionage betrifft – versuch eben, ein paar gute Informationen zu liefern.«

»Ich werde mein Bestes tun, wie stets.«
»Und nimm's nicht so schwer, mach dir das Leben angenehmer. Du bekommst einen ausgedehnten Stab. Verteil die Arbeitslast mehr auf die anderen. Da Kuba jetzt für dich ausfällt, hast du doch mehr Zeit für dein Privatleben.«
»Ich glaube, ich bin recht erschöpft, ja.«
»Komisches Volk seid ihr Geheimdienstleute. Ich habe mich oft gefragt, warum Robert und du nach dem Krieg dabeigeblieben seid.«
»Für Robert war es eine Existenzgrundlage. Die meisten Leute in den meisten Geheimdiensten sind einfache, redliche Staatsbeamte.«
»Aber du, André, bist mir ein Rätsel. Die ganze Welt hätte dir offengestanden.«
»Ich habe in der Welt gelebt, die ich mir wünschte. Ich habe mit Männern und Frauen zusammen gearbeitet, die großartiger, mutiger und idealistischer waren als irgendein anderer Mensch auf Erden. Nur wer von einer tiefen und geheimnisvollen Liebe zu seinem Vaterland erfüllt ist, kann so im verborgenen dienen.«
»Das ist richtig«, sagte Jacques, »aber was ist mit den anderen, den Gaunern, den Mördern und Doppelagenten?«
»Ich habe auch mit dem Abschaum der Menschheit zu tun gehabt. Verräter haben mich immer fasziniert. Es ist mir immer unerklärlich gewesen, daß ein Mensch fähig ist, gegen sein Land zu arbeiten.«
André stellte sein Glas hin, verschränkte die Hände im Rücken und blickte an den Brokatvorhängen vorbei auf ein Birkenwäldchen, das in winterlicher Kahlheit dastand. »Manche, wie Boris Kuznetow, laufen über aus Furcht oder entsetzlicher Desillusionierung. Jemand wie Henri Jarré ist so von Haß durchdrungen, daß es in seinen Augen kein Verbrechen ist, gegen die NATO zu spionieren, weil er ehrlich glaubt, im Interesse seines Landes zu handeln, beziehungsweise für das, was er als Frankreichs Interesse ansieht. Es gibt die überzeugten Kommunisten unter uns, die deshalb Spionage treiben, weil sie an den Kommunismus glauben, so wie unsere Spione für die Demokratie arbeiten. Wieder andere sind der Ansicht, Rußland

werde am Ende den Sieg über die westliche Welt davontragen, und sie wollen auf der richtigen Seite stehen. Dann gibt es die kleinen Fische, die im falschen Bett oder mit der Hand in der Ladenkasse erwischt werden und der Erpressung ausgesetzt sind.«

»Wie auch immer, André ... der Hauptgrund, warum ich dich sprechen wollte, ist, dich dringend zu bitten, die Topas-Geschichte ruhenzulassen. Offen gestanden weiß ich im gegenwärtigen Stadium der Dinge wirklich nicht, ob es Topas gibt oder nicht, ich weiß aber, daß du nur gewinnen kannst, wenn du die Sache erst mal auf sich beruhen läßt. Dein Schlag ging ins Leere. Überlaß es mir und allen, die gewarnt sind, uns um Oberst Brune zu kümmern, wenn der richtige Zeitpunkt dafür gekommen ist.«

»Brune? In Brune habe ich mich geirrt«, sagte André.

»Wie meinst du das?«

»Ich habe ihn viel größer gemacht, als er ist. In Wirklichkeit ist er nur ein Bürokrat, der um sein Leben kämpft und vor seiner eigenen Mittelmäßigkeit Angst hat. Er hat die antiamerikanische Anti-Devereaux-Platte mit gefälschten und entstellten Berichten nur gespielt, weil er sich bei La Croix einschmeicheln wollte und weil es ihm von anderer Seite so aufgetragen wurde. Das Schlimmste, was man Brune vorwerfen kann, ist, daß er ein verkommener Verwalter ist, der sein Amt mit politischen Machenschaften verdorben und den ganzen Geheimdienst auf den Hund gebracht hat. Aber ein Sowjetagent? Nein, das ist Brune nicht. Als der Topas-Skandal auf ihn zukam, mußte er mich um jeden Preis als unglaubwürdig hinstellen oder sich selbst in Ungnade aus dem Dienst jagen lassen.«

André wandte sich vom Fenster ab und ging ein paar Schritte ins Zimmer, vorbei an Jacques' wundervoller Sammlung von Dumas-, Voltaire- und Hugo-Erstausgaben.

»Einen Mann wie Oberst Brune hat man leicht in der Hand, wie eine Marionette, und der ihn in der Hand hatte, war ein gerissener, böser Teufel.«

André lehnte sich gegen den wuchtigen Renaissancetisch. »Schade, daß du Amerika nicht besser kennengelernt hast, Jacques.«

»Du weißt ja, wie es einem geht. Meine Besuche sind kurz und offiziell.«
»Zu dumm. Amerika ist ein Land mit unglaublich vielfältigen landschaftlichen Reizen. Ich werde nicht müde, sie zu bewundern. Vier Zeitzonen in einem einzigen Land. Stell dir das vor! Von Gott geschaffene Naturschönheiten, von Menschen geschaffene Wunder. Ein einziger Glanz. Ich glaube, Colorado gefällt mir am besten ... ja, ich mag es am liebsten. Große urtümliche Berge ohne die manikürten Städte der Alpentäler, ein wildes, zerklüftetes Land mit den verwitterten Ruinen von Goldgräberstädten. Reißende Ströme, in denen es Forellen gibt. Im Frühsommer sind die Täler und Felder und das Hochland um Aspen ein wahrer Teppich aus wildwachsenden Blumen.«
»André, was veranlaßt dich zu dieser Heimwehballade?«
»Die wildwachsenden Blumen.«
Jacques zeigte die Andeutung eines Lächelns. Er stellte sein Glas hin und setzte sich an seinen Schreibtisch. »Sprich mir von den wilden Blumen.«
»Du solltest die Wappenblume von Colorado eigentlich kennen, ihr habt denselben Namen ... Columbine, eine Akeleienart.«
Auf Granvilles Oberlippe perlte der Schweiß. Zentimeterweise zog er die oberste Schreibtischschublade auf. »Du bist ungemein amüsant.«
»Wir sprachen über Verräter«, fuhr André fort. »Schlimmer als die Huren, Zuhälter und bezahlten Würger, das niedrigste, schmutzigste Gesindel sind diejenigen, die ihr Vaterland für Geld verraten.«
Granville tastete in der Schublade nach dem kühlen Metall seiner Pistole. Langsam schlossen sich seine Finger um den Kolben.
»Du schaust mich so entgeistert an, Jacques. Ich will dir erzählen, wie alles gekommen ist. Während des Krieges bist du als Verbindungsoffizier für das Freie Frankreich wiederholt in Moskau gewesen. Die Russen schätzten dich als einen bezaubernden jungen Taugenichts ein, der in La Croix' Nähe bleiben würde, und sie wußten, daß der General eines Tages über

Frankreich herrschen würde. So machten sie sich an dich heran, und vor achtzehn Jahren tratst du in ihre Dienste. Wer einmal darin steckt, kommt nicht wieder heraus. Es ist eine lange Zeit, in der du dieses Doppelleben geführt hast. Das normale Gehalt, das du in deiner Stellung beziehst, das Geld deiner beiden ersten Frauen und auch deine eigene Erbschaft, das alles war nicht genug, um deinen Lebensstil aufrechtzuerhalten... und Stil hast du ja, Jacques.
Erstaunliche Geschäftsverbindungen unterhältst du mit Schweizer Banken in Genf«, fuhr André fort. »Die Konten mit den Kennziffern XXF 12908 und BFI 2202 bei de Groff lauten allein über vierzigtausend Dollar. Und einem gewissen C. S. Bouchard strömt das Geld nur so zu, beinahe wie er will. Das muß man sagen, Monsieur Bouchard, alias Columbine, alias Jacques Granville, billig sind Sie nicht, aber warum sollten Sie auch, wenn die Sowjetunion in Ihnen einen Agenten zur Verfügung hat, der den halbblinden Präsidenten falsch informiert?
Ich habe Verräter kommen und gehen sehen, aber so wahr mir Gott helfe, Jacques, du bist der niederträchtigste Schurke von allen. Alle hast du für deine Zwecke ausgenutzt. Den Präsidenten von Frankreich hast du benutzt, um deinen Dreck zu verschachern. Deinen beiden Ehefrauen hast du ihr Vermögen gestohlen. Oberst Brune hast du ausgenutzt, hast die Dinge auf den Kopf gestellt, hast ihn deine schmutzige Arbeit tun lassen unter dem Vorwand, du seist sein Freund und rettetest ihm seine Stellung. Mich hast du ausgenutzt, ja sogar meine Frau hast du ausgenutzt, um Näheres über Kuznetow zu erfahren. Ein Jammer, Jacques, daß er ein echter Überläufer war.«
Granville war bis zur Tür gegangen, hatte sie rasch abgeschlossen und sich dann umgewandt. In der Hand hielt er eine kleine Beretta-Pistole. »So, nun wollen wir mal vernünftig miteinander reden«, knurrte er.
»Bitte, du bist an der Reihe, Jacques. Und leg die alberne Pistole weg. Du siehst komisch aus.«
Jacques hielt die Waffe weiter im Anschlag. André ging auf ihn zu. Granville zitterte, seine Hand wurde feucht. André nahm ihm die Pistole weg, als sei sie ein unerwünschtes Spielzeug. Er entfernte das Magazin und warf es auf den Tisch.

»Du hast nie die Kraft besessen, selbst den Abzug zu drücken, doch bevor du deine Mordbuben auf mich hetzt, laß dir gesagt sein, daß mein Tod dich teuer zu stehen kommen wird. Mehrere Journalisten, Freunde von mir, haben einen versiegelten Umschlag bekommen, der mein Rücktrittsgesuch und Auskünfte über deine Bankkonten enthält. Im Fall meines Todes oder Verschwindens werden die Briefe, in denen du als Columbine entlarvt wirst, geöffnet.«

»Wenn dieser Brief gedruckt wird, lebst du keine vierundzwanzig Stunden mehr.«

»Nicht doch, Jacques, nicht doch. Ich werde ihn nicht gleich veröffentlichen, denn ich hänge immer noch sehr am Leben, und solange ich den Brief unter Verschluß halte, wirst du dafür sorgen, daß ich aus Frankreich herauskomme. Für den Augenblick kann nicht einmal Jacques Granville meinen Mord überleben, ohne zugleich sein eigenes Todesurteil zu unterschreiben. Wir befinden uns in einer Lage, in der wir aufeinander angewiesen sind. Kannst du mir folgen?«

»Innerhalb von Stunden«, schrie Jacques, »wird jede Spur der Bankkonten verschwunden sein. In zwei, drei Jahren bauen wir eine Kampagne gegen dich auf ... daß du ein Trunkenbold, ein Dieb, ein Aufrührer seist ... daß du ein sowjetischer Agent seist, der versuche, seinen eigenen Kopf zu retten. Wir werden so viel Verwirrung schaffen, daß dein kostbarer Brief wertlos ist. Und dann ... wirst du wie ein Tier zu Tode gehetzt.«

»Jacques, ich kenne einen Schriftsteller. Einen Romanautor. Amerikaner, aber immerhin. Er hat eine außerordentlich treue internationale Leserschaft, obgleich sich die Rezensenten über seinen Stil beklagen. Mir persönlich wäre ein Autor einer etwas ausgeprägteren literarischen Richtung, wie Hemingway oder Faulkner, lieber gewesen, doch das nur nebenbei. Als ich mir über die Notwendigkeit, dir das Handwerk zu legen, klar wurde, habe ich mich mit ihm in Verbindung gesetzt. Inzwischen schreibt er schon an der Geschichte ... und er läßt nichts aus. Wir haben ihr den Titel TOPAS gegeben – wie hätte sie auch anders heißen sollen? Was immer also mit mir geschieht, und es ist ganz unwichtig, was aus mir wird, die Welt wird gewarnt

sein, wenn Pierre La Croix stirbt, so daß sie dich und deinesgleichen hindern wird, Frankreich zu verschlingen.«
André stieß Jacques von der Tür weg und drehte den Schlüssel um. Jacques wurde von nackter Verzweiflung gepackt. »André! Es gibt noch einen anderen Weg. Komm zu uns! Hör mit deinem Wahnsinn auf! Hör mit diesem verrückten Märtyrertum auf! Verdamm dich nicht selbst zu solch einem Leben! Du machst dir nicht klar – du verstehst gar nicht, was Geld bedeutet. Geld, soviel du willst. Millionen und Abermillionen Francs. Und Macht. Unvorstellbare Macht. Macht über Frankreich. Nenn irgend etwas... Sobald wir La Croix los sind, kannst du den SDECE haben. Sogar ein Ministerium...«
»Großer Gott, Jacques, was sollte ich mit all der Macht und all dem Geld anfangen...«
Jacques ergriff seinen Arm. »Du bist ja kein Mensch. Du bist nicht mal so viel Mensch, daß du über mich und deine Frau empört bist.«
»Empört? Kaum. Aber sehr verletzt. Ein Mensch? Ich wurde an dem Tag ein Mensch, als ich es von meiner Frau erfuhr und genug Mitleid mit ihr hatte, um ihr verzeihen zu können. Ich hatte mir einen dramatischen Abgang ausgemalt. Ich wollte dir ins Gesicht spucken und gehen, aber es wäre Verschwendung meiner guten Spucke.«
André ging hinaus.

21

Robert Proust holte die Briefe aus seinem Postfach in der Rue des Capucines und fuhr dann auf dem schnellsten Weg in seine Wohnung. Zwei Briefe – einer für den Präsidenten und eine Kopie für ihn. Unbeholfen riß er den Umschlag auf, mit zitternder Hand entfaltete er das Schreiben und las:

30. Oktober 1963

An den Präsidenten der Französischen Republik
Elysée-Palast
Paris, Frankreich

Sehr geehrter Herr Präsident,
mit dem heutigen Datum lege ich mein Amt nieder.
Ich lege es jedoch unter Vorbehalt nieder. Ich trete zu keinem verbündeten oder feindlichen Land über. Ich lege mein Amt als Franzose nieder, ich bleibe Franzose und behalte das Recht, zurückzukehren und meinem Land in Ehren zu dienen, sobald ich dazu in der Lage bin. Ich klage Sie an, weil Sie der Beschuldigung, daß ein unter dem Decknamen Topas laufender sowjetischer Spionagering bis in französische Regierungskreise vorgedrungen sei, nicht nachgegangen sind.
Vermutlich waren Sie persönlich das Opfer sowjetischer Beeinflussung durch den höchsten Topas-Agenten. Sein Deckname ist Columbine, und er ist der Stellvertretende Chef Ihres Präsidialamtes: Jacques Granville.
Ich beklage die Rückkehr zu einer veralteten Außenpolitik, die Frankreich in diesem Jahrhundert schon zweimal an den Rand der Vernichtung geführt hat.
Ich verurteile Ihre Absicht, aus der NATO und damit aus dem westlichen Sicherheitsbündnis auszutreten.
Ich kann es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, Frankreich unter Ihrer Herrschaft zu dienen und gegen die Vereinigten Staaten von Amerika Spionage zu treiben.
Ich warne Sie und die Welt vor den ungeheuerlichen Machenschaften, deren Ziel die Anarchie ist und die Frankreich nach Ihrem Tod einer kommunistischen Verschwörung ausliefern werden.
Ich liebe Frankreich genauso, wie Sie behaupten, es zu lieben, und ich sage Ihnen: Sie haben Frankreich verraten, um Ihren persönlichen Ehrgeiz zu stillen.
Es lebe Frankreich!

André Devereaux

22

Pierre La Croix ließ sich an seinem Schreibtisch nieder, um noch die späten Berichte und die streng vertrauliche Post zu lesen, ehe er sich zurückzog. Er schlürfte von dem Kaffee, der neben ihm stand, und beugte sich dann weit vor, um die Augen dicht über das Geschriebene zu bringen.

Der dritte Umschlag, den er zur Hand nahm, war nicht weiter gekennzeichnet und trug nur seine Anschrift. Er drehte ihn mehrmals in der Hand um und riß ihn dann mit dem silbernen Brieföffner auf. Verdutzt starrte er einen Augenblick lang auf den handgeschriebenen Brief. Hatte er nicht ausdrücklich angeordnet, daß alles, was ihm vorgelegt wurde, mit der Maschine geschrieben sein müsse, und zwar in Großbuchstaben?

Es war André Devereaux' Rücktrittserklärung.

Als er sie gelesen hatte, nahm er langsam seine dicke Brille ab. Der kalte Schweiß brach ihm aus, als er laut vor sich hin brummte: »Devereaux!« Er war einer der letzten, die es wagten, gegen ihn aufzustehen. Dieser verdammte Devereaux!

Wie lange war es her, daß dieser junge Mann unerschütterlich vor ihm gesessen hatte? Seine Worte ... sie verhöhnten ihn ... »Wenn Sie sich ehrlich und eingehend prüfen, werden Sie zugeben, daß Ihre Haltung gegenüber Amerika hauptsächlich von Eifersucht und Haß getragen ist. Das kann von Kreisen, die sich darauf verstehen, leicht ausgenutzt werden. *Ich flehe Sie an, lassen Sie nicht zu, daß diese negative Einstellung von Leuten Ihrer Umgebung dazu mißbraucht wird, eine Verschwörung gegen den demokratischen Westen anzuzetteln.*«

Pierre La Croix' Faust krachte auf den Tisch. »La Croix läßt sich nicht ausnutzen! La Croix nutzt andere aus! Verdammter alter Narr!« grollte er vor sich hin.

Doch alles, worauf es jetzt ankam, war, seinen Platz in der Geschichte zu retten. Verflucht wollte er sein, wenn er in Ungnade, mit einem Skandal und als Zielscheibe des Gespötts abtrat. Er, eine Marionette? Der doch die anderen wie Marionetten hatte tanzen lassen? Nein, so würde er nicht abtreten, nach

allem, was er für Frankreich getan hatte, nachdem er Frankreich wieder groß gemacht hatte. So eine dumme kleine Affäre durfte ihn nicht entthronen. Frankreich würde nie etwas von ihr erfahren.
Der Brief verkohlte in dem großen Aschbecher, die Ränder krümmten sich, das Papier zerfiel zu Asche. Der Präsident starrte auf das kleine Feuer, und durch die Flammen sah er die schrecklichen Worte ... Alter ist Schiffbruch ... Alter ist Schiffbruch ... Alter ist Schiffbruch.

23

Es war ein angenehmer Frühlingstag. Der Zauber von Paris und der Zauber der Champs-Elysées hatten Michael Nordstrom fast völlig gefangengenommen und entspannt. Von seinem Tisch in einem der offenen Terrassencafés konnte er ausgiebig die endlose Parade hübscher schlanker Beine auf schwerelosen Bleistiftabsätzen und die wackelnden Hinterteile betrachten. Er trank seinen Wein aus und wandte sich an seinen skandinavischen ININ-Kollegen Per Nosdahl.
»Ich verspreche meiner guten alten Liz seit Jahr und Tag, daß ich sie einmal im Frühling mit nach Paris nehme, zu einem richtigen Urlaub, ohne Geschäftliches – obwohl der Himmel wissen mag, was ein richtiger Urlaub eigentlich ist.«
Der Geschäftsführer des Restaurants trat an ihren Tisch. »Mr. Nordstrom?«
»Ja.«
»Telefon für Sie.«
»Bin gleich zurück«, sagte er zu Nosdahl, faltete seine Serviette zusammen und folgte dem Geschäftsführer ins Haus. Für die verspäteten Mittagsgäste spielte das Orchester »Paris im Frühling«.
Der Geschäftsführer deutete auf eine Telefonzelle gegenüber dem Eingang.

»Danke«, sagte Mike und zog die Tür hinter sich zu. »Nordstrom.«
»Wissen Sie, wer hier ist?« fragte die gedämpfte Stimme André Devereaux'.
»Ja, das weiß ich.«
»Ich brauche vielleicht Hilfe.«
»Wenn ich kann, helfe ich ... es kommt darauf an.«
»Ich bin im Louvre und betrachte die Statue der geflügelten Viktoria. Sie dürfte unser einziger Sieg sein ... auf dem Weg in die Ewigkeit.«
»Ich komme.«
Mike hängte ein und schob seine mächtige Gestalt zwischen den Terrassentischen hindurch. »Ich muß leider gehen«, entschuldigte er sich bei Per Nosdahl. »Ich muß einem alten Freund Lebewohl sagen.«
»Ist Ihr alter Freund in Schwierigkeiten?« fragte Nosdahl.
»Ja, ich fürchte.«
»Werden Sie ihm helfen können?«
»Ich schwöre Ihnen ... ich weiß es nicht.«
»Bitte, sagen Sie ihm alle guten Wünsche von mir«, sagte Nosdahl.
»Ja, das will ich gern tun.«
Michael Nordstrom trat an den Bordstein und stieg in ein Taxi. Der Fahrer bog in den Verkehr ein und warf einen Blick in den Rückspiegel.
»Sind Sie Amerikaner?« fragte er.
»Ja.«
»Gratuliere.«
»Wozu?«
»Ich habe eben die Nachrichten gehört. Die Russen haben klein beigegeben, sie ziehen die Raketen von Kuba ab ... ihr seid harte Burschen, die reinsten Cowboys.«
»Manchmal.«
»Wohin, Monsieur?«
»Louvre.«

Ein echter Uris-Roman: fesselnd, erregend und mitreißend geschrieben!

›Ich bin Boris Kuznetow, Chef einer Abteilung des sowjetischen Sicherheitsdienstes. Ich möchte überlaufen‹. Mit diesen hastig gesprochenen Worten beginnt die Zerschlagung eines gefährlichen Spionagerings innerhalb der NATO. Der Russe beweist, daß Franzosen für die UdSSR spionieren. Ihr Codewort lautet: Topas. Die Nummer Eins trägt den Decknamen ›Columbine‹. Da Kuznetow nicht weiß, wer sich dahinter verbirgt, wird der fähigste Agent eingesetzt, um Columbine zu entlarven: André Devereaux.

›Leon Uris hat ein schockierendes und zugleich mutiges Buch nach bisher streng geheimgehaltenen Dokumenten geschrieben. Es zeigt die internationale Diplomatie von ihrer unheimlichsten Seite.‹

Nach diesem Buch entstand der gleichnamige Hitchcock-Film.

Leon Uris, 1924 in Baltimore (USA) geboren, verließ mit 17 Jahren die Schule und trat in das US-Marine Corps ein. Er kämpfte auf Guadalcanal und bei Tarawa. Dem Einsatz des Marine-Corps widmete er auch sein erstes Buch ›Schlachtruf‹. Es wurde ein großer internationaler Erfolg, den er jedoch mit ›Exodus‹ noch übertraf. Beide Romane und ›Mila 18‹ liegen bereits als Heyne-Taschenbücher vor. Alle weiteren Uris-Romane, wie ›Entscheidung in Berlin‹, ›Die Berge standen auf‹, ›QB VII‹, werden ebenfalls als Heyne-Taschenbücher erscheinen.

DM 8,80 – Best.-Nr. 01/902

EIN HEYNE-BUCH